This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

✓ 46.6.5.

Herm. Ehé † in London
1917 [im 79. Lebensjahr]

Essays und Studien

von

Dr. Hermann Ethé,

Königl. bayr. Universitätsdocenten, zur Zeit Assistant Librarian at the Bodleian Library, Oxford.

Berlin.

Fr. Nicolaische Verlagsbuchhandlung.

(A. Effert & L. Lindtner.)

1872.

46. b. 5.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Vorrede.

Die freundliche Aufnahme, die ein Theil der hier vorliegenden Abhandlungen bei der ersten Veröffentlichung in geachteten deutschen Zeitschriften von Seiten des Publikums wie der Presse gefunden, hat mich ermuthigt, dieselben nunmehr zu sammeln und um einige neue, bisher noch ungedruckte vermehrt als selbständiges Werk herauszugeben. Daß ein Orientalist von Fach auch einmal in das rein literarhistorische Gebiet hinüberschweift, ist ja heutigen Tages nichts Neues und Auffälliges mehr und um so erklärlicher, wenn derselbe, wie es beim Verfasser dieser „Essays und Studien" der Fall ist, sein wissenschaftliches Augenmerk von jeher hauptsächlich auf die Durchforschung und Bearbeitung der Erzeugnisse morgenländischer und speciell persischer Dichter gerichtet hat. Das fortwährend gepflegte Interesse an den poetischen Schöpfungen dieser nährt naturgemäß auch das für die einheimische Literatur, und die von Jugend auf

gehegte Vorliebe gerade für die neueren und neuesten Entwicklungsphasen derselben hat den Anlaß zur Abfassung zunächst der sieben Skizzen der ersten Abtheilung gegeben. Weisen dieselben auch auf den ersten Blick keinen stricten organischen Zusammenhang unter sich auf, behandeln sie auch ganz verschiedene, örtlich und zeitlich von einander getrennte Persönlichkeiten, so wird doch der aufmerksamere Leser viele verwandte Züge in ihnen erkennen und wenigstens ein gleiches Grundmotiv sich in allen geltend machen finden. Ueberall war ich bestrebt, bei der specielleren Charakteristik einzelner hervorragender oder wenigstens in ihrer Art eigenthümlicher Schriftsteller, die bis jetzt wenig oder gar nicht eingehend gewürdigt sind, zugleich größere allgemeine Gesichtspunkte in's Auge zu fassen oder auch ganze Richtungen und Strömungen unserer modernen Poesie scharf zu beleuchten, wie es z. B. im „transatlantisch-exotischen Roman" der Fall ist. Die Wahl gerade dieses oder jenes Gegenstandes meiner Skizzen ist daher, wenn auch scheinbar eine nur zufällige und durch eine augenblickliche Liebhaberei hervorgerufene, doch genauer betrachtet einem so zu sagen instinctiven, aber mit zwingender Nothwendigkeit auftretenden inneren Bedürfnisse entsprungen. —

Die drei Artikel der zweiten Abtheilung sind Versuche ähnlicher Art, wie sie sich schon in meinen vor mehreren

Jahren erschienenen „morgenländischen Studien" finden, Versuche, ansprechende Partien aus der morgenländischen Cultur- und Literatur-Geschichte in volksthümlich-fesselnder, aber doch durchweg streng wissenschaftlicher Form einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen und so mehr und mehr auch in weiteren Kreisen das Interesse für den Orient und die Pflege seiner Geistesschätze wachzurufen. Dem Gelehrten vom Fach bieten dieselben zwar keine selbständigen neuen Forschungen, aber doch eine zum ersten Male kritisch gesichtete und erschöpfende Darstellung der in ihnen behandelten Materien.

Einen rein poetischen Anhang hierzu bildet die in der dritten Abtheilung enthaltene: „Maid von Bagdad," eine märchenhafte Novelle oder — wenn man lieber will, — ein novellistisches Märchen, in dem ein paar aus arabischen Quellen (Cod. arab. 632 der Münchener Hofbibliothek, Fol. 41 — 59) entlehnte Motive mit selbständiger dichterischer Phantasie verarbeitet und mit möglichst getreuer Nachahmung morgenländischen Colorits zu einem unseren heutigen künstlerischen Anforderungen entsprechenden harmonischen Ganzen abgerundet sind.

Und somit empfehle ich denn diese durchaus einfachen und anspruchslosen Studien, von denen bereits früher gedruckt erschienen sind: 1, 2 und 8 in den „Münchener Propyläen"

(1869), 3, 9 und 10 in den „Ergänzungsblättern“ (1870 und 1871) und die „Maid von Bagdad“ in dem belletristischen Beiblatt der „Frankfurter Zeitung“ (1869), mit herzlichem Gruß aus der Ferne vor allem der wohlwollenden und nachsichtigen Gunst meiner deutschen Leser!

Oxford, den 25. Mai 1872.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Zur neueren und neuesten deutschen Literatur.

		Seite
1)	Ein Dichter des Pommernlandes (Karl Lappe)	3
2)	Philipp Galen	24
3)	Der transatlantisch-exotische Roman und seine Hauptvertreter in der modernen deutschen Literatur	47
4)	Adolph Böttger	101
5)	Ein fürstlicher Schriftsteller (Kaiser Maximilian von Mexiko)	127
6)	Richard Wagner als Dramatiker	174
7)	Julius Grosse	198

Zweite Abtheilung.

Zur persischen und türkischen Literatur und Geschichte.

8)	Ein türkischer Eulenspiegel	233
9)	Verwandte persische und occidentalische Sagenstoffe . . .	254
10)	Ein moderner Prophet des Morgenlandes	301

Dritte Abtheilung.

Ein Phantaſieſtück aus dem Morgenland:

„Die Maid von Bagdâd“ 365

Erste Abtheilung.

Zur neueren und neuesten deutschen Literatur.

Ein Dichter des Pommernlandes.

Es ist leider eine Bemerkung, die wir nicht selten zu machen Gelegenheit haben, daß selbst in den Werken bedeutender und sachkundiger Literarhistoriker manche Namen von Dichtern entweder ganz fehlen oder doch nur oberflächlich berührt sind, die nicht nur auf ein vorübergehendes Interesse, sondern auf unbedingten und dauernden Werth Anspruch erheben können, während eine große Menge unbedeutender und mehr oder minder talentloser Poeten, besonders aus früherer Zeit, deren Geistesproducte einmal durch irgend welche äußere Umstände ein ephemeres Aufsehen erregt und dann nie wieder gelesen sind, noch überhaupt gelesen zu werden verdienen, immer wieder genannt, weitläufig besprochen und charakterisirt werden. Wir erinnern in dieser Hinsicht nur an einen von der Kritik besonders stiefmütterlich behandelten Dichter, der unstreitbar der größten einer in der deutschen Nationalliteratur ist und dem glänzenden Dioscurenpaar unserer dramatischen Poesie fast ebenbürtig zur Seite steht, an den greisen, kürzlich verstorbenen Franz Grillparzer, der erst in der jüngsten

Zeit bei Gelegenheit seines achtzigjährigen Geburtstages die volle verdiente Würdigung bei der ganzen deutschen Nation gefunden, während man sonst seinen Namen in so manchen literarhistorischen Werken theils überhaupt vergeblich suchte, theils immer wieder und wieder mit souverainer Geringschätzung der Sippe der Müllners und Houwalds beigesellt fand, gerade als ob sein dichterischer Genius nichts weiter als die „Ahnfrau" geschaffen, und Meisterwerke wie „Sappho", „Medea" und vor Allem „Ottokars Glück und Ende" gar nicht auf der Welt existirten.

Ein ähnliches Schicksal hat nun auch einen hochbegabten Poeten an den fernen, ostseeumbrandeten Gestaden des alten, sagenreichen Pommernlandes betroffen, den im Anfang der vierziger Jahre verstorbenen Dichter Karl Lappe, der zwar in seiner engeren Heimath sich einen dauernden und allgemein geehrten Namen errungen, bei Lebzeiten auch durch so manche Stimmen aus weiter Ferne freudig begrüßt und durch Ehrenbezeugungen aller Art ausgezeichnet ist, aber doch im Großen und Ganzen in den weiteren Kreisen Deutschlands noch nicht die Beachtung gefunden, die er verdient, und vor Allem in Süddeutschland kaum gekannt, viel weniger anerkannt ist. Während sein langjähriger Lehrer und Freund Kosegarten immerhin einen gewissen, wenn auch nicht gerade besonders glänzenden Ruf in der deutschen Literatur genießt, ja hin und wieder in Anthologien immer noch mit einigen seiner besseren Gedichte vertreten ist, hat Ersterer, besonders in der neueren Zeit, fast immer leer ausgehen müssen, trotzdem seine vorzugsweise dem Gebiete der Lyrik

und Didaktik angehörigen poetischen Erzeugnisse weit über diesen stehen, nicht das Geringste von dem fast sprichwörtlich gewordenen Schwulst und der Geschraubtheit der Rosegarten'schen Muse besitzen und sich durch eine reine, natürliche, wenn wir so sagen sollen, Goethe'sche Einfachheit und Ungekünsteltheit auszeichnen. Ohne ihn daher irgendwie mit dem oben berührten gefeierten Grillparzer in eine Parallele hinsichtlich seiner poetischen Bedeutung setzen zu wollen, glauben wir doch einige Aufmerksamkeit wohl in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn wir den Manen dieses dahingeschiedenen Dichters ein bescheidenes Todtenopfer darbringen, zumal in einer Zeit, wo so Manche wunder welches Verdienst um die Menschheit sich errungen zu haben glauben, wenn sie die erstaunten Zeitgenossen mit einigen neu aufgefundenen, meistens von den Verfassern selbst aus guten Gründen ad acta gelegten und absichtlich der Oeffentlichkeit für immer entzogenen Gedichten Schillers, Goethes oder anderer großer Meister unserer Literatur überraschen!

Hier soll in kurzen Zügen ein Bild von dem Leben und dichterischen Schaffen eines Mannes entrollt werden, dessen Lieder zwar nicht durch blendende Farbentöne, nicht durch schillernden Prunk und Pomp der Sprache, der oft nur der Deckmantel für Geistesarmuth ist, glänzen, aber einem warmen, für alles Wahre, Gute und Schöne erglühten Herzen entströmt sind, und eine reiche Fülle von Gemüth und Gedankentiefe, von liebevoller Beobachtung der Natur und des menschlichen Geistes, von Begeisterung für den engeren Kreis der heimathlichen Erde und ihrer eigen-

thümlichen poesievollen Reize, wie für das ganze große Gesammtvaterland offenbaren.

„Mit nichten seid beklommen,
Ihr dürft schon Rede steh'n
Bei Guten und bei Frommen;
Von Herzen seid ihr kommen
Und sollt zu Herzen gehn!"

ruft er ihnen selbst in dem Eingangsgedicht zu der Gesammtausgabe seiner Werke zu, und ebenso in den folgenden Strophen:

„Nicht hoch seid ihr geschrieben,
Doch tief seid ihr gelebt;
Und seid ihr wahr geblieben,
So muß euch mancher lieben,
Der ähnlich kämpft und strebt.
Ich hab' an euch gewendet,
So viel ich hab' und kann,
Nicht große Kunst verschwendet,
Doch Lieb' und Lust gespendet,
Das Alter schleicht heran.
Im krausen Strudelfalle
Des Lebens ringt der Muth.
Schwimmt mit im bunten Schwalle,
Ihr sinkt vielleicht nicht alle,
Was oben bleibt, ist gut!" —

Ein ächt deutscher Kernmensch, gesund und kräftig und dabei schlicht, einfach und anspruchslos, tritt uns aus allen Erzeugnissen seiner Muse klar und deutlich entgegen und erfüllt uns mit unbedingter Liebe und Hochachtung für den trefflichen Autor!

Die äußeren Lebensumstände unseres Dichters sind sehr einfacher und einförmiger Natur, wie er selbst in einer früheren Sammlung seiner Gedichte: „Lied und Leben" auf

die vielen freundschaftlichen Aufforderungen, sogar vom Rhein und von der Donau her, Nachrichten von sich mitzutheilen, mit liebenswürdiger Bescheidenheit entgegnet: „Mein äußeres Leben hat sich in so engen Kreisen bewegt, daß ich mir für eine Erzählung desselben wenig Aufmerksamkeit versprechen darf, man möchte denn eben die Enge nnd Beschränktheit anziehend finden. Ein kleiner Theil einer entlegenen Provinz ist der Schauplatz meiner fünzig Jahre u. s. w.“ Neuvorpommern, Rügen und ein Theil Mecklenburgs bilden den engen Raum, auf dem er gelebt, gewirkt und geschaffen, aber der helle Blick des Dichters und Denkers drang weit hinaus über die kleine Scholle Erde, die Wiege und Grab ihm zu umschließen bestimmt war, und die schöpferische Phantasie, die reiche Gestaltungskraft seines Innern bot ihm Ersatz für den Mangel längerer Reisen und eigener Anschauung von fremden Gegenden, Verhältnissen, Sitten und Menschen. Geboren am 24. April 1773 in dem Kirchdorf Wusterhusen zwischen Greifswald und Wolgast als jüngster Sohn einer schlichten Pfarrerfamilie, verlor er bereits im siebenten Jahre seinen trefflichen Vater durch den Tod, und so entwickelte sich naturgemäß schon früh in dem talentvollen Knaben eine größere Selbständigkeit und der immer sich steigernde Drang, durch eigene Thatkraft und Tüchtigkeit sich den Weg durch das Leben zu bahnen. Nachdem er in Wolgast unter Kosegartens Leitung, der wohl zunächst die in ihm schlummernde Liebe und Begeisterung für die Poesie geweckt und sein dichterisches Talent genährt, für das akademische Studium herangebildet war, bezog er nach vol-

lendetem sechszehnten Lebensjahre die Universität Greifswald, wo ihn eine innige Jugendfreundschaft mit seinem später so gefeierten Landsmann Ernst Moritz Arndt verband, und wirkte nach Vollendung seiner theologischen und philosophischen Studien acht Jahre meistens als Hauslehrer, zuletzt bei seinem alten Lehrer und Freund Kosegarten, der als Probst nach Altenkirchen auf Rügen versetzt war, bis er endlich 1801 als Gymnasiallehrer in Stralsund angestellt wurde und wenige Monate später durch die Vereinigung mit dem Mädchen seiner Wahl ein mehr denn vierzig Jahre dauerndes, an Freuden und Leiden reiches Familienleben begründete. Mit ganzer Seele seinem Berufe ergeben und ein pflichtgetreuer Führer und Leiter seiner Zöglinge, mußte er leider schon nach sechszehnjähriger Wirksamkeit seinem aus innigster Neigung gewählten Berufe Valet sagen, da seine durch eine tödtliche Krankheit und manches Familienunglück schon lange untergrabene Gesundheit unbedingte Geistesruhe und Muße von aufreibenden Amtsgeschäften erheischte. In der frischen, freien Landluft suchte und fand er neue Kräftigung und Stärkung, und seine und seiner zahlreichen Familie Existenz zu erleichtern, erwarb er bald darauf durch Kauf eine eigene ländliche Besitzung in dem nahe gelegenen Kirchdorf Pütte, die er selbst bebaute, worauf er auch in einem scherzhaften Gedicht mit den Worten anspielt:

„Ihr sollt mit stillem Wunder schaun,
Wie der Poet will Rüben baun." —

Wie froh und zufrieden er sich hier im reinen Genuß der ewig jungen Natur, in heiterer Familiengeselligkeit, seine

Zeit zwiſchen dem Feldbau und den Muſen theilend, fühlte, zeigen außer einem eigenen kleinen Aufſatz: „mira mirorum! poeta emit domum“ noch die verſchiedenen anmuthigen Lieder, in denen er gleich dem alten Vater Gleim ſein ländliches Wohnhaus, ſeine „Hütte“, wie er ſie getauft, beſungen. Vierundzwanzig Jahre verbrachte er hier in ſtiller, beſchaulicher Einſamkeit, in die nur einmal das Unglück erſchütternd hereinbrach, als am Abend des 10. März 1824 ſeine geliebte Hütte und mit ihr ſeine Bücher, ſowie der ganze Rohvorrath ſeiner im Selbſtverlage erſchienenen Schriften ein Raub der Flammen wurden. Aber bald erſtand das Haus neu aus ſeiner Aſche, und mit einem innigen, ſeelenvollen Liede, das mit den Worten beginnt:

„Kommt nun wieder, kommt zurück
Aus dem Leide der Zerſtreuung,
Ganz zu Aſche brennt kein Glück,
Aus Zerſtörung blüht Erneuung;
Unter Schutt und Trümmern lebt
Noch ein Keim, der aufwärts ſtrebt“,

rief der zärtliche Vater die verſcheuchten Seinen, die hier und dort bei liebevollen Bekannten ein Obdach gefunden, in die neue trauliche Wohnſtatt heim. Erſt als der Tod die meiſten ſeiner Freunde und Vertrauten um ihn her abberufen, und er ſich allzu verlaſſen in ſeiner ländlichen Abgeſchiedenheit fühlte, kehrte er im Spätſommer 1842 nach Verkauf ſeiner Beſitzung in Stralſunds Mauern zurück, um dort einen heitern Lebensabend zu verbringen. Aber kurz gemeſſen war ihm vom Schickſal dieſe Zeit des ruhigen Greiſenalters; — ſchon ein Jahr darauf, am 28. October

1843, entschlief er in Folge eines Nervenfiebers sanft und schmerzlos zu einem besseren Sein, tief betrauert von den Seinen, wie von all den Tausenden, deren Freundschaft und Hochachtung er sich durch seine Herzensgüte und Redlichkeit, wie durch seine sinnigen Lieder und Gesänge weit und breit erworben. — Auf dem Grunde dieses friedlichen, idyllischen Stilllebens sind nun die duftigen Blüthen seiner Muse entsprossen, und wie des Dichters Dasein selbst ohne große Schicksalsschläge und erschütternde Herzenskämpfe verflossen, rinnt auch der Strom seiner Poesie rein und ungetrübt dahin, überall aus dem klaren Spiegel seiner Wogen das Bild eines beschaulichen Geistes mit tiefer Weisheit und Lebenserfahrung und einer liebenswürdigen, schönen Seele wiederstrahlend, die, allem Trug und Schein abhold, nur dem Ewigen und Wahren nachringt. Von seinen zahlreichen Schriften können wir alle diejenigen übergehen, die, wie „die Insel Felsenburg", „der Froschmäuseler", „Klims und Gullivers wunderbare Reisen", „Kellgrens prosaische Schriften aus dem Schwedischen", „Kampfgedichte aus dem Feldzuge von 1813", „Friedhofskränze" (eine Zusammenstellung der schönsten deutschen Dichtungen über Tod, Grab und Ewigkeit) und andere theils Bearbeitungen für Jung und Alt, theils Uebersetzungen oder Sammelwerke sind. Wir haben es hier nur mit seinen eigenen dichterischen Producten zu thun, deren Hauptkern in den 1836 in erster und 1840 in neuer Auflage bei Oeberg in Rostock erschienenen „sämmtlichen poetischen Werken" (denen auch eine ganze Reihe kleinerer Prosa-Aufsätze beigefügt ist) in fünf Bänden, Aus-

gabe letzter Hand, und in der ein Jahr später veranstalteten Sammlung: „Blüthen des Alters", die im Mai 1843 in den „Blättern für literarische Unterhaltung" eine höchst ehrenvolle Besprechung fanden*), enthalten ist. Halb der classischen, halb der romantischen Periode angehörend, hat unser Dichter folgerichtig auch die Vorzüge der einen und die Mängel der anderen in seinen Gedichten vereinigt: erstere liegen in der

*) Die bemerkenswerthesten Stellen dieser Besprechung lauten: „Man wirft dem Alter Geschwätzigkeit, Tadelsucht der Jetztwelt und verdrießliches Wesen vor, und von einem dichtenden Greise behauptet man gewöhnlich, das zur Poesie nöthige Feuer sei in seiner Brust erloschen, er sei mithin unfähig, in dieser Hinsicht etwas zu leisten. Diese Vorwürfe können den jovialen Greis nicht treffen, der dem Boden seines warmschlagenden Herzens viel bessere Blüthen und Früchte abzugewinnen weiß, als seine Landsleute den sandigen Schollen des Pommernlandes. (Anmerk.: Letzteres paßt wohl nicht ganz, da viele Gegenden Rügens und Pommerns ihrem fruchtbaren Boden weit mehr Früchte abgewinnen, als sie selber gebrauchen.) Wir hören hier das anmuthige Geplauder eines heiteren, freundlichen Greises, dessen gemüthliche Reflexionen sich leicht in Rythmus und Reim schmiegen, oft aber auch sich in ungebundener Rede ergehen, oder sogar Monologen gleichen, die alte Leute zu halten pflegen. S. 65 stürzt er sich sogar in „Gute Nacht an mein Herz" in's Metrum und wieder hinaus, und wir meinen, in diesem Treiben offenbare sich eben sein Dichterberuf; in Folge eines unabweisbaren Dranges muß er sich ausschütten. Gewiß hatte er nie nöthig ‚die Verse an den Fingern abzuzählen; unbekümmert um Form und Metrum, gibt ihm der günstige Moment beides. Doch steht dahin, ob diese gemüthlichen und kunstlosen Ergüsse vor den Augen moderner Kunstrichter und der Jugend Gnade finden; denn ein lebhaftes, das Auge bestechendes Farbenspiel haben sie nicht; sie sind Producte einer langen Erfahrung, einer prüfenden Weisheit, eines patriotischen Sinnes, eines warmen Herzens, gedankenreich und kräftig." —

ſchon oben rühmlich hervorgehobenen ſchlichten, einfachen und ungekünſtelten Naturwahrheit ſeiner Lieder — letztere in den hin und wieder merkbar werdenden Anklängen und Reminiscenzen theils an Oſſians einſt ſo überſchätzte und jetzt überwundene Nebel- und Mondſcheinpoeſie, theils an die beſonders von Fouqué ſo vielfach verherrlichte altnordiſche Sagen- und Götterwelt. Doch ſind der Gedichte dieſer Richtung eben nicht viele, und auch dieſe zeichnen ſich in ihrer Art durch poetiſche Kraft und Fülle, wie durch Wohlklang der Sprache aus, Eigenſchaften, die auch den mannichfachen, meiſt derſelben Richtung huldigenden freien Nachbildungen engliſcher, ſchwediſcher und däniſcher Lieder und Balladen nachzurühmen ſind. Dauernderen Werth aber haben entſchieden die rein lyriſchen ſowohl wie die didaktiſchen und epiſch gefärbten Gedichte der erſteren Gattung, aus denen allen, ſelbſt die kleineren Gelegenheitsgedichte nicht ausgenommen, man herausfühlt, daß des Dichters innerſter Drang ſie geſchaffen, daß ſie nicht künſtlich erfunden, ſondern durchgelebt und durchgefühlt, und der getreue Ausdruck wahrer und wirklicher Seelenſtimmungen ſind, und das verleiht ihnen eben einen unvergänglichen Reiz. Beſonders zeigt ſich dies in den Liedern, die — vielfach an die Gedichte von Voß erinnernd, mit dem Lappe eine überraſchende Aehnlichkeit hatte, den er aber an poetiſcher Kraft weit überragt — theils den hohen Werth eines von aller Welt abgetrennten Daſeins beſingen, in welchem man froh und heiter, und vor Allem mit gutem, ruhigen Gewiſſen lebt und dem Wahlſpruch huldigt:

„Nicht wie die Welt begehrt und liebt —
Ich handle, wie das Herz es giebt;
Spitzbüberei ist eitler Wahn,
Gradaus bleibt dennoch wohlgethan!“

und:

„Nun bei den Göttern allen,
Was soll mir Heuchelschein?
Ich will auch nicht gefallen,
Nur stolz und ehrlich sein!“

theils das trauliche Glück der Selbstbescheidung und der Ergebung in das einmal vom Himmel dem Menschen zugefallene Loos, wie es sich trefflich in den Versen ausspricht:

„Nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden,
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land — die Außenwelt ist Tand —
Arm oder Reich — die Glücklichen sind gleich!“

und an einer anderen Stelle:

„Wenig darf die Freude sein;
Auch die kleine, wie die große
Füllt das Herz des Menschen an.
Bruder, in des Glückes Schooße
Lebt, wer sich bescheiden kann!

auch in den beiden Liedern: „Ergebung“:

„Schweigend, Schicksal, ehr' ich dein Gebot.
Durchgenossen ist der Glanz der Stunden.
Blumen blühten, Kränze sind gewunden.
Flamm', o Sonne, noch im Abendroth,
Und dann sei der schöne Tag verschwunden.
Er war schön. Ich hing mein Herz an ihn,
Ging umher und trug von seinem Lichte
Strahlen auf dem Jünglingsangesichte.
Sorgsam hieß ich jede Ahnung fliehn,
Daß ein Sturm mir meinen Lenz vernichte.
Es ist aus. Ich wende meinen Blick.

Andre Looſe ſind für mich gefallen.
Mahnend hör ich die Entſcheidung hallen.
Doch im Herzen trägt der Menſch das Glück.
Und die Erde blüht, wohin wir wallen!" —

und „Beſchränkung":

„Den Sohn des Staubes feſſeln ſeine Schranken;
Er lern' es, ſich beſcheiden und entbehren,
Den Wunſch bemeiſtern, ſeinem Herzen wehren.
O baue du, dem eitlen Wahn entronnen,
Den ſtillen Anger unbelauſchter Wonnen." —

In enger Beziehung zu dieſer Gattung der Lappe'ſchen Poeſien ſteht nun eine Reihe von Liedern, die der Feier des Landlebens, der ſeligen Freie und Friſche der Natur gewidmet ſind. „Frei leben in der Sonne hinab die friedlichen Tage, den Mond auf Bett und Grabe — unübertroffenes Loos!" ſingt unſer Dichter und preiſt in immer neuen Wendungen die Flucht aus der dumpfen Stadt hinaus in's Freie, wo das Abendroth um die heiteren Hügel webt, wo lachend Hain und Fluren prangen, und die Natur ſelbſt der einzige Arzt für alle Krankheit iſt; — hinaus in die ſtille Ländlichkeit, wo Nachts am warmen Heerd die Grillen ſchwirren, wo man vertraulich mit vergnügtem Sinn in die Flamme ſchaut und, noch einmal den Tag überdenkend, ſich allgemach für den Schlaf vorbereitet, um endlich dann hinabzutauchen in des Bettes Flaum und ausruhend von der Laſt und Mühe dem Engel des Schlummers in die weichen Arme zu ſinken; — hinaus auch in die grüne Dämmerung des Waldes, wo ſtolze Wipfel rauſchen, von Himmelsluft erregt, und wo man träumend den Liedern lauſchen kann, die rings die ſchwirrenden Blätterzungen

säuseln. Wie tief empfunden ist z. B. das Lied „Frühlingswehmuth“:

„Dein krankes Herz und deine bleiche Wange
Trag' in die freie Frühlingsluft hinaus,
Sink' in den Rasenklee am Hügelhange
Und athme still, was dich bekümmert, aus!
Der Strahl des Himmels wird dein Aug' umlächeln,
Durch junges Grün sanftzitternd zu dir gehn,
Des Lüftchens Hauch wird linde dich umfächeln,
Des Veilchens Athem heilend um dich wehn.

Wie schön umher die Fluren sich erneuen!
Wer darf noch trauern, seit der Lenz uns kam?
Wie drückt denn dich in süßer Zeit der Maien
Der stumme Harm, der thränentrübe Gram?
O frohe Götter, die die Flur durchschalten,
Ihr kennt das stille Schmachten dieser Brust,
Gewährt auch mir, die Blüthe zu entfalten,
Durchstrahlt auch mich mit jugendlicher Luft.“ —

Mit Glück ist hie und da auch, so in der ziemlich bekannten „Frostnacht“:

„Friede dir, freudiger Frost der Nacht,
Blinkende, blanke Blume des Schnees“,

der alte Stabreim angewandt, was auch Vilmar in seiner Literaturgeschichte zu einer rühmlichen Erwähnung unseres Dichters veranlaßt hat. — Alle die genannten Gedichte sind dabei durchweht von dem Hauche ächter, innerer Frömmigkeit, und nicht selten durchzogen von einem äußerst wohlthuenden feinen und schalkhaften Humor, der nicht minder auch in den verschiedenen Hochzeitsliedern, in den Gedichten: „Das Wachskind an Julchen“, „Als die Blonde den Kuß versagte“, „Guter Rath“ und „An einen klagenden Freund“,

und ebenso in vielen der kleinen den vierten und fünften Band seiner Gesammtwerke füllenden Prosaschriften, die aus anziehenden Novellen, Noveletten, Skizzen, Märchen und kurzen Aphorismen und Gedankenspänen bestehen, zur Geltung kommt. Vielleicht möchte man nun aus dem bisher Gesagten den Schluß ziehen, das Talent unseres Dichters sei eben nur dieser beschränkten Sphäre gewachsen und entbehre der eigentlichen Kraft und Größe — dem ist jedoch keineswegs so. Gar oft nimmt seine Muse aus diesem gemüthlichen Stillleben heraus einen höheren, freieren Flug und weiß auch die größten und erhabensten Ideen des menschlichen Geistes in vollklingenden Rythmen zu feiern. Besonders schwungvoll sind in dieser Hinsicht die Oden: „Deutschlands Schlachtfelder 1806", „Dem Frühling 1813", „Im Sommer 1813", „An den Kronprinzen von Schweden", und andere, mit denen er der glänzenden Reihe unserer Vaterlandssänger von 1813 sich würdig anschließt, ferner: „Das Gewitter", „der Unerschütterte", „Forster und Wales auf der Südsee", „der Yarrowstrom", „Agandecka", „der kleine Derik", „das Schiff", an das der Dichter die schönen Worte richtet:

„ Geleitet von des Himmels Sternen,
Von hohen Göttern mild umschwebt,
Spielst du hinab die dunklen Fernen,
Wo die geschäft'ge Nadel bebt.
Den Tanz des Kieles zu ermüden,
Ist selbst des Erdballs Ring zu klein.
Des Menschen Größe, sie ist dein!
Durch dich ward ihm die Welt beschieden".

und vor Allem sein berühmtestes, von vielen Tonkünstlern,

besonders von Beethoven trefflich componirtes Lied: „So und So", von dem schon oben Einiges citirt ist, und das mit den Worten beginnt:

„Nord oder Süd, wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligthum der Schönheit und der Musen,
Ein götterreicher Himmel blüht;
Nur Geistesarmuth kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden,
Nord oder Süd — wenn nur die Wange glüht",

und mit der Strophe schließt, deren letzte Worte seinen schmucklosen Grabstein zieren:

„Schlaf oder Tod — willkommen, Zwillingsbrüder,
Der Tag ist hin, ihr zieht die Wimper nieder,
Traum ist der Erde Glück und Noth.
Zu kurzer Tag, zu schnell verrauschtes Leben,
Warum so schön und doch so rasch verschweben?
Schlaf oder Tod — hell strahlt das Morgenroth!"

und endlich sein Hymnus „Sonnenfeier":

„Von dir durchglüht, entbrenn' ich, dir zu singen,
O Maiensonne, dreimal gold'nes Licht;
Ein Flammenpfeil soll von dem Bogen klingen,
Aus deinen Gluthen web' ich mein Gedicht",

mit den Schlußzeilen:

„O milde Sonne, nie verarmte Quelle
Von Segen, der verborgen dir entfließt,
Wie sich des Niles siebenfache Welle
Geheimnißvoll aus dunkler Urne gießt;
O schmilz hinweg den Rest der Barbareien,
Und laß von Pol zu Pol, auf jeder Flur,
Der Dichter schöne Sage sich erneuen —
Das gold'ne Unschuldsalter der Natur!"

Ebendahin ist auch seine größte epische Erzählung in drei Gesängen: „Miranda" zu rechnen, die einen höchst

wirksamen Stoff aus dem Zeitalter der Entdeckungen und speciell aus dem Zuge Kabots nach Paraguay behandelt und in der Schilderung von der erwachenden Gluth der Liebe und Eifersucht in den Herzen der beiden Kaziken, die schließlich zur Alles verzehrenden Flamme wird, gipfelt. Wir citiren als Muster der Sprache nur die Schilderung des Liebesglückes von Hurtado und Miranda (Erster Gesang 17—19):

„Sie sitzen oft, umhüllt vom Blüthenschatten
Des Tulpenbaums, von Störern unbelauscht,
In holdem Kühl, wenn auf versengten Matten
Ein dürrer Wind durch falbe Gräser rauscht.
Sie kümmern nicht die allerstrebten Schätze
Im Andenschooß, im schönen Silberfluß.
Ihr Streben ist ein kosendes Geschwätze,
Ihr Königsschatz ein herzgefühlter Kuß.

„Wo ist die Liebe süßer", spricht Mirande,
Indem sie fester den Gemahl umflicht,
„Dort über Wassern im Navarrerlande,
Hier an dem Baum, der unter Blüthen bricht?
Wo ruht's sich sel'ger in dem Arm des Lieben,
Wenn pocht das Herz, wenn Blick und Liebe küßt?
„Geliebter, sprich, hier unten oder drüben?
Hurtado spricht: „Da, wo Mirande ist!"

„Wo ist die heil'ge Treue felsenfester,
Links oder rechts am weiten Ocean?
Wo trotzt sie froher der Gefahren größter,
Wenn der Versuchung Strudel sie umfahn?
Wo mag man süßer sterben, wenn zum Lohne
Ein rascher Tod des Gatten Heil erstrebt?
Geliebte, sprich, in welcher Erdenzone?"
Mirande spricht: „Wo mein Hurtado lebt!"

und die glühenden Worte des Kaziken Mangora zu seinem Bruder, als er Miranda erblickt:

„Sahst du sie schon in ihren gold'nen Locken?
Sahst du das Auge, wie des Himmels Blau,
Die Wange, roth und weiß wie Blüthenflocken,
Den Wuchs, erhaben wie der Palme Bau?
Die zarte Färbung aller Blumenglieder,
Das Ebenmaaß der schwebenden Gestalt?
Siripa schweig, sprich nicht von Grillen wieder,
Was in mir brennt, das kühlt nicht Jagd noch Wald.

Mich hat die Sehnsucht tief und heiß betroffen.
Der Liebe Wuth, der Neid durchkocht mein Herz.
Ich weiß, ich rase; dennoch muß ich hoffen!
Zu lähmend preßt ein hoffnungsloser Schmerz.
Hurtados Weib, du göttlichste der Frauen,
Das Schicksal ruft, sein Ausspruch ist geschehn.
Nicht ohne dich will ich die Sonne schauen,
Ich muß besitzen oder untergehn!"

Endlich ist noch eine Seite der Lappe'schen Gedichte hervorzuheben, die das bedeutsamste Licht auf den Verfasser wirft und ihn am treuesten charakterisirt: das ist die glühende Liebe und Begeisterung für seine engere Heimath, zunächst für die verschiedenen Gegenden und Oertlichkeiten Pommerns, die er theils in kleinen Prosa-Skizzen, theils in größeren Gesängen, besonders in den „Blüthen des Alters" feiert, und dabei mit scharfer und zugleich poesievoller Beobachtungsgabe auch bei den kleinsten Fleckchen, die für den gewöhnlichen Beschauer so ziemlich auf ein Haar einander gleichen, eine specifische Eigenthümlichkeit herauszufinden und dichterisch zu gestalten weiß; — dann für die Naturschönheiten der Insel Rügen, dieser schönsten Perle des

deutschen Nordens, zu der ihn gleich dem alten Arndt (vgl. dessen „Heimweh nach Rügen") immer wieder und wieder die unbezwingliche Sehnsucht treibt, so oft er am Strande der Pommerküste weilt, daß er auf Vogelschwingen hinüberdringen möchte nach den dunklen Buchenwäldern, den Kreidefelsen, den romantischen Hügeln und Seen, den stillen, dünenumthürmten Uferauen, die nichts dem Beschauer bieten als „den weiten blauen Himmel und das weite blaue Meer"; — und endlich für den ewig neuen und doch ewig gleichen Reiz dieses Meeres selbst. Wie den Schweizer nie das Heimweh nach seinen Alpen, so verläßt auch den Sohn der Meeresküste nie der unwiderstehliche Drang nach dem schönen, furchtbaren Element der Wogen.

„Wessen Wiege Wogensingen
Melodienvoll umklang,
Ach! zu dessen Träumen dringen,
Wenn bei Nacht die zarten Schwingen
Geister regen,
Wird es wie Sirenensang."

Und gerade in der Schilderung der wechselnden Erscheinungen des Meeres, speciell also der Ostsee, in der sich neuerdings auch zwei unserer beliebtesten Romanschriftsteller, Philipp Galen und Friedrich Spielhagen (besonders in einem seiner neueren Werke: Hammer und Ambos) glänzend hervorgethan haben, ist unser Lappe ein vollendeter Meister, mag er nun der Brandung lautes Toben malen, wie sie grollend an's Gestade schlägt, „daß der Kreide Pfeiler dröhnen, und die Dünen Schonung flehn", den überirdischen Sang der Wellenstimmen, die bald schauertragend, bald

sehnsuchtweckend, wie Kriegestöne und Liebesgeflüster, wie Prophezeihung von seligen Welten oder wie Todtenruf erschallen; — oder den Genuß des Bades in der lauen Fluth, die erquickend die versengte Brust umbrandet und festen Sinn und leichten Muth den Menschen leiht, denn:

„Im großen unumschränkten Meere
Fühlt er sich unbeschränkt und groß.
Er ist von aller Erdenschwere,
Von seines Staubes Fessel los";

und das freudige Ergötzen auf dem spiegelglatten Winterstrande, „wo des Eises Glocken klingen, wo die blanke Scholle dröhnt und die bange Tiefe stöhnt"; — oder die Wonne der Schiffer, die mit wallendem Wimpel und hüpfendem Kiel auf der rollenden Woge fröhlichen Muthes dahinschweben, nicht achtend der lockenden Küste, mögen die Stürme wehn, die Blitze niederzucken und die empörten Fluthen brausen in wildem Gewühl, oder endlich das majestätische Hinabsinken des Sonnenballes in den feuchten Meeresschooß. Weit übertrifft er hierin seinen Freund Kosegarten, von dessen Rügen'schen Liedern nur wenige frei von Schwulst sind und daher selten einen ungetrübten Genuß gewähren, während bei Lappe stets Natürlichkeit und Schlichtheit in der Sprache, wie in den angewandten Bildern vorwalten, wofür Gedichte wie: „Inselheimweh", „Rückkehr des Insulaners", „Heimath", „Erinnerung an Rügen", „Wittow", „Hiddensee", „Schifferlied" und andere mehr den überzeugenden Beweis liefern. Und wie er in einem der schönsten Lieder aus den „Blüthen des Alters" mit Begeisterung die Reize eines vom Meere umrauschten Friedhofes schildert,

wo das Kirchlein mit den Hügeln dem Gemurmel der Wellen lauſcht, die ſeit Jahrhunderten ihm das Wiegenlied ſingen und unter leiſem Flüſtern von der Ewigkeit treu ſein Leichenfeld bewachen, ſo blickt auch der ſchlichte Grabhügel, unter welchem unſer Sänger auf Stralſunds Kirchhof gebettet iſt, fort und fort auf die wogende See hinaus, und zu dem ſtillen Schläfer in der Gruft dringen bei Tag und Nacht die ewigen Melodien der rauſchenden Meeresfluth.

Das Lied lautet vollſtändig ſo:

„Auf Bodſtedts Kirchhof will ich ſtehn
Und in die Abendſonne ſehn,
Wie hinterm Darß ſie Waſſer trinkt
Und matt in's Bett der Wellen ſinkt.

Auf einmal flammt ſie glühendroth,
Ein letzter Glanz verſchönt den Tod.
Nicht unverklärt und ſpurlos fällt
Ein ſtarkes Herz, ein Thatenheld.

Ein breiter Streifen zittert dann
Wie flatternd Gold zu mir heran
Und legt ſich auf des Friedhofs Grün,
Daß alle Gräber glühn und blühn.

Nun iſt es aus. Das war der Tod.
Still brennt ein ſanftes Abendroth.
Das Kirchlein mit den Hügeln lauſcht,
Was ihm die nahe Welle rauſcht.

„Was will ſie rauſchen?“ Hört nur zu:
„Nun, ſtiller Kirchhof, ſchlummre du!
Die Sonne hat den Lauf vollbracht,
Ambroſiſch ſinkt die heil'ge Nacht.

Mit deinen Kindlein, groß und klein,
Warm zugedeckt, ſchlaf' ein, ſchlaf' ein!
Ich ſang dir ja den Wiegenſang
Schon ſoviel hundert Jahre lang.

Ich bin zum Wächter dir beſtellt,
Bewache treu dein Leichenfeld.
Wir beide wiſſen ſtill Beſcheid
Und flüſtern von der Ewigkeit.

Was ſchleicht der Menſch und horcht umher?
Nicht den Lebend'gen ſingt das Meer.
Hinweg, was lebt, in's Haus hinein!
Wir draußen wollen einſam ſein!" —

Sollte das einfache Erinnerungszeichen, das wir in dieſer kurzen Skizze einem der trefflichſten Poeten unſeres ſpeciellen Heimathlandes gewidmet, in weitern Kreiſen die Aufmerkſamkeit auf die Gedichte des Entſchlafenen hinlenken und auch nur Einige zur gelegentlichen Lectüre derſelben ermuntern, ſo würde unſere Arbeit reichlich belohnt ſein, wenn wir auch gerechte Zweifel hegen, ob ſich jemals die Worte erfüllen, mit denen ſeltſamer Weiſe die „nouvelle Biographie universelle" den Artikel über unſern Dichter ſchließt: „les poésies de Lappe sont populaires en Allemagne."

Philipp Galen.

„Volkes Stimme — Gottes Stimme!“ Wohl keine Sentenz iſt häufiger und mit mehr Vorliebe citirt, und keine hat ſich doch im Laufe der Zeit weniger ſtichhaltig erwieſen, beſonders auf dem Gebiete der Kunſt und Literatur, als eben dieſe. Wie manche Pasquille ſind ſchon auf die trügeriſche vox populi geſchrieben, und wie manche ließen ſich noch ſchreiben, denn nur zu oft muß gerade das, was der mehr oder minder gedankenloſen Menge Anerkennung und Bewunderung abnöthigt, vor dem Richterſtuhle der einſichtsvollen und competenten Minorität die Segel ſtreichen und ſich auf Gnade und Ungnade in den verwerfenden Ausſpruch ſachkundiger und des Weſens Tiefe prüfender Beurtheiler ergeben. Aber dennoch kann man dieſer Stimme des allgemeinen Publikums auf die Dauer nicht ganz ſein Ohr verſchließen, und wo dieſelbe lange Jahre hindurch ſich in einſtimmiger Weiſe günſtig und wohlwollend oder gar lobpreiſend über Erzeugniſſe eines Künſtlers oder Dichters ausgeſprochen, wo ein wirklicher und andauernder Erfolg unläugbar verzeichnet iſt, hat auch die ernſtere Kritik die unabweisbare Pflicht, vorurtheilsfrei zu prüfen, in wie weit jener gerechtfertigt iſt, und nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu verſuchen, dem betreffenden Autor die ihm gebührende Stelle in der Literatur oder Kunſtgeſchichte anzuweiſen. Und inſofern, als ſie hierzu den ſchärferen Denker anſpornt und ihn gewiſſermaßen nöthigt, rückhaltslos ſeine innerſte Ueber-

zeugung von dem Werthe oder Unwerthe der in Frage stehenden Leistungen auszusprechen, hat die öffentliche Meinung, so wenig sonst auf ihr Urtheil zu geben ist, eine große und nicht zu unterschätzende Bedeutsamkeit. —

Zu den Schriftstellern nun, die einen solchen namhaften Erfolg in der Gunst des größeren Lesepublikums aufzuweisen haben, gehört vor Allem Philipp Galen (Pseudonym des preußischen Oberstabsarztes Dr. Lange). Seit zwei vollen Decennien ist derselbe beinahe alljährlich mit einem mehrbändigen belletristischen Werke vor die Oeffentlichkeit getreten, und vom „Inselkönig" bis zum „Friedensengel" tragen nicht weniger als zwanzig stattliche Romane seinen Namen. Viele der früheren liegen bereits in dritter und vierter Auflage vor, und seit seinem ersten Auftreten bis zum gegenwärtigen Moment ist er in allen Bibliotheken wohl mit der gesuchteste und beliebteste Autor; ja seine früheren Schriften, zumal seine allerersten, finden noch immer reißenden Abgang und werden — nicht ohne Grund — noch mehr gelesen, als die neueren Erzeugnisse seiner Muse. Seltsamer Weise hat ihn trotz dieser großen Productivität und der immerhin äußerlich sehr günstigen Resultate derselben die eigentliche Kritik sehr vernachlässigt und ihm, wenigstens in den letzten Jahren, nur selten eine eingehendere Recension gewidmet. Jedenfalls aber verdient er mehr als manche andere, beim ersten Erscheinen über Gebühr gepriesene und gar bald vergessene und verschollene literarische Erscheinungen seiner vielen anmuthigen und liebenswürdigen Eigenschaften wegen eine genauere und aus-

führlichere Besprechung, und so mögen die folgenden Zeilen die dem Autor von Seiten der Kritik zu Theil gewordene Vernachlässigung in etwas wieder gut machen!

Sollen wir Galen kurz characterisiren, so können wir sagen, er bildet, vielleicht mit Gustav vom See (Struensee) und mehreren anderen, gleichfalls vielgelesenen Schriftstellern die Spitze der Unterhaltungsliteratur, er ist der vollendetste Typus jener großen Reihe anmuthiger Erzähler, die unsere Gegenwart aufzuweisen hat und die mit einem fließenden Stil lebendige Schilderung und treffliche Charakteristik verbinden, ohne jedoch die poetische Kraft und Fülle zu besitzen, um wirklich abgerundete Kunstwerke zu schaffen, — die daher auch ungeachtet vieler vorzüglicher Einzelheiten und meisterhaft ausgeführter Details doch nur selten Schöpfungen von unanfechtbarem bleibenden Werth hervorzubringen im Stande sind. Auch Galen hält sich im Ganzen und Großen auf dem eben angedeuteten Niveau, und nur hier und da, in einigen seiner früheren Romane, nimmt er einen glücklichen Anlauf in das Gebiet höherer Kunstschöpfung, so im „Irren von St. James", in „Baron Brandau und seine Junker", in „Walther Lund" und etwa noch im „Sohn des Gärtners", im „grünen Pelz" und „Emery Glandon." Was ihn aber überall vortheilhaft vor seinen speciellen Collegen auszeichnet und das Interesse an seinen Schöpfungen fort und fort wachhält, auch wo sie den höchsten Anforderungen nicht genügen, das ist die ungemein feine psychologische Beobachtung, der durchdringende Blick des Menschen- und Seelenkenners, der sich nirgends verläugnet und den zu

schärfen wohl der ärztliche Beruf des Verfassers und die ihm durch diesen gebotene Gelegenheit, mit allen Ständen und Berufsklassen in nähere Berührung zu kommen und nicht blos Krankheiten und Leiden des Leibes, sondern auch des Herzens und Gemüthes zu erforschen und zu prüfen, in hohem Grade förderlich gewesen ist. Daneben ist er Meister in scharfer und frappanter, aber doch immer natürlicher Zeichnung der Charactere und hat außerdem in seinen Schilderungen und seinem ganzen Stil etwas ungemein Anheimelndes und Gemüthliches; das Interesse für die in seinen Romanen spielenden Personen wird so lebhaft geweckt, daß man sich bei der Lectüre allmälich gleichsam als Mitglied der darin auftretenden Familien ansieht, ein Umstand, der wohl besonders dazu beigetragen hat, ihm das Wohlwollen der Damenwelt in hohem Maße zu gewinnen; er weiß eben, um mit Scribe's Königin von Navarra zu reden: „was den Damen gefällt!" Freilich verleiten ihn diese seine specifischen Eigenthümlichkeiten nur zu häufig und vor Allem in seinen neuesten Producten zu einer ungebührlichen Breite, besonders in der detaillirten Ausmalung der unbedeutendsten Kleinigkeiten und kleinlichen Vorfälle des menschlichen Lebens und so hat er sich denn allmälig eine Art geistigen Embonpoints — sit venia verbo — zugelegt, das hier und da geradezu widerwärtig berührt. Daher bewirkt denn auch der von vornherein nur lobenswerthe Trieb, die Personen recht lebendig, klar und scharf gezeichnet dem Leser vorzuführen, oft gerade das Gegentheil, und die allzugenaue, zuweilen mehrere Seiten in Anspruch nehmende Beschreibung ihrer

äußeren Gesichtszüge, ihrer Kleidung und Haltung, sowie ihrer geistigen Anlagen und Eigenschaften dient mehr dazu, das Bild ihres Characters zu verwischen, als es in hellen und deutlichen Zügen zu fixiren. Wie anders weiß da unser Altmeister Goethe mit Uebergehung alles Details in wenigen kurzen Strichen seine Helden anschaulich und plastisch hinzustellen — nichts von langwierigen, ermüdenden Auseinandersetzungen, die bei Galen zumal schon dadurch sich eigentlich als überflüssig erweisen, daß er im Fortgang seiner Erzählungen noch genugsam die leiblichen wie geistigen Eigenthümlichkeiten seiner Hauptpersonen durch ihre Worte und Handlungen ins rechte Licht zu setzen bemüht ist. —

Eine besonders hervortretende geistige Fortentwickelung findet sich nun bei unserem Autor nicht, er ist eigentlich gleich in seinen frühesten Werken als ein vollkommen in sich fertiger Schriftsteller aufgetreten, und sein erster durchschlagender und von großartigem Erfolg auch in der Kritik begleiteter Roman: „der Irre von St. James" ist künstlerisch wohl auch der vollendetste geblieben, wenigstens wird er in seiner Abrundung und trefflich gedrängten Composition von keinem der späteren erreicht, geschweige denn übertroffen. Aus allen tritt uns aber in gleicher Weise das Bild eines vorurtheilsfreien, scharfsinnigen, gemüthstiefen und warmfühlenden Mannes entgegen, dessen Hauptbestreben es ist, durch seine Schriften ächte Bildung und Humanität zu verbreiten, frei von jeder confessionellen Eigenart und jedem confessionellen Zelotismus, wenn er sich auch selber fest und entschieden als Protestanten bekennt. Ein tief religiöses

Gefühl, eine demuthsvolle, aber doch mannhafte Ergebung in den Willen des allwaltenden Schicksals, „das zwar nicht immer gleich antwortet, wenn man eine Frage an dasselbe richtet, bei dem man aber Geduld haben und auf die Stimmen achten muß, die uns oft in eigenthümlichen, räthselvollen Lauten die Antwort leise ins Ohr flüstern," prägt sich überall unverkennbar bei ihm aus. Aber auch nach dieser Seite hin thut er nicht selten des Guten zu viel — der hin und wieder zu stark ausgeprägte Biedersinn verleiht auch seiner Schreibweise zuweilen einen gar zu biederen und behäbigen Character, die Anrufe an Gott und das Schicksal, besonders bei ganz alltäglichen Begebenheiten, sind zu gehäuft und übertrieben, und er hätte in dieser Hinsicht sehr wohl die Lehre sich selbst zu Herzen nehmen können, die er an irgend einer Stelle einmal in den Worten ausspricht: „Gott müßte viel zu thun haben, wenn er jeden geringfügigsten Umstand in dem Leben des Einzelnen leiten und lenken wollte." —

Die hier gerügten Einzelheiten finden sich jedoch mehr erst in seinen späteren Romanen und beeinträchtigen das Interesse der ganzen Reihe seiner früheren Schöpfungen nicht oder werden dort wenigstens noch durch die Fülle feiner psychologischer Beobachtungen und gediegener Charakteristik, die wir schon eben als Galen's Hauptverdienst hervorgehoben haben, und anderer im weiteren Verlauf unserer Skizze noch näher zu betrachtender trefflicher Eigenschaften einigermaßen ausgeglichen und in den Augen des Lesers verwischt. Am besten gelingen dem Autor alte Originale

und wunderliche Käuze, die oft bis in die kleinsten Züge hinein meisterhaft getreu dem Leben abgelauscht sind, so die drei alten ausgewetterten Seemannsnaturen im „Andreas Burns", Capitain Kühlwetter, Mevissen und der Stelzfuß Bardow; — der höchst humoristisch geschilderte Baron von Malte im „Walther Lund" mit seiner Leutseligkeit und Hypochondrie, der unaufhörlich, natürlich nur in seiner Einbildung, kränkelt, alle vier Wochen eine neue Heilmethode anwendet und so allen Ernstes die Fleisch-, Gemüse-, Obst-, Weißbrod-, Thee-, Citronen-, Milch-, Wasser- und noch unzählige andere Kuren Jahre hindurch mit eiserner Consequenz durchprobirt, ohne nur im Mindesten seiner vermeintlichen Krankheit ledig zu werden; — der freilich nur episodisch behandelte einfältige Stabschirurgus in „Fritz Stilling", ein wahrer Typus jener uns im Leben so häufig aufstoßenden Classe von Menschen, „die nie merken, daß sie Allen, mit denen sie umgehen, zum heimlichen Gespötte dienen, weil sie eine überschwänglich günstige Meinung von sich selbst haben und stets von ihrer Allwissenheit überzeugt sind, die mit einem merkwürdigen Widerspruchsgeist und hartnäckigen Festhalten an einer einmal gefaßten, gleichviel ob noch so falschen Meinung behaftet, alles besser zu kennen und besser vorzutragen glauben, als Andere, sollten sie auch nur ein einziges Wörtchen daran ändern, alles besser gesehen, gehört und erfahren zu haben behaupten, wenn ihnen auch jeder Begriff von der Sache fehlt, niemals zu Ende hören, was Andere sagen, oder überhaupt auf eine Antwort warten, um nur in aller Eile ihre weisere Meinung selbst in den

unbedeutendsten Kleinigkeiten, wie Essen, Trinken und ähnliches, an den Mann zu bringen, und endlich bei allem, was sie sprechen, einen so langweiligen, schleppenden Lehrton anschlagen, wie ein Dorfschulmeister einem achtjährigen Knaben gegenüber, dem er die ersten Begriffe vom Abc beibringt, so daß auch der Munterste das Gähnen nicht unterdrücken kann"; ferner das in demselben Buch auftretende komische Liebespärchen, der windbeutelige Barbiergeselle Ernst Goy und seine „gefühlvolle" Grete; — dann der alte derbe Pächter von Pulitz, Adam Sturleson, im „Strandvogt von Jasmund", der grimmige Feind Napoleons mit den ungeheuerlichen Gesichtern, die er überall zu sehen glaubt, und den furchtbaren Gewittern, die seine Spürnase überall wittert; — der köstliche „grüne Pelz", im gleichnamigen Roman, dieser edle, interessante Frauencharacter mit der rauhen, originellen Außenseite, und der klassische Baron Haas auf Hasencamp, den Spielhagens geniale Feder nicht besser und humoristischer hätte schildern können; — der Herr von der Oehe, dieser prächtige alte Knabe in den „Insulanern"; — der furchtsame, abergläubische Haushofmeister Mr. Coldwell in „Nach zwanzig Jahren"; — der alte wunderliche Professor der Mathematik Casimir von Bosch im „Erben von Betty's Ruh" mit seiner einzigen Leidenschaft für Zahlen, geometrische Figuren und arithmetische Gleichungen, dem die Natur kein einziges Atom Galle verliehen hat und dessen Stimme nie zu irgend welcher Heftigkeit anzuschwellen im Stande ist, der, selbst eine Seele von Mann, Jeden für gut hält, von der Existenz schlechter Subjecte und betrüge-

rischer Schurken nicht die mindeste Ahnung hat und in seinen Begriffen von der Außenwelt um ihn her bis ins höchste Alter hinein auf dem Standpunkte eines Kindes geblieben ist; — und endlich Jeremias Heiduck in dem sonst ganz werthlosen und trivalen „Walram Forst", der seltsame Junggeselle mit seinen selbst erfundenen Denkerstühlen, seinem wunderthätigen Potsdamer Balsam, seinen geheimnißvollen Modellen und sinnreichen Maschinen, nicht zu vergessen die Schwärmerei für seine selbstgezogenen Weine, sammt seiner ewig keifenden und mit ihm in ununterbrochener Fehde lebenden Haushälterin, der göttlichen Theodosia. — Nicht minder excellirt er in der Schilderung ächter, braver Kernmänner und ehrenwerther, biederer Veteranen, wie es die Gestalten des Pfarres Graham im „Irren", des Predigers von Glindow in „Walther Lund", des Försters Waldstein im „Sohn des Gärtners", des Meiers zu Allerdissen im „grünen Pelz", des Doctor Marssen in der „Tochter des Diplomaten", des alten Schilling und des Juden Simeon Marcus in „Jane, die Jüdin", des Kaufmanns Irminger im „Löwen von Luzern", und vor Allem die Figuren des Strandvogtes, Andreas Burns, des Admirals Colin Cameron im „Leuchtthurm auf Cap Wrath", sowie des Baron Brandau beweisen, dieses ächten Edelmannes der alten Schule, der zwar stolz auf seine eingebildeten Vorzüge vor den niedrig geborenen Menschen, herrisch und eigensinnig ist, mit zäher Festigkeit an seinen alten verrotteten Vorurtheilen gegen Neuerungen, besonders gegen die Errungenschaften der modernen Wissenschaft und Industrie, hängt,

sich aber doch im Grunde seines Herzens als eine edle, achtungswerthe Natur erweist und durch bittere Leiden geläutert endlich seine Fehler einsieht, seine vielfachen Irrthümer und thörichten Ideen bereut und für immer ablegt. —

Auch in der Zeichnung des bösen Princips und seiner Vertreter, diesem Prüfstein für eine ächt poetische Natur, leistet Galen Anerkennenswerthes. Mit vernichtender Ironie und beißendem Sarkasmus sind der intrigante Pater Henrikus und die drei würdigen Jünger Loyolas, die Patres Blitz, Sturm und Zahn, diese heuchlerischen Jesuiten in „Fritz Stilling" gezeichnet, deren Wahlspruch es ist: „zuerst die Proletarier besiegt, dann die Patricier und zuletzt die Fürsten, die ketzerischen Fürsten; hinunter müssen sie unter unseren Fuß, und so regieren wir die Welt!" Als gelungenes Seitenstück dazu sind die beiden Junker in „Baron Brandau", der ältere mit seinem verdorrten Herzen und seiner zügellosen Habgier, die zu befriedigen ihm kein Mittel zu schlecht ist, und der jüngere mit seiner thierischen Sinnlichkeit und seiner Neigung zu allen materiellen Genüssen, die ihm keine Ruhe noch Rast läßt, — und ebenso die beiden Barone von Grotenburg und Kranenberg im „grünen Pelz" anzusehn, diese Landedelleute von der ächten Race, „die, trotzdem sie nie etwas gelernt und nie etwas im Leben geworden sind, sich doch für den eigentlichen Mittelpunkt der Schöpfung halten, für ein kleines Weltall, um das sich alle übrigen erschaffenen Dinge wie um eine Achse drehen, mithin in untergeordnetem Verhältnisse zu ihnen stehen", und von denen der eine noch das traurige Loos gezogen hat, mit

einer frommen Frau und einem heuchleriſchen Caplan begnadigt zu ſein. Ferner das noble Hallunkenpaar, der kriechende, ſchmeichleriſche und devote Turnlehrer Beau, der ſich von Stufe zu Stufe bis zum geh. Cabinetsſecretair emporſchwingt, um dann endlich ſeinen wohlverdienten Lohn zu empfangen, nebſt ſeiner Vertrauten, der hochmüthigen Gräfin von Wetterau im „Sohn des Gärtners“, ſowie die trefflich gezeichneten Figuren der Stockdänen im „Andreas Burns“ mit ihrer eigenthümlichen zähen Hinterliſt, ihrer gleißneriſchen Heimtücke und ihrer nur äußerlich mit höherer Bildung gefirnißten Brutalität, die es den Deutſchen mit Striemen auf den Rücken ſchreiben wollen, daß auch ſie Dänen ſind; ferner die Figuren des ſchurkiſchen Spions Olaf Larſſen und der mordbrenneriſchen jütiſchen Freiſchaaren, und in gleicher Weiſe die der rohen und brüsken franzöſiſchen Officiere aus der Zeit der Occupation, beſonders des Majors Caillard im „Strandvogt von Jasmund“. Ziemlich in dieſelbe Kategorie fallen einzelne Typen der höheren blaſirten, nicht geradezu ſchlechten, aber doch im höchſten Grade characterloſen und meiſt erſt durch ſchwere Prüfungen zu beſſernden Ariſtokratie, wie der Herzog in „Fritz Stilling“, der aus einem Despoten zunächſt ein reuiger Sünder, dann durch Pfaffenliſt ein Frömmler und endlich durch alle dieſe Stadien hindurch ein geläuterter Mann wird, in dem das beſſere Selbſt doch noch triumphirt; — Bruno von Marchfeld in „Walther Lund“, der mit zwanzig Jahren ſchon ein abgelebter Greis iſt und in dem das Lebenslicht nur noch durch künſtliche Mittel wie eine alles verzehrende Flamme

dämoniſch wild auflodert, dem aber doch zum vollendeten Böſewicht die diaboliſche Willensenergie und die unverwüſtliche phyſiſche Kraft fehlt; — der Lord im „Leuchtthurm," dieſe Verkörperung der von der Natur ſo verſchwenderiſch bedachten engliſchen Nabobs, die dem Zufall, der erſtgeborene Sohn zu ſein, alles verdanken und hart und gefühllos gegen ihre Mitmenſchen wie gegen ihre eigenen Kinder ſind! — auch der Baron von Haldrungen in „Emery Glandon", das Bild eines kalten, herzloſen, egoiſtiſchen Genußmenſchen, der ſeinen Abgott auf der Zunge und im Magen trägt, ſeine würdige Schweſter Sibylle und andre mehr. An eigentlichen Gaunern und Verbrechernaturen, die in höchſt treffender Weiſe gemalt ſind, fehlt es ebenfalls nicht, und möge hier nur an die wohlgelungenen Geſtalten des Grafen Zaretta im „Baron Brandau," einer jener fabelhaften, von Zeit zu Zeit in größeren Städten meteorgleich auftretenden Erſcheinungen, die für den Moment einen alle Blicke blendenden Schein verbreiten und dann entweder öffentlich als Betrüger entlarvt und gerichtet werden oder auch ungeſehen und unbeachtet plötzlich wieder im Dunkel der Nacht verſchwinden; — des Leuchtthurmwärters auf „Cap Wrath", der, insgeheim Verbrechen auf Verbrechen häufend, doch äußerlich ſeinen guten Leumund wenigſtens bei der großen Menge geſchickt zu wahren weiß, und der in etwas modificirter Form in dem ſtets „ſichergehenden" Rentmeiſter Uscan Hummer auf „Bettys Ruh" wiedererſcheint — und endlich des braſilianiſchen Fälſchers und Betrügers Pinto Machado im „Löwen von Luzern" erinnert werden! —

Rechnen wir zu dieſer Menge characteriſtiſcher Figuren nun noch die verſchiedenen edel und trefflich gehaltenen Helden und Heldinnen, die freilich in ihrem männlichen Theile nicht gerade eine große Weſensverſchiedenheit aufweiſen, von dem Irren von St. James, Pater Maximilian in „Fritz Stilling“, Walther Lund, Emery Glandon und ſeinem Sohn bis herab zum Erben von Bettys Ruh und Arnold Halder im „Löwen von Luzern“, von der herrlichen Ellinor im „Irren“, der ſchwarzen Anna in „Walther Lund,“ der begeiſterten opferfreudigen Patriotin Helene in „Andreas Burns,“ und der frappant gezeichneten Künſtlerin Rachel Schawai in „Emery Glandon“ bis zu der originellen Tochter des Diplomaten, dem Irrlicht von Argentières und Jane, der Jüdin — ſo documentirt ſich darin eine Fülle von ächt dichteriſcher Geſtaltungskraft, eine Erfindungsgabe und Gewandtheit, die nur um ſo ſchmerzlicher den ſchon oben betonten Mangel an künſtleriſcher Durchbildung und Vollendung empfinden läßt; und dieſer Mangel hat vor Allem ſeinen Grund darin, daß Galen nicht pſychologiſche Probleme, originelle und überraſchende Motive zur Baſis ſeiner Erzählungen nimmt und dieſe poetiſch durchzuführen und zu erklären ſucht, ſondern — mit wenigen Ausnahmen — gerade umgekehrt anmuthige und intereſſante Geſchichten, die ihm in ſeinem erfahrungsreichen Leben, auf ſeinen mannichfachen Reiſen zur Kenntniß gekommen ſind, erweitert und ausſpinnt und nur, um dieſe dem Leſer anſchaulicher zu machen und in farbenreicherem Gewande vorzuführen, die handelnden Perſonen mit pſychologiſch feinen Zügen und

originellen Problemen ausstattet. Daß die Hauptpersonen „sich kriegen," steht immer von vornherein fest, und nur das „Wie" ist in den einzelnen Romanen verschieden. Er läßt sich daher hinsichtlich seiner Stellung in der erzählenden Prosaliteratur recht gut mit Benedix vergleichen, und wie dessen Lustspiele, so weisen auch Galens Romane, zumal die späteren, eine gewisse Familienähnlichkeit unter sich und ebenso mit den früheren auf. Die romantische Schürzung und Lösung des Knotens bezieht sich fast immer auf eine gewaltsame Trennung zweier Liebender, die, von einander gerissen, erst nach Jahren, oft erst im Alter, durch wunderbare Schicksalsverkettungen sich wiederfinden. Und gerade in der Schilderung dieses Wiederfindens, in der Art und Weise, wie die Getrennten gegenseitig auf einander vorbereitet werden, damit das Ereigniß nicht zu unerwartet komme, ist Galen häufig viel zu breit und umständlich und wird, zumal in den letzten Werken, wie „Nach zwanzig Jahren", „Erbe von Bettys Ruh," und vor Allem in „Walram Forst", stellenweise wirklich geschmacklos und trivial. Auch verfällt er nicht selten in einen Fehler, der nicht minder als der eben gerügte dem poetischen Werthe seiner Leistungen entschiedenen Abbruch thut und den rein ästhetischen Genuß bedeutend schwächt. Wohl jeder tüchtige und dem Leben und Treiben der Gegenwart um ihn her seine Motive und Charactere entnehmende Schriftsteller verwerthet wirklich existirende, ihm irgendwo aufgestoßene Persönlichkeiten, sei es zu Hauptträgern seiner Erzählung, sei es zu bloßen, in den Rahmen des Ganzen eingefügten

Episoden, wie zum Beispiel in Spielhagens „problematischen Naturen“ leicht alle diejenigen, die nur einigermaßen mit den pommerschen und rügenschen Adelskreisen vertraut sind, verschiedene Bekannte wiedererkennen und es ebenso Keinem bei der Lectüre von desselben Autors: „In Reih und Glied“ zweifelhaft bleibt, daß zu dem Bilde des Helden Lassalle gesessen hat. Aber überall ist doch der richtige Tact gewahrt, den benutzten Personen sind immer nur einzelne frappante, für den vorliegenden Zweck passende Züge entnommen, und in allem Uebrigen hat der Verfasser der freien dichterischen und künstlerischen Gestaltung ihr volles Recht widerfahren lassen. Verwerflich dagegen ist eine solche Verwerthung wirklich existirender Personen sowohl, wenn der Autor die Characterzeichnung derselben in hämischer Weise bis zur Carricatur und Unnatur treibt, wie das beispielsweise in dem ganz verfehlten Roman von August Becker: „Vervehmt“, der Fall ist, als auch wenn er sie — und sei es in der löblichsten Absicht — so photographisch getreu bis in die kleinsten Einzelheiten hinein nach dem Leben copirt, womöglich mit Beibehaltung ihrer Namen, daß sie eben nicht mehr in den Rahmen eines durch die freie dichterische Phantasie geschaffenen Kunstwerkes hineingehören, und das hat sich Galen eben mehrfach zu Schulden kommen lassen. Wir wollen ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er hie und da berühmte Künstler und Künstlerinnen in seinen Romanen episodisch auftreten und theilweise mithandeln läßt, wie Franz Liszt, Clara Schumann, Vieuxtemps in „Emery Glandon“, den genialen Ludwig Devrient mit seinem von

ihm unzertrennlichen Freunde Hoffmann und dem ihm wie ein Schatten folgenden, später gleichfalls so berühmten Seydelmann und andre mehr; die Charakteristik derselben, besonders die des größten aller deutschen Mimen ist so vorzüglich, daß wir ihr mit Freuden folgen, zumal Galen sich bemüht hat, das wüste und liederliche Leben so vieler großer Meister auf dem Gebiete der Kunst psychologisch zu erklären und zu rechtfertigen, aber ein entschiedenes Veto müssen wir gegen die Art und Weise einlegen, wie vor Allem in den „Insulanern" Ehrenmänner, die in ganz Rügen und Pommern wohlbekannt sind, mit ihrem vollen Namen und vom Scheitel bis zur Sohle treulich abconterfeit als Hauptheber der ganzen Erzählung, freilich in äußerst schmeichelhafter Schilderung, vorgeführt werden. Ein gleiches scheint in den schweizerischen Romanen: „Die Tochter des Diplomaten" und „der Löwe von Luzern" mit dem Führer Michel vom Grindelwald, dem berühmten Bergsteiger Oberst Halder und mehreren anderen der Fall zu sein — wenigstens belehren uns hie und da von Galen selbst unter den Text gesetzte Noten, daß wir es hier mit wirklich noch lebenden und weit und breit bekannten Persönlichkeiten zu thun haben. Mögen immerhin die Betreffenden für die Verherrlichung ihrer ehrenwerthen Handlungen und ihres vortrefflichen biederen Charakters dem Verfasser persönlich ihren besten Dank wissen — in einen Roman gehören sie nun einmal in dieser allzu lebenswahren Form nicht hinein und müssen im Leser jede Illusion von vorneherein zerstören. Allzu getreu photographirt sind auch nicht selten die Oertlichkeiten in Ga-

lens Schriften, obwohl gerade hierin der Verfasser eine Virtuosität entfaltet, die ihres Gleichen sucht. Geschickt weiß er stets die verschiedenen Stimmungsmomente seiner Personen, speziell seiner Helden und Heldinnen, in vollen harmonischen Einklang mit der Stimmung der sie umgebenden Landschaftsbilder zu setzen, oder, besser gesagt, die Hauptereignisse und hervorragendsten Scenen seiner Erzählungen an Gegenden spielen zu lassen, deren ganzer Ton denselben aufs Innigste angepaßt ist, und deren äußerer Naturreiz noch den Reiz der geistigen und seelischen Vorgänge, sei es Einzelner, sei es zweier durch Liebe Verknüpfter, belebt und diesen gleichsam eine höhere Weihe verleiht. Er hat sich damit ein ganz eigenthümliches Gebiet geschaffen, auf dem er neuerdings freilich auch bedeutend ausschreitet und die Schilderung der Gegenden so sehr die eigentliche Handlung überwiegen läßt, daß diese fast ganz erdrückt und die Geschichte an und für sich ganz unbedeutend wird, wenn erstere auch immer noch bei Weitem geschickter in den Fortgang der Erzählung verwebt ist, als etwa in Beckers „Hedwig", in der man stellenweise wirklich nicht viel mehr als einen Fremdenführer für den Wasgau zu lesen glaubt. Alle von Galen geschilderten Gegenden tragen das Gepräge der Anschaulichkeit und Wahrheit und sind sicher an Ort und Stelle nach der Natur aufgenommen, mag uns nun der Autor in die romantischen Partien Englands und Schottlands, nach Wales an die Ufer des lieblichen Wye und hinauf in den hohen Norden nach Sutherland mit seinen gewaltigen Bergriesen, dem Ben More und Ben

Uarram, zum Shin-See und zur Durneßbay, zur Smowhöhle mit ihrem Druidenstein und unterirdischen Wasserfall und zum Leuchtthurm auf dem meerumbrandeten Cap Wrath, oder hin in die an gewaltigen Naturscenen so reiche Schweiz führen, ins Berner Oberland mit der majestätischen Finsteraarhorngruppe und dem Prachtbau der Jungfrau, nach Interlaken und Unterseen, zur Furca und zum Grindelwaldgletscher mit seiner in wunderbarem Farbenspiel schimmernden Eisgrotte, zum umeisten St. Gotthardshospiz, zum Vierwaldstättersee und nach Luzern mit dem herrlichen, nach Thorwaldsens Modell aus Felsen gemeißelten sterbenden Löwen, an den Fuß des Montblanc, nach Argentières und unzähligen anderen reizerfüllten Orten dieser erhabenen Gebirgswelt; — mag er die anmuthige Havelgegend, die sandige Mark, die Ufer des majestätischen Rheins und der Elbe, Hamburg mit seinem unabsehbaren Mastenwald, Cuxhaven und das Watt, Westphalens rothe Erde, die sächsische und böhmische Schweiz und Prag mit seiner interessanten Judenstadt malen; — mag er uns die nordischen Küstenlandschaften, oder Rügen, oder endlich das Meer selbst, vor Allem die Ostsee mit ihren wechselnden Erscheinungen, in erhabenen und ergreifenden Bildern vorführen. Verbunden mit diesen vorzüglichen Naturbeschreibungen sind dann — und darin liegt die Hauptstärke Galens — die interessantesten ethnographischen Skizzen, treffende Schilderungen von den Sitten, Gebräuchen und Volksfesten der einzelnen Landstriche, z. B. der Schweiz, Rügens, Schleswig-Holsteins ꝛc., und schlagende Bemerkungen über die verschiedenen

Nationalitäten, ihre Stammes- und Racen-Eigenthümlichkeiten, Vorzüge und Nachtheile, die theils mit wenigen humoristischen Strichen, theils auch in längeren und leider vielfach zu lang ausgesponnenen Episoden und Genrebildern gezeichnet sind, wobei am schonungslosesten die blasirten Engländer und Amerikaner gegeißelt werden, wie sie zu Hunderten und Tausenden den Continent unsicher machen und durch ihren Ueberfluß an Unliebenswürdigkeit, Dünkel und Albernheit nur zu häufig ein ganz falsches Licht auf ihre übrigen achtungswerthen Landsleute werfen.

Lassen wir zum Schluß unserer Skizze nun noch die hervorragendsten von Galens Romanen selbst eine kurze Revue passiren! Abgesehen von seinem frühesten Werke, „Der Inselkönig", der trotz mancher hübscher Einzelnheiten — z. B. der Schilderung von dem akademischen Leben und Treiben des Helden und seiner Freunde — doch seiner allzu großen Unwahrscheinlichkeit und übertriebenen Phantasterei wegen als verfehlt betrachtet werden muß, nimmt sein erster, von wirklich durchschlagendem Erfolg begleiteter Roman: „Der Irre von St. James" noch immer, wie schon oben betont, unter allen die erste Stelle ein. Die Verwicklung ist einfach, natürlich, aber doch von höchster Spannung — der Irre, Mr. Sidney, ist eben nicht irre, sondern nur durch abscheuliche Familienkabalen ins Irrenhaus gebracht, aus dem er dann endlich mit Freundeshilfe entrinnt, alle Intriguen besiegt, seinen wohlverdienten Rang sich erkämpft und auch seine verlorne Gattin wieder findet — und ist auch die Charakteristik des alten Lords, des Vaters des

Irren, und des jüngeren Sohnes Mortimer, der zu sehr an die Carricatur eines Franz Moor erinnert, etwas schroff und übertrieben, so muß doch dem Buche ein bedeutsamer Werth zugesprochen werden, der noch gesteigert wird durch die zahlreichen feinen Beobachtungen und scharfsinnigen Bemerkungen über Irrenanstalten, besonders englische, und ihre Einrichtungen, Geschichte und Behandlung der einzelnen Wahnsinnigen, ihr geselliges Leben, ihre Vergnügungen und Feste, so über die von den Irren im St. James veranstaltete Aufführung des König Lear, die psychologisch von ungemeinem Interesse ist. — Ein Pendant dazu liefern die Besprechung des Irrenhauses und die ausführlichen Skizzen über einzelne merkwürdige Wahnsinnsphänomene, besonders den Größenwahnsinn, in „Baron Brandau und seine Junker", einem der besten Erzeugnisse aus Galens Feder, in welchem der Grundsatz: „wie der ungemäßigt fieberhafte Durst nach Geld zum Verbrechen, so führt der rastlos ungesättigte Trieb nach Ehre und Auszeichnung ohne Arbeit und Mühe zum Wahnsinn, und allein der wohlgerathenen Arbeit des denkenden Kopfes und der fleißigen Hand folgt der Segen des Herrn" mit folgerichtiger Consequenz poetisch bewahrheitet ist. Ein ähnlicher Grundsatz, mit beißender Ironie auf die verkommenen Adelszustände unserer Zeit, ist denn auch, leider etwas zu weitschweifig, in der interessanten Familiengeschichte: „der grüne Pelz" durchgeführt, deren Reiz noch durch treffende Schilderungen westphälischen Lebens, besonders unter den reichen Freibauern, erhöht wird. —

In seiner Art gelungen ist auch „Fritz Stilling“ zu nennen, die Lebensgeschichte eines Arztes, die unbestreitbar auf wirklichen Ereignissen beruhen muß. Sind auch einzelne Episoden viel zu lang gerathen und eine Menge unwichtiger Dinge mit ungebührlicher Breite behandelt, wodurch die Einheit der Composition vielfach gestört wird, so fesselt das Ganze doch in hohem Grade durch seine überaus reichen historischen Denkwürdigkeiten sowohl aus den Befreiungskriegen, mit besonderer Rücksicht auf die damaligen militairärztlichen Verhältnisse, als auch aus dem staatlichen und socialen Leben jener Zeit und der bald darauf folgenden Reactionsepoche, vornehmlich an den kleineren deutschen Höfen, aus dem heimlichen Treiben der Dunkelmänner und den Wühlereien der Jesuiten, die ein treffliches Spiegelbild für so manche Bestrebungen unserer Gegenwart liefern. Mit scharfen Strichen sind die hohlen, sittenlosen Zustände der damaligen sogenannten feinen Welt, der faullenzenden Hofschranzen und der jungen Edelleute und Officiere gezeichnet, und geschickt in die Handlung die zum größten Theil auf Schwindel beruhenden früheſten Versuche mit dem thierischen Magnetismus und dem Somnambulismus eingeflochten. In mancher Beziehung ergänzt werden diese historischen Darstellungen in dem „Sohn des Gärtners“, einem Buch, das die Rechte des Herzens, Gemüthes und Geistes gegenüber den Forderungen der herkömmlichen Convenienz und der zur Unnatur gewordenen Hofetiquette vertritt und werthvolle Notizen aus dem Burschenleben und den demagogischen Umtrieben auf den deutschen Universitäten, beson-

ders in Göttingen im Anfang der dreißiger Jahre, enthält. Auf vielfach wirklichen Erlebnissen, wahrscheinlich aus des Verfassers eigener Jugendzeit, scheint auch „Walther Lund" zu beruhen, der romantischste von Galens Romanen, der die dornenvolle und erst nach längeren Kämpfen zur festen Existenz sich durchringende Laufbahn eines Schriftstellers zum Gegenstande hat.

In „Emery Glandon" und dem „Leuchtthurm auf Cap Wrath" spricht vor Allem die eingehende Beschreibung des englischen Lebens, vornehmlich in den höheren Adelskreisen, und der seltsamen, durch alterthümliches Herkommen geheiligten Widersprüche und Abgeschmacktheiten an, die sich tausendfach in denselben finden. Grelle Streiflichter auf die mannichfachen Narrheiten und Verkehrtheiten der feinen englischen Gesellschaft und der durch ihren Reichthum und insularischen Dünkel aufgeblähten und sich als Träger der einzig wahren Civilisation betrachtenden Geldaristokratie wechseln mit anmuthigen und wohlthuenden Bildern aus dem patriarchalischen Leben der wahrhaft gebildeten und geistig veredelten Briten. Gleich interessante Scizzen zeichnen auch den ersten Band von „Nach zwanzig Jahren" aus. Bemerkenswerth ist noch die Stellung, die Galen im „Emery Glandon" und ebenso in der wohl mit zu diesem Zweck verfaßten Erzählung: „Jane die Jüdin" dem Judenthume gegenüber einnimmt, an dem er allen modernen Judenfressern zum Trotz die große geistige Triebkraft, die gewaltige Schöpfungsfülle auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst und selbst die oft verkannte Gemüthstiefe energisch vertheidigt.

— Hervorzuheben sind endlich noch die beiden geschichtlichen Bilder: „Andreas Burns und seine Familie“, das ein anschauliches Gemälde des deutsch-dänischen Krieges von 1848—50 in scharfer auf Autopsie beruhender Detailmalerei entrollt und in dem später, erst nach Losreißung der Herzogthümer von Dänemark geschriebenen Roman: „die Tochter des Diplomaten“, dessen Motiv ein nach langen inneren Kämpfen geheilter Familienzwist zwischen einem fanatischen Dänen und einem deutschen Patrioten bildet, gleichsam seinen historischen Abschluß findet, — und der „Strandvogt von Jasmund.“

Die übrigen Romane Galens sind von geringerem Werth, ja theilweise gradezu werthlos und was besonders die neuern und neuesten wie „Walram Forst“, den „Löwen von Luzern“ und den „Friedensengel“ so verfehlt erscheinen läßt, ist der Umstand, daß in ihnen Motive und Handlungen, die höchstens für eine Novelle oder kurze Erzählung ausreichen, in drei, vier oder gar fünf dickleibige Bände ausgesponnen sind und so jedes Interesse verlieren. Doch helfen auch sie immerhin das oben genauer skizzirte Gesammtbild des Autors vervollständigen, und können wir seinem liebenswürdigen und schönen Talente, das sich niemals — was bei der vorherrschenden Geschmacksrichtung so vieler unserer heutigen Schriftsteller wohl zu betonen ist — zu Schilderungen von zweideutigen und schlüpfrigen Scenen erniedrigt, sondern stets in den engsten Grenzen des Anstandes und der Sitte verbleibt, uns nicht nur angenehm zu unterhalten, sondern vielfach eindringlich anzuregen und zu be-

lehren verſteht, nur in ſeinem eigenen Intereſſe wie in dem ſeiner Verehrer den wohlgemeinten Rath ertheilen, die ihm noch immer zu Gebote ſtehenden Mittel nicht durch allzuflüchtige Production vor der Zeit vollſtändig zu vergeuden. —

Der transatlantiſch-exotiſche Roman und ſeine Hauptvertreter in der modernen deutſchen Literatur.

Zu den mannichfachen Unterarten und Abzweigungen des Romans, der nun einmal in unſerer Zeit den Haupttummelplatz alles dichteriſchen Wirkens bildet und die eigentliche Epik, die Lyrik und das Drama ſo ſehr in den Schatten geſtellt hat, daß ſelbſt die tüchtigſten und berufenſten unſerer Poeten ihre künſtleriſchen Gebilde in ſeinen Rahmen zu faſſen keinen Anſtand nehmen, iſt in den letzten Jahrzehnten eine neue, ganz beſonders reich bedachte und von den Schriftſtellern wie von dem Leſepublikum mit gleicher Vorliebe gepflegte Gattung gekommen, auf die der Literarhiſtoriker ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zu richten alle Urſache hat. Neben dem hiſtoriſchen Roman, dem ſocialen, politiſchen, und wie die einzelnen Species alle heißen mögen, beſitzen wir nun auch, vertreten durch eine ſelbſt den gewandteſten und ſchnellſten Leſer etwas in Verwirrung ſetzende Anzahl von Werken, den transatlantiſch-exotiſchen, haupt-

sächlich in der Form des deutsch-amerikanischen Auswanderer- und Abenteuerromans, wie Kreyßig in seinen jüngst erschienenen, höchst interessanten „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart" diese Gattung treffend betitelt hat. Ein specifisch eigenthümliches Gepräge ist im Allgemeinen dadurch unserer Literatur nicht aufgedrückt worden, denn wohl jedem Menschen ist schon von Natur aus ein mehr oder minder großes Interesse an wunderbaren, überraschenden, die Phantasie aufs Höchste reizenden Begebenheiten angeboren, und wo böte sich ein reicherer, unerschöpflicherer Stoff für derartige Schilderungen als in der neuen Welt jenseit des Oceans, der schon soviel durchforschten, die uns am Altherkömmlichen klebenden und an die Scholle des mütterlichen Bodens gefesselten Erdensöhnen doch immer noch wie ein Wunderland in geheimnißvoller, märchenhafter Ferne erscheint, und die durch ihre großartige Natur, ihre Indianer- und Negerromantik, ihre tausend Schrecken und Gefahren, und, wie Kreyßig sehr bezeichnend bemerkt, ihren entfesselten Individualismus auf jedes empfängliche und vorurtheilsfreie Gemüth in höchsten Grade anziehend, ja vielfach begeisternd und berauschend wirken muß? Daher denn bei den Engländern und Franzosen ebenfalls, wenn auch vielleicht nicht in gleich hohem Maße, diese Art des Romans beliebt und gepflegt ist, wie ja auch die Engländer, und nach ihnen die Amerikaner, so zu sagen die Begründer derselben gewesen sind. Wenigstens sind in Defoe's „Robinson Crusoe" die Grundzüge des Abenteuerlichen und Gefahrvollen, des, wie Vilmar es in seiner Literaturgeschichte nennt, „gleichsam auf

eigene Hand gestellten menschlichen Lebens" dieselben wie in unseren modernen amerikanischen Erzählungen, und das in jenem ausgeprägte Streben nach dem Sinnlich-Natürlichen, dem Derben, Frischen und Lebenswahren, gegenüber dem steifen Herkommen und dem verkünstelten Leben der Gesellschaft, bildet ja auch ein Hauptmerkmal unserer transatlantisch-exotischen Romane. Und wenn sich unter diesen, wie überhaupt unter der Fluth der heutigen Romane und Novellen, auch nur wenige ächte und völlig abgerundete Kunstwerke finden, ja vielleicht gar keins, das den höchsten und strengsten Anforderungen genügen kann, sobald wir den Maßstab unserer klassischen Meisterwerke in erzählender Prosa anlegen, — wenn auch durch sie nur allzu oft das harte Wort bewahrheitet wird, daß der Romanschriftsteller nichts als der Halbbruder des Dichters sei, so hat doch eben diese selbe Richtung unserer Literatur auf der anderen Seite einen keineswegs zu unterschätzenden Werth und hat sicher eine ungemein heilsame Wirkung auf die gesunde Weiterbildung und Fortentwickelung unserer Romandichtung ausgeübt, dadurch gerade, daß sie der Realität und Naturwahrheit mehr als jede andere nachgeeifert. Mit Recht sagt daher Kreyßig in dem oben angeführten Werke: „Es sind diese Schilderungen transatlantischen Lebens für unsere, aus den Studirstuben armer Professoren, Schulmeister und Pastoren hervorgegangene, dann langsam genug im Salon akklimatisirte Literatur ganz kostbare Errungenschaften", und fügt den beherzigenswerthen Wunsch hinzu: „möge der Geist der Wahrheit und Natürlichkeit unsere der Abbildung des Lebens sich

zuwendende erzählende Dichtung auf diesem guten Wege erhalten und stärken!“ —

Den Hauptanstoß nun zu unsern modernen transatlantischen, speciell amerikanischen Lebensbildern und Skizzen hat entschieden Amerika's berühmtester Romandichter, James Fenimore Cooper, gegeben. Seine Jedem von Jugend auf geläufigen und bekannten „Lederstrumpf-Erzählungen“: „Der Wildtödter“, „Der Letzte der Mohikaner“, „Der Pfadfinder“, „Die Ansiedler“ und „Die Steppe“, so wie nicht minder: „Die Beweinte von Wish-Ton-Wish oder die Puritaner in Connecticut“, „Der Spion“ und mehrere seiner bedeutendsten Seeromane schildern das amerikanische Leben, Denken und Fühlen, vor Allem aber die Urwaldpoesie mit ihren Reizen und Schrecken so meisterhaft, daß sie für alle Zeiten neben den historischen Romanen Walter Scotts als unerreichte Muster dastehen und fort und fort nicht nur die schwärmerische Jugend, sondern auch den reiferen, nüchternen Mann trotz mancher ermüdender Breiten und Weitschweifigkeiten durch ihre vorzügliche Charakterzeichnung, ihre grandiosen Naturschilderungen und die in ihnen niedergelegte Fülle trefflicher und geistreicher Gedanken entzücken werden. Die Figur des alten Waldläufers und Trappers Nathanael insbesondere, die sich durch die fünf erstgenannten Romane Coopers fortwährend hindurchzieht, ist eine so vollendete, bis in die kleinsten Details hinein trefflich ausgearbeitete, daß sie sich jedem Leser fest und unverwischbar mit allen ihren Zügen ins Gedächtniß einprägt und auch immer wieder und wieder von den späteren Schriftstellern dieser

Richtung, bald mehr, bald minder glücklich, kopirt ist bis auf die neuesten Vertreter derselben, Armand und Möllhausen, herab. Neben Cooper hat dann besonders Washington Irving das Interesse an amerikanischen Sittenschilderungen rege zu machen gewußt, auch Chateaubriand hat durch seine farbenreichen Urwaldsskizzen in: „Atala", „René" und den „Natchez" diese Richtung fördern helfen, wie denn schon vor ihm Bernardin de St. Pierre in „Paul und Virginie" und der „indischen Hütte" Musterwerke ähnlichen Genres geliefert, und so sehen wir neben und nach diesen großen Schriftstellern alsbald in Amerika, England, Frankreich nnd Deutschland eine immer sich mehrende Reihe von Nachahmern und selbständig schaffenden Jüngern auftreten; und wenn wir aus diesen hier nur die Deutschen herausgreifen und eingehender zu charakterisiren versuchen, so geschieht dies nicht nur, weil sie uns am nächsten stehen und sich uns am verwandtesten zeigen, sondern noch mehr deshalb, weil sie — wie schon einmal betont ist — ein ganz bestimmtes Gepräge an sich tragen, unsere Romandichtung in eine neue, gesunde Strömung gebracht haben und durch deutsche Gründlichkeit und Gemüthstiefe die mitstrebenden Schriftsteller der übrigen Nationen bedeutend überragen, weil endlich unter den Deutschen allein ein in mancher Beziehung wirklich ebenbürtiger Rivale Coopers aufgetreten ist, Charles Sealsfield, der Jenen an packender Lebendigkeit und erschütternder Gewalt der Leidenschaft sogar übertrifft, so sehr er auch hinsichtlich der künstlerischen Komposition hinter ihm zurücksteht. Wir können daher die transatlantischen Roman-

dichter englischer und französischer Zunge, Paulding („Wohlauf nach Westen", „des Holländers Heerd"), Southworth („Winny und Edgar", „Licht und Schatten"), Capt. Marryatt („Monsieur Violets Reisen und Abenteuer in Californien, Sonora und dem Westen von Texas", „die Ansiedler in Canada") Beecher Stowe, („Onkel Toms Hütte"), Wetherell („die Berge am Shatemuc"), Capt. Mayne Reid („die Kriegsfährte", „die Scalpjäger", „Pflanzerleben auf Jamaica"), Bird (dessen „Waldteufel" eins der besten Erzeugnisse dieser Gattung ist*), Gabriel Ferry (dessen „Waldläufer" noch immer jedes jugendliche Herz entzückt), Aimard mit seinen bandwurmartig sich durch Dutzende von Romanen hindurchziehenden Helden und Heldinnen, Murray („Prairievogel"), Beaumont („die Wüstenbraut"), Duplessis („der Waldführer") und Andere mehr hier nur kurz registriren, trotz ihrer vielfachen Vorzüge und interessanten Einzelheiten, und wenden uns sofort

---

*) Es entrollt dieser waldduftige Roman ein lebendiges und anschauliches Gemälde von den erbitterten Kämpfen der ersten Ansiedler in Kentucky gegen die Rothhäute zu Ende des vorigen Jahrhunderts und hat besonders in der Charakteristik manches recht Gelungene aufzuweisen. Trefflich vor Allem sind die beiden Figuren des blutigen Nathan mit seinem wunderlichen Gemisch von Quäkerzagheit, Angst und Gewissenhaftigkeit auf der einen und wilder, blutdürstiger Grausamkeit auf der anderen Seite, und des Pferdediebes Ralph Stockpole, eines ächten Typus jener ungesetzlichen Zeit, der bei aller Spitzbüberei doch noch ein gutes Herz unter seiner widerwärtigen Außenseite birgt, überall helfen will und bei den besten Absichten stets nur Unheil anrichtet. —

zur Betrachtung unſerer deutſch-amerikaniſchen und der dieſen verwandten Poeten. —

Ehe wir jedoch auf diejenigen unter ihnen näher eingehen, deren Werke ganz oder wenigſtens zum größten Theile der in Rede ſtehenden Romangattung angehören, und die, jeder für ſich, als ein beſonderer Typus einer mehr oder minder beſtimmt ausgeprägten Richtung in dieſer Hinſicht anzuſehen ſind, haben wir zunächſt eine Reihe von Dichtern aufzuführen, welche unter vielen anderen belletriſtiſchen Erzeugniſſen auch eins oder mehrere aus dem Gebiete des Transatlantiſch-exotiſchen verfaßt, ſei es durch eigene Erlebniſſe und Beobachtungen auf Reiſen in der neuen Welt dazu angetrieben, ſei es einzig und allein durch einen intereſſanten Stoff aus der älteren oder neueren Geſchichte Amerika's gereizt und durch eingehende Studien einſchlägiger Werke und eine reiche ſchöpferiſche Phantaſie zur Geſtaltung deſſelben befähigt. Solcher Schriftſteller, die alſo nicht als eigentliche Vertreter dieſer Gattung anzuſehen ſind, gibt es in unſerer modernen Romanliteratur eine große Anzahl, und wir wollen mit Uebergehung der unbedeutenderen, zu denen beiſpielsweiſe der ſehr fruchtbare und ſeit langer Zeit nur noch für das Bedürfniß des allergewöhnlichſten Leihbibliothekenpublikums producirende Auguſt Schrader mit mehreren jenſeits des Weltmeers ſpielenden bändereichen Erzählungen gehört, hier nur die wenigen, wirklich hervorragenden namhaft machen. Hier tritt uns zunächſt Theodor Mügge mit ſeinem 1840 erſchienenen hiſtoriſchen Roman „Touſſaint" entgegen, der dem Autor raſch und mit Recht

einen bedeutenden Ruf erwarb. Ergreift uns ſchon in ſeinen beiden viel ſpäter, in den fünfziger Jahren, erſchienenen Hauptwerken „Afraja“ und „Erich Randal“ die Kunſt der Schilderung von Land und Leuten des hohen Nordens, die Meiſterſchaft in der Detailmalerei jener gewaltigen, an erhabener, ergreifender Poeſie ſo reichen Welt mit ihrer kräftigen, naturwüchſigen, zum Lieben wie zum Haſſen gleich leicht erregbaren Bevölkerung, die er doch an Ort und Stelle zu ſtudiren reiche Gelegenheit hatte, aufs Höchſte, — wie viel mehr müſſen wir in dieſem ſeinen Erſtlingswerke das eminente Talent des Autors bewundern, mit welchem er es vermocht, uns die nie von ihm geſchaute Tropenwelt Centralamerika's mit ihren Bewohnern ſo naturgetreu und lebenswahr, in ſo glühenden Farben vor's Auge zu zaubern! Er hat darin ein ähnliches Meiſterſtück geliefert, wie Schiller durch ſeine treffliche Zeichnung der Alpenſcenerie im „Tell“. Ebenſo vorzüglich, freilich in ganz anderer Beziehung, iſt das in Meidingers deutſcher Romanbibliothek erſchienene Kulturbild „Der Amerikamüde“ von Ferdinand Kürnberger, dem Verfaſſer mehrerer reizender Novellen ſowie zweier Trauerſpiele: „Catilina“ und „Firduſi“. Es iſt dies keine Unterhaltungslektüre gewöhnlichen Schlages, kein bloßes Zerſtreuungsmittel für einige langweilige Stunden, wie ſo viele unſerer heutigen Erzählungen, ſondern ein wirklich künſtleriſch geſtaltetes Werk, durch ſeine tiefen Ideen zum fortgeſetzten Nachdenken anregend, den ganzen geiſtigen Menſchen in Bewegung ſetzend und ſomit in vielfacher Hinſicht als eine der bedeutſamſten Er-

ſcheinungen unſerer modernen Romanliteratur zu betrachten. Die amerikaniſchen Kulturbeſtrebungen in allen ihren Richtungen und Ausſtrahlungen werden hier mit ſchonungsloſer Schärfe beleuchtet; die Figuren ſind konſequent und charakteriſtiſch gezeichnet, und die Entwickelung der Handlung iſt, ſo vielfach ſie auch zum Schaden der äußeren Kompoſitionseinheit durch längere geiſtvolle Exkurſe unterbrochen wird, doch eine packende und hie und da ächt tragiſch erſchütternde. Ein junger Europamüder kommt mit den überſchwänglichſten Hoffungen, den ausſchweifendſten Erwartungen nach Amerika, dem Lande der Verheißung, dem Boden der Freiheit und Gleichheit, dem heiligſten Aſyl der Menſchenrechte, — aber von dem Moment an, da er dieſe in ſeinen Augen geweihte Erde betritt, beginnt der Rückſchlag, um ſo furchtbarer, je überſpannter ſeine phantaſtiſchen Luftſchlöſſer waren; jeder Schritt macht ihn um eine Illuſion ärmer, jede neue Erſcheinung des kommerciellen, des ſocialen Lebens ernüchtert ihn mehr, — in nichts vermag er ſich zu finden, die geträumten vorzüglichen Staatsinſtitutionen ſchrumpfen bei näherer Betrachtung zu erbärmlichen Einrichtungen zuſammen; „we are in a free country“, dieſen berühmten Yankeeſpruch muß er ſich mit immer höhniſcherer Selbſtironie wiederholen; aus dem Gewirr der Städte flieht er in die Stille des Urwaldes, aber auch dort dieſelben Leiden und Erbärmlichkeiten, und ſo endlich phyſiſch wie geiſtig gebrochen, die Keime des Wahnſinns im Herzen, flieht Moorfeld heim zum mütterlichen Europa. In dieſem Helden, deſſen zu hoch geſpannte Ideale die rauhe Welt der Wirk-

lichkeit nicht zu ertragen vermögen, ist unschwer Nikolaus Lenau, der unglückliche Dichter, wiederzuerkennen, der bekanntlich tiefsinnig und von Ueberdruß an der alten Welt befallen im Jahre 1832 sich in die Wildnisse Amerika's flüchtete, um dort — leider vergebens — Ruhe und Erquickung, Heilung seiner Seelenleiden zu finden, und nur um so trübsinniger und melancholischer nach den alten Gestaden zurückkehrte, wo ihn später die Nacht des finstersten Irrsinns für immer mit ihren schaurigen Flügeln deckte. Etwas schroff und herbe zwar, oft mit übertriebenem Sarkasmus, hat der Verfasser das Yankeethum bis in die feinsten Details hinein gezeichnet, aber auch so viele, durch Autopsie gewonnene unwiderlegliche Beweise für die meisten seiner Behauptungen beigebracht, daß die innere Wahrheit nicht zu bezweifeln ist. Um den Helden sind dann eine Menge trefflich charakterisirter Personen gruppirt, der eigenthümlich interessante, vielfach das Gegenstück zu Moorfeld bildende Benthal, dessen Ideen freilich nicht alle heutzutage mehr stichhaltig und nach manchen Seiten hin besonders durch den letzten amerikanischen Krieg annullirt sind, seine später von ihm schnöde aufgeopferte Pauline, und die stolze herrliche Cöleste, die lieber die Herrin eines Narren als die Sklavin eines Genies sein will, zwei vorzügliche Mädchengestalten; dann der feinsinnige Bennet, der Gründer einer neuen Sitte, der barocke und doch oft geistvolle Lord Ormond mit seiner Perfektibilitätsphilosophie, die Typen des Hinterwäldlers, des Trappers und viele andere mehr. Ueberhaupt giebt sich in dem ganzen Buche eine Seelenanatomie kund,

die ihres Gleichen sucht, und die weitläufig ausgesponnenen Gedanken des Verfassers über die verschiedenartigsten Probleme, über Sclaventhum, Deutschthum in Amerika, Methodistenhumbug, Volkserziehung, Gerechtigkeitspflege, sowie seine beiläufigen Aphorismen, z. B. über das Glück, über die Poesie, „die Sprache des Wunsches", 2c. sind meist tief und schön empfunden und verleihen dem Ganzen noch einen besonderen Werth. —

Eine ähnliche Absicht, wie hier, alle Seiten des amerikanischen Lebens, oder doch wenigstens die bedeutenderen zu schildern, liegt dem Roman „Die Auswanderer" von Talvj (pseudonym für Thereſe Albertine Louise Robinson, geb. von Jakob) zum Grunde. Aber die Ausführung ist doch nur schwach, und die etwas einseitig religiöse Richtung der Verfasserin macht sich überall nicht gerade zum Vortheil des Buches bemerklich. Außerdem ist die Fabel eine etwas gesuchte und künstlich gemachte, wie denn auch die Schlußkatastrophe des Brudermordes nicht eben angenehm berührt. Einzelne Strömungen der Gesellschaft, einzelne Typen sind freilich recht fein ausgearbeitet und können unbedingt auf Treue und Wahrheit Anspruch machen. Im Ganzen aber lassen sich auf den Roman nicht mit Unrecht die Worte anwenden, welche die Verfasserin, die sich besonders durch eine Reihe meisterhafter Nachbildungen altenglischer, altschottischer, niederländischer, skandinavischer, serbischer, afghanischer, armenischer, kalmückischer, turkomannischer, kurdischer, javanesischer, malayischer, makassarischer und anderer Volkslieder und Volksballaden einen hervorragenden Platz in der

Ueberſetzungsliteratur errungen hat, mit Bezug auf ihre eigene Heldin Clotilde ausſpricht: „Der mehr anſchmiegende Geiſt des Weibes ſcheint zu derjenigen Reproduktion, die das eigentliche Weſen einer poetiſchen Ueberſetzung iſt, beſonders und mehr als die ſelbſtändigere Erzeugungskraft des Mannes befähigt!“ —

Ein ſehr anſchauliches Bild dagegen von den Zuſtänden Nordamerika's und der Lage der deutſchen Emigranten daſelbſt kurz nach der Revolution von 1848 liefern die auf mehr oder minder hiſtoriſchen Thatſachen beruhenden „Emigrantengeſchichten“ von Theodor Grieſinger, dem bekannten Verfaſſer einer „Geſchichte der Jeſuiten“ und vieler anderer Werke, auch eines vielgeleſenen amerikaniſchen Sittenromans „Die alte Brauerei“, der aber bei aller ſeiner Volksthümlichkeit und ſpannenden Handlung denn doch, ähnlich wie Georg Lippards „Quäkerſtadt und ihre Geheimniſſe“, zu ſehr in das von Kreyßig mit Recht als die bedenklichſte Baſtardgattung der erzählenden Dichtung bezeichnete Genre des Verbrecher- und Myſterienromans gehört, als daß er einen äſthetiſchen Genuß gewähren könnte. Dieſe „Emigrantengeſchichten“ jedoch ſind höchſt anmuthige, lebenswahre Bilder, ſchlicht und einfach, aber treuherzig und mit ächter Gemüthswärme erzählt, von gutem Humor getragen und im ächten Volkston gehalten, ſo daß ſie vielfach an die bekannten trefflichen Volks- und Dorfgeſchichten des wackeren W. O. von Horn erinnern. Auf der anderen Seite mahnt die Schilderung der eingewanderten, mit den neuen Verhältniſſen noch unbekannten Deutſchen und ihrer Schickſale

nicht selten an den weiter unten zu besprechenden Ruppius, ebenso wie die meist recht hübsche psychologische Entwickelung. Unter den sechs Erzählungen, die, jede in ihrer Weise, das bekannte amerikanische Sprüchwort „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen!“ recht drastisch illustriren, sind die besten wohl die drei: „Zwei Weiber und falsch Geld“, „French Louis der Loaferkönig“ und „Germania in Amerika“. In der ersten ist besonders die Charakteristik des berühmten Detektivoffiziers William Hayes, dessen lebensgroßes Bild in einem Saale des gewaltigen Marmor-Rathhauses zu Newyork aufgestellt ist, eine gelungene zu nennen; in der zweiten ungemein frischen und lebendigen fesselt vor Allem die anschauliche Darstellung des gesetzlosen und doch in mancher Beziehung höchst interessanten Newyorker Lebens im Anfang der fünziger Jahre mit seinen Banden von Runners (Fremdenausbeutern und Kundenzuführern), Loafers (Tagedieben und Stehlern) und Rowdies (Wühlern und Faustschlägern bei Wahlen), unter denen French Louis selbst wie eine Art moderner Rinaldo oder Karl Moor mit seiner kühnen Silly im Vordergrunde steht; in der dritten Erzählung endlich sind die Leiden und Freuden einer deutschen Kolonie in Amerika mit ihrer Uneinigkeit, ihrem Idealismus, ihrem Mangel an praktischem Organisationstalent recht charakteristisch gezeichnet; und alle guten wie schlechten Schattirungen des deutschen Naturells, Gemüthlichkeit und Herzenstiefe, Bescheidenheit und Fleiß, Redlichkeit und Wahrheitsliebe, wie nicht minder Schwindelei, Scheinheiligkeit und rohe Brutalität sind durch wirksame Figuren vertreten, so daß

sich das Ganze zu einem ächten Lebens- und Charakterbilde abrundet. —

Vielfach haben auch die Anfangsversuche englischer und deutscher Kolonisation in Amerika und die langwierigen Kämpfe der Ansiedler mit den Eingeborenen, sowie die Entstehungsgeschichte der Union deutschen Dichtern Stoffe zu größeren historischen Romanen und Novellen geliefert, und wir wollen unter diesen besonders drei hervorheben: „Die Pilger der Wildniß" von Johannes Scherr, „Freier Boden" von Karl Frenzel, und Spielhagens zuerst in der Romanzeitung abgedruckte Erzählung „Deutsche Pioniere". Scherrs Roman ist um so interessanter, als der Autor sich einen Vorwurf gewählt, den auch Cooper in einem seiner trefflichsten, schon oben erwähnten Werke: „Die Beweinte von Wish-Ton-Wish" dichterisch gestaltet hat, den großen Vernichtungskrieg des unter dem Namen „König Philipp" bekannten mächtigen Indianerhäuptlings Metacom gegen die weißen Eindringlinge, vorzugsweise die Puritaner in Connecticut. An Cooper reicht Scherr nun freilich nicht heran — auch der Reiz der Originalität in Erfindung der Figuren geht ihm ab, da man in den meisten derselben mehr oder minder gelungene Kopien bekannter Typen wiedererkennt, vor Allem in dem Indianermädchen Hih-lah-dih und dem alten Trapper Groot Willem, aber Ton und Lokalfarbe sind so richtig getroffen, die Durchführung der Handlung zeugt von so viel dichterischer Gestaltungskraft, und die Sprache ist durchweg eine so edle, gehobene und poesievolle, daß das Buch den Leser wohl zu fesseln vermag. Sehr geschickt ist

in daſſelbe auch die Geſchichte eines der Hauptvertreter jener bekannten Flibuſtier oder Bukkanier hineinverwebt, die mit unbändiger Ruhmſucht und trotziger Piratenwildheit denn doch vielfach edlen, ritterlichen Sinn und ächten, der höchſten Ziele würdigen Heldenmuth verbanden. Frenzels „Freier Boden" iſt eine treffliche, auf tiefen hiſtoriſchen Studien baſirende Dichtung aus der Gründungsgeſchichte der Union und ein Spiegelbild der Gegenſätze zwiſchen Nord und Süd, die ſchon damals ſcharf hervortraten und in unſern Tagen den großen Bürgerkrieg hervorgerufen haben. Der erſte Band ſpielt in Heſſen und ſchildert mit brennenden Farben das Elend der deutſchen Kleinſtaaterei, den nichtswürdigen Verkauf der Landeskinder nach Amerika, überhaupt alle jene faulen und verrotteten Zuſtände Deutſchlands vor der franzöſiſchen Revolution. Die beiden anderen ſind dann dem amerikaniſchen Befreiungskampf gewidmet, und hier feſſelt uns neben den Figuren Lorsbergs, der erſt durch mannichfache Schickſalsſchläge zu einem freiheitsdürſtenden, ſeiner ſelbſt bewußten und ſeiner Würde eingedenken Manne umgewandelt wird, der glühenden Republikanerin Mary, der feurigen Virginia, des würdigen Nathanael Gordon, des Oberſten Nicola, des alten Gabriel Waldhauſen, des leidenſchaftlichen Thomas Randolph, des düſtern Fanatikers Allan Rolfe, des ſchuftigen und doch mit einem Anflug von Treuherzigkeit und Bonhomie ausgeſtatteten Robert Fairfax, vor Allem die herrliche Geſtalt Waſhingtons, jenes gigantiſchen Mannes, der einen Königspurpur ausſchlug, um ſeinem Volke die Segnungen der Freiheit zu erhalten, der ſich

selbst bezwang in dem Augenblick, wo ihm alles die Krone auf's Haupt zu drücken bereit war. — Was endlich Spielhagens Erzählung anlangt, so ist sie gerade jetzt, wo der alte Erbfeind Deutschlands unter den wuchtigen Streichen unserer Schwerter bis ins Mark getroffen todesmatt dahin gesunken ist, von besonderer Bedeutung. Sie gibt ein lebensvolles Bild von den mannhaften Kämpfen der deutschen Einwanderer am Mohawk, Creek und Schoharie mit den Franzosen und ihren Verbündeten, den Indianern, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu derselben Zeit, wo Preußens großer Heldenkönig Fritz bei Roßbach den Franzmännern eine hübsche Probe von den Hieben zu kosten gab, die sie jetzt in so reichem Maße zu schmecken bekommen haben. Dieselben vielgerühmten Eigenschaften, die des Autors bisher veröffentlichte größere und kleinere Werke auszeichnen und ihn unbedingt zum ersten Romandichter der Neuzeit stempeln, die Meisterschaft der Charakteristik, die Kunst der Natur- und Sittenschilderung, der Adel der Sprache, — sie alle finden sich in dieser höchst schlichten, einfachen und bescheidenen Novelle wieder, die neben der Herzensentwickelung dreier ächt deutscher Naturen, Katharinens, Lamberts und seines wilden, stolzen und doch so weichen und guten Bruders Konrad, stets den großen geschichtlichen Hintergrund festzuhalten und dadurch dem Ganzen einen höheren Reiz zu verleihen weiß. Besonders einige Stimmungsbilder sind von wundersamem poetischen Duft, und überall spiegelt sich in dieser kleinen deutschen Gemeinde auf fremder Erde das

vaterländische Naturell mit allen seinen Vorzügen und Schwächen treu und deutlich wieder.

Aecht tropische Luft und glühende Leidenschaft athmet auch die mit prachtvollen Urwaldsschilderungen ausgestattete Novelle eines erst in jüngster Zeit bekannt gewordenen Dichters Wilhelm Jensen: „Unter heißerer Sonne", und wenn auch die Motivirung noch manches zu wünschen übrig läßt, so zeigen sich doch in der Entwickelung der Charaktere sehr viele, überraschend feine psychologische Züge.

Ein ganz seltsamer Roman ist das im Jahre 1863 erschienene Lebensbild aus dem indischen Archipel, das wir seiner exotischen Färbung wegen hier ebenfalls berücksichtigen wollen: „Germanisches Blut" von Hermann Breusing, seltsam in Form und Stil, seltsam auch in den Motiven und der Entwickelung seiner Handlung. Von einer tieferen Charakteristik keine Spur — alles verschwommen, wie es auch die Tendenz und der Zweck des Buches selbst ist. Ein nach Borneo verschlagener Deutscher, der dort Emir eines großen von Malayen und Chinesen bewohnten Landstriches geworden, der nach europäischer Weise mit seinen feindlichen Nachbarn Krieg führt und die Seinen zu cultiviren und civilisiren strebt, der, obwohl ein glühender Verehrer des ewig Weiblichen, doch ein Feind jedes Weibes im Besonderen ist, weil es den Mann durch sinnlichen Reiz entnervt und lähmt; — eine feurige Ostindierin, die sich gleich diesem Deutschen liebeglühend in die Arme wirft und sich endlich für ihn opfert; — eine arabische Fürstentochter, die aus glühender Eifersucht sich mit dem Emir in Kampf

einläßt und ein ſchreckliches Ende findet, — einzelne Vertreter der Chineſen, Araber und Malayen, ein paar Holländer und Hamburger, das ſind die Figuren, mit denen der Verfaſſer operirt. Aber bei alledem liegt doch Methode in dieſer merkwürdigen Compoſition, es iſt etwas Naturwüchſiges und Urſprüngliches, etwas wirklich Selbſterlebtes und Selbſtgeſchautes in den glühenden Schilderungen der Tropenvegetation und des Tropenlebens. Auch manche äußerſt wahre und überraſchende Gedanken über Religion und Politik, immer in Bezug auf Deutſchland, finden ſich unter vielen barocken und unhaltbaren Ideen, und theilweiſe wahrhaft prophetiſch müſſen uns jetzt ſeine Worte über Deutſchlands Zukunft erſcheinen: „Deutſchland klagt um verlorene Gebiete, aber kein einziges der ihm entfremdeten Länder im Norden und Weſten wird der Anziehungskraft eines großen Volksthums, großartiger, ächt germaniſcher Einrichtungen widerſtehn. Kein Sondergelüſte, keine Selbſtſucht, kein beſchränkter Hochmuth, kein berechnender Geiz wird den Brüdern den Zugang zu den Hallen wehren können, in denen in welterleuchtender Pracht, in weltgebietender Macht Deutſchlands Gerechtigkeit thront. Deutſchland beginnt einen neuen Weltgang wie vor 1800 Jahren. Das Reich im Weſten und das Reich im Oſten werden vor ihm in den Staub fallen. Frankreich hat ſich in Rom unter den Kaiſern gewandelt. Zur rechten Zeit werden ſchon die Maſſen in Fluß kommen, und der Mann wird ſich finden, der ſie geſtaltend zuſammenſchweißt und zuſammenſchmiedet. Die Völker ſind Holz auf des Herrn Altar, und er trocknet ſie aus durch die

Noth und ein Mann tritt heran auf des Allerhöchsten Wink mit der Fackel des Gedankens in der Hand, und der Sturm vom Herrn fährt hinein in die Gluth, und lodernd breitet sie sich aus, und urplötzlich steht eine neue Offenbarung des Geistes da, der die Welt erschaffen hat, der über sie gebietet." Die Erweiterung von Deutschlands Welthandel und die Erwerbung überseeischer Besitzungen liegt dem Verfasser besonders am Herzen; deshalb stellt er seinen Helden als begeisterten Pionier des Deutschthums und des Christenthums, aber beides als eins gedacht, hin und deshalb schließt er sein Buch auch mit den etwas komisch klingenden Worten: „Borneo wartet, daß Deutschland sich zum Reich gestalte. Und jeden Morgen, wenn die Sonne auf ihr Lieblingsland herabblickt, fragt sie: „weht noch immer das Banner nicht, in dem sich mein Purpur und Gold über die schwarze Nacht der Trübsal siegreich entfaltet?" — Zum Schluß möge hier beiläufig auch noch der durch seine historisch-politischen Romane aus der Gegenwart zu einer in mancher Beziehung berühmten oder — wenn man lieber will — berüchtigten Persönlichkeit gewordene pseudonyme Sir John Redcliffe eine Erwähnung finden, der mit unermüdlichem Fleiß die großen Zeitereignisse zu romantischen Erzählungen verarbeitet. So sehr man auch von künstlerischem und ästhetischem, häufig auch von moralischem Standpunkt aus die Komposition seiner Schriften verurtheilen muß, Eleganz und schwungvolle Lebendigkeit des Stils sowie ein reiches Talent der Zeichnung fremder Länder, Sitten und Volkstypen ist ihm durchaus

nicht abzusprechen, und vorzugsweise bewährt sich dasselbe in den Episoden seiner Romane, die auf amerikanischem Boden spielen, wohin Nena Sahibs Auftreten in Kalifornien in dem gleichnamigen Buche, Garibaldi's Freiheitskämpfe auf dem La Plata und in den Pampas Südamerika's in „Villafranca" und der ganze erste Theil von „Puebla" gehören, der den Separattitel „Der Schatz der Yukas" führt. Letzterer schildert in großartig phantastischen Zügen die abenteuerliche Argonautenfahrt des bekannten, aus dem königlichen Geschlecht der Bourbons entsprossenen Grafen Raousset Boulbon in die Sonora und zu dem angeblichen Schatz der Azteken am Rio Gila im Jahre 1852, ein Stoff, der auch Aimard zu einer ganzen Reihe von Romanen Anlaß gegeben hat. —

Wenden wir uns nun zu der zweiten Gruppe der hier zu berücksichtigenden Poeten, zu denjenigen nämlich, deren Leistungen fast ausnahmslos auf dem Gebiet des transatlantisch-exotischen Romans liegen, und die daher als Hauptrepräsentanten dieser Gattung anzusehen sind, Sealsfield, Gerstäcker, Bibra, Ruppius, Armand und Möllhausen. Der Meister dieser ganzen Reihe ist unstreitig Charles Sealsfield (pseudonym für Karl Postel), den man auch mit vollem Recht den eigentlichen Begründer des transatlantischen Romans speciell für die deutsche Literatur nennen kann. Dieser seltsame, außerordentliche Mann, dessen Lebensschicksale lange Zeit in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt gewesen, bis endlich sein Tod den Schleier gelüftet, steht als eine unerreichbare Größe von ganz immenser Be-

gabung auf dieſem Gebiete da, „als einer unſerer größten Dichter und Schriftſteller auf dem Felde der Natur- und Kulturſchilderungen, der Zeichnung von Sitten- und Menſchentypen“, wie es vollkommen wahr und treffend über ihn im 22. Bande der im Verlage des bibliographiſchen Inſtitutes zu Hildburghauſen erſchienenen „Bibliothek deutſcher Klaſſiker“ heißt.*) Keiner hat es ſo wie er verſtanden,

---

*) Falſch dagegen hat ſich erwieſen, was dort von ſeinen Lebensſchickſalen mit ein paar Worten angedeutet iſt, und wir berichtigen dieſe Notiz nach den authentiſchen Angaben eines intereſſanten Vortrages vom k. k. Gymnaſialdirector Carl Werner zu Znaim: „Charles Sealsfield und der politiſche Roman“, erſchienen 1869 in der k. k. privilegirten Buchdruckerei von M. F. Leak daſelbſt, der uns durch die freundliche Güte des Herrn O. Leonhard zu Prag übermittelt worden iſt, und auf den wir unſere Leſer wegen ſeiner eingehenden und gehaltvollen Kritik der Sealsfield'ſchen Schriften hiermit verweiſen. Karl Poſtel war am 3. März 1793 zu Poppitz in Mähren als Sohn des dortigen Ortsrichters geboren und trat nach Abſolvirung ſeiner Gymnaſialſtudien zu Znaim auf den Wunſch ſeiner frommen Mutter wie nicht minder ſeines ehrenfeſten, aber ſtarr am Altherkömmlichen hängenden und leicht jähzornigen Vaters in den Kreuzherrenorden zu Prag — wider ſeine Neigung und ſeinen Willen, denn der lebhafte, feurige Sinn des Jünglings, auf den vor Allem die welterſchütternden Ereigniſſe der napoleoniſchen Kriege den tiefſten Eindruck gemacht, ſtrebte nach ganz anderen Zielen. Ihn zog es fort aus den dumpfen Kloſtermauern, hinaus in die weite, freie Welt, um dort als Mann zu wirken und zu ſchaffen. Und dieſe Sehnſucht, die vorerſt noch unbewußt in ihm geſchlummert, erwachte mehr und mehr mit unbezwinglicher Gewalt und trieb ihn endlich, als alle ſeine Bemühungen, eine freiere Stellung zu erringen, vergeblich geweſen, zu dem entſchiedenſten Schritt ſeines Lebens, zur Flucht! Im Sommer 1822 entrann er der dumpfen Mönchszelle, entrann er ſeinem Vaterlande, trieb ſich einige Zeit in

alle charakteristischen Seiten des amerikanischen Lebens in einem Brennpunkte zusammenzufassen, überall bis in die feinsten Züge hinein getreu ausgeführte Typen des Volkes hinzustellen, mit wenigen Pinselstrichen das innerste Wesen der verschiedenartigsten Stände und Racen plastisch anschaulich hinzuwerfen; keiner insbesondere kommt ihm gleich in der wahrhaft packenden, ja vielfach dämonischen Gewalt der Naturschilderungen. Alle Erscheinungen zwischen Himmel und Erde, von den lieblichsten bis zu den furchtbarsten, von den unscheinbarsten bis zu den gewaltigsten und erhabensten, werden von ihm unseren staunenden Blicken in so grandiosen

---

Tyrol und der Schweiz umher, wo er wahrscheinlich zur reformirten Lehre übertrat, und blieb von da an spurlos verschwunden und verschollen — verschollen bis an sein Ende, denn das undurchdringliche Geheimniß, das er aus guten Gründen um sich gebreitet, hat sich erst nach seinem Hinscheiden enthüllt. Er war nach Amerika ausgewandert, 1826 aber wieder nach Deutschland zurückgekehrt, hatte dann abermals den Ocean durchschwommen, Amerika nach allen Richtungen durchstreift und sich an den herrlichen Ufern des Rivers eine Pflanzung gekauft. Widrige Umstände nöthigten ihn aber bald, diese wieder aufzugeben, und nach längerm Aufenthalte in New-York, London und Paris, wo er als Publicist und Journalist wirkte, erwarb er sich endlich ein Bauernhaus in der Nähe von Solothurn, wo er — ein paar neue Reisen nach Amerika abgerechnet — bis zu seinem Tode, der am 26. Mai 1864 erfolgte, einsam und allein, geschieden von aller Welt, gelebt und gedichtet. Erst jetzt erfuhr die erstaunte Welt, daß alle jene Romane des „großen Unbekannten", alle jene Romane von Charles Sealsfield, die so ungeheures Aufsehn in der ganzen gebildeten Welt gemacht und ihn den deutschen Classikern angereiht, von dem verschollenen Karl Postel, daß Sealsfield und Postel also eine Person gewesen! —

Bildern entrollt, daß man immer wieder und wieder sich wie mit magischer Gewalt zu ihnen hingerissen fühlt, sie immer auf's Neue genießen und bewundern muß. Dazu eine Feinheit psychologischer Beobachtung, ein Bloßlegen der innersten Fäden menschlicher Handlungen und Leidenschaften, eine Fülle der interessantesten Ideen und Urtheile über das sociale und politische Leben der Völker überhaupt, wie insbesondere über das des deutschen, englischen und amerikanischen, daß in dieser Beziehung selbst Walter Scott und Cooper weit von ihm übertroffen werden. Freilich die einheitliche, künstlerische Komposition fehlt fast allen seinen Sittenbildern, es sind keine Romane im höchsten Sinne des Wortes, keine abgerundeten, eine bestimmte Handlung strikt und konsequent durchführenden Erzählungen, sondern mehr eine Reihe von lose miteinander verknüpften Scenen, oft von epischer Breite, dann wieder von wahrhaft dramatischer Lebendigkeit, bald behäbig beschreibend, bald in kurzen, raschen Sprüngen von einer ergreifenden Katastrophe zur anderen übergehend, hier uns eine Idylle in den lieblichsten Zügen malend, dort eine Lustspielscene mit köstlichem Humor, dort endlich einen Akt der erschütterndsten Tragödie. Mit Scott und Cooper gemein hat er die vielfach zu ausführlichen und durch ihre Länge ermüdenden Gespräche und Auseinandersetzungen über Theorien aller Art, die er seinen Personen in den Mund legt und die unserem modernen Geschmacke wenig entsprechen; aber diese geringen Schattenseiten vermögen im Großen und Ganzen dem glänzenden Werthe seiner Leistungen keinen Abbruch zu thun, und wer nur eins seiner vorzüglichsten

Werke gelesen, wird dem Verfasser das volle Anrecht auf den Namen eines Poeten ersten Ranges nicht absprechen können. Am abgerundetsten im künstlerischen Organismus sind wohl seine Erzählung aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege: „Der Legitime und die Republikaner" und sein Lebensbild aus Mexiko im Jahre 1812: „Der Virey und die Aristokraten". Erstere ist, wie der Autor selbst in der Vorrede zu der in 15 Bänden 1845 erschienenen Gesammtausgabe seiner Werke bemerkt, die einzige seiner Schriften, die ursprünglich englisch unter dem Titel „Tokeah or the white Rose" in Philadelphia von ihm erschienen und dann erst vielfach umgearbeitet in unserer Sprache herausgegeben ist, wie er denn auch vor seiner eigentlichen Laufbahn als deutscher Poet in Amerika und England eine ganze Reihe von Novellen, Skizzen und Schilderungen englisch veröffentlicht hat,*) und wie nicht minder auch alle seine späteren deutschen Werke gerade in den Vereinigten Staaten die meisten Auflagen erlebt haben, von Hunderttausenden gelesen worden sind und noch werden und ihn daselbst zum Lieblingsschriftsteller im höchsten Sinne des Wortes gemacht haben. Im „Legitimen" sind nun die letzten Kämpfe der indianischen Urbevölkerung, für deren unglückliche Schicksale und unverdiente Leiden Sealsfield überall

*) Beiläufig ist hier zu bemerken, daß er vor Beginn seiner dichterischen Laufbahn überhaupt auch in deutscher Sprache sich als Publicist hervorgethan hat, vor Allem durch ein 1828 erschienenes Werk: „Oesterreich, wie es ist", das den furchtbarsten Haß gegen das Metternich'sche System athmet. —

die wärmste Theilnahme kund gibt, in einer ungemein fesselnden Form geschildert, und die Kontraste des legitimen Miko oder Häuptlings von Louisiana, der nach langem vergeblichen Ringen gegen die Uebermacht der Weißen sich an die Grenze von Texas geflüchtet, und der republikanischen Amerikaner scharf und hervorstehend ausgeprägt. In dem zweiten Buche: „Der Virey und die Aristokraten" werden wir in die gährenden Verhältnisse Mexiko's im Anfang dieses Jahrhunderts vor und nach der Revolution eingeführt, und in dem die Gegensätze zwischen dem letzten neuspanischen Vicekönig und dem kreolischen Adel behandelnden Hauptrahmen der Erzählung entrollt sich uns ein an Farbenpracht und Mannichfaltigkeit der Situationen reiches Bild des ganzen damaligen inneren wie äußeren Zustandes von Mexiko. Der größte Reiz beider Werke liegt, wie eben überall bei Sealsfield, in der meisterhaften Schilderung von Land und Leuten — jeder Zug darin ist der Natur abgelauscht, und eine fast erdrückende Fülle herrlicher Landschaftsbilder und typischer Figuren tritt uns daraus entgegen. Wie trefflich durchgeführt sind im „Legitimen" die Gestalten des alten Häuptlings Tokeah, seiner Tochter Canondah und der geraubten weißen Rose — welcher Duft der Poesie ruht über den Zeichnungen indianischer Sitten und Gebräuche, indianischer Anschauungen und Begriffe, wie nicht minder über denen des amerikanischen Lebens! Welch ein Panorama des mexikanischen Landes, „des poetischsten der Erde", wie der Autor selbst es nennt, mit seinen Urwäldern, Vulkanen und Seen, seinen Felsenklüften und Abgründen, seinen

Städten und Dörfern, Paläſten und Klöſtern und den niederen, ſchilfbedeckten Hütten der Eingeborenen iſt im „Virey“ entworfen, wie trefflich verſteht es der Verfaſſer uns alle Stände und Klaſſen der Geſellſchaft, vom Altkaſtilier, vom kreoliſchen Edelmann herab bis zum Meſtizen, Mulatten und Zambo klar und deutlich vor das geiſtige Auge zu rücken! —

Eine Art Seitenſtück zu dieſem zweiten bildet Sealsfields letztes Werk: „Süden und Norden“, eine Schilderung der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe im Süden Mexiko's im Jahre 1824 bald nach Beendigung jenes zweifelhaften Kampfes, der endlich doch noch Mexiko von der ſpaniſchen Botmäßigkeit losriß. In ſeiner Kompoſition iſt es die verworrenſte und unharmoniſchſte von allen Schriften Sealsfields, die in der Form von abgeriſſenen Fragmenten eines Reiſetagebuches uns eine unabſehbare Reihe der mannichfachſten Bilder von glühendem Kolorit und berauſchender Farbenpracht vorführt. Oft will es uns, wie Sealsfield ſelbſt am Schluſſe des Buches bemerkt, „wie Träume einer krankhaften Phantaſie, wie bis zur Verzerrung ausſchweifende Geſtaltungen, wie heftige Fieberträume“ anmuthen, und doch iſt wohl niemals die wundervolle Natur des ſüdlichen Mexiko mit ſeinem Menſchenſchlage treffender und wahrer gezeichnet als hier. Wie in einem wollüſtigen Paroxysmus lieſt man das Buch zu Ende und könnte es immer wieder von vorne anfangen — die Beſchreibung der Miſtecca, des Paradieſes der weſtlichen Welt, mit ihrem ewigen, wonnig friſchen Frühling, ihren ſtrahlenden Sternennächten, ihrer

gutmüthigen, leichtblütigen, bigotten Bevölkerung, ihren himmlich schönen Jünglingen und Mädchen, in denen unnennbare Liebessehnsucht in stetem Kampfe liegt mit schüchternem jungfräulichen Zartgefühl — des prachtvollen Guatemala mit seinem Kranze von tausend Bergen, des Sonnenunterganges im stillen Ocean, des flammenden südlichen Kreuzes, der Tropenwetter und Orkane, der versengenden Hitze und mephitischen Schwüle in den Sümpfen — sie ist so vollendet, daß man selbst den Pinsel eines Sealsfield haben müßte, um auch nur ein annähernd getreues Bild davon geben zu können. Dazwischen finden sich manche, von jetzt an hoffentlich — Dank Gott und unsrem guten Schwerte! — nicht mehr zutreffende Satiren auf die kurioſen Deutschen mit ihrem unpraktischen Idealismus, und beißende Hiebe auf den verdummenden Einfluß des orthodoxen Katholicismus. Letzteren geißelt er auch vielfach in dem „Kajütenbuch oder nationale Charakteristiken", in dem ebenfalls, wie in allen übrigen Werken Sealsfields, ein Stück Zeitgeschichte in lebendigen, plastischen Bildern dargestellt ist. Sein Hauptthema bildet nämlich die Losreißung des Staates Texas von Mexiko, die Gründung eines neuen anglo-amerikanischen Staates auf mexikanischem Grund und Boden. Eine Reihe interessanter, scharf gezeichneter Skizzen sind mit großem Geschick durch einen äußeren Faden aneinandergereiht, und die Tonfärbung ist durchweg eine excellente zu nennen, so z. B. in der Schilderung des wundersamen Oceans von Gräsern und Inseln, der die texanische Prairie bildet, in der ersten Erzählung: „Die Prairie am Jacinto". Be-

wundernswerth sind hier vor Allem die feinen psychologischen Bemerkungen, die tiefen Blicke ins Menschenherz, besonders in seine Nachtseiten, wie es die Charakterzeichnung Bobs, dieser wilden zügellosen Verbrechernatur, die endlich von ihren eigenen Gewissensbissen aufs Aeußerste gefoltert sich selbst dem Richter überliefert, am glänzendsten beweist. Neben diesem fesselt am meisten die Gestalt des Squire mit seiner eigenthümlich paradoxen und doch oft so wahren Geschichtsauffassung, der die verwickeltsten politischen und historischen Probleme gleichsam in Holzschnitten der gemeinsten Fassungskraft darzulegen versteht. Im „Fluch Kishogue's" ist das wild Launige, der desperate Humor des irischen Nationalcharakters mit wenig Strichen erschöpfend ausgeführt, in dem ergreifenden Lebensbilde „Callao" der Unterschied des britischen und amerikanischen Volksstammes geistreich gezeichnet. Das Ganze wird abgeschlossen durch eine reizende Liebesidylle von zarter Anmuth und Lieblichkeit. —

Nicht minder glänzend, als in den genannten Werken, bekunden sich Sealsfields Vorzüge in den „Transatlantischen Reiseskizzen" und den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären". In die höchst einfache Geschichte von dem Ausfluge eines jungen Hagestolzen aus dem Südwesten der Vereinigten Staaten nach dem Norden in Heirathsangelegenheiten sind in ersterem die mannichfachsten Sittenschilderungen aus dem amerikanischen Leben verflochten, und der ausgelassenste Humor wechselt mit dem tiefsten Ernste in ungezwungener Weise. Ein Gleiches läßt sich von den Fortsetzungen desselben: „Ralph Doughby's Brautfahrt", „Pflanzerleben", „Die

Farbigen" und „Nathan der Squatter-Regulator" ſagen, die ſich überdies durch impoſante Landſchaftsbilder vom Miſſiſſippi und Red River auszeichnen, z. B. in dem Kapitel „Nachtgedanken". Vortrefflich gelungen iſt die Figur des wilden, tollen und doch ſo braven Kentuckiers Ralph, nicht minder die des Kreolen, ſeiner Töchter und des alten Hinterwäldlers Nathan. Letzterer iſt geradezu eine Meiſterfigur, der Typus eines ächten Amerikaners, ein unbeugſamer, wie aus Stein gehauener Charakter, der lieber das Werk ſeines ganzen Lebens aufgiebt und von Neuem beginnt, als daß er einer geſetzloſen Uſurpation ſich fügt. Zwiſchen dieſen ſehen wir die verſchiedenſten Typen der Geſellſchaft ſich bewegen, bis herab zu den Farbigen in den reizenden Kapiteln „Unſer Sonntag" und „Des Pflanzers Woche". Oft nur mit ein paar kurzen Worten weiß Sealsfield ein anſchauliches Totalbild eines Menſchen, einer Gegend zu liefern und ganze Maſſen von Perſonen ſo geſchickt zu gruppiren, daß wir mit einem Schlage das Ganze überſehen und doch zugleich auch von jedem Einzelnen eine getreue Vorſtellung gewinnen. Das zeigt ſich beſonders auch in ſeinem großen vierbändigen Werke „Neue Land- und Seebilder", deſſen Hauptſtoff das Problem der deutſch-amerikaniſchen Wahlverwandtſchaften bildet. Speciell dem Leben und Treiben, dem Elend und Mißgeſchick ſowie nicht minder dem allen Leiden trotzenden Muthe der deutſchen Anſiedler in den Vereinigten Staaten hat der Verfaſſer eine ausführliche Schilderung gewidmet in den „Lebensbildern", die ſpäter den Titel „Morton oder die große Tour" erhalten haben.

Leider ist dieser Roman nicht abgeschlossen und kann es seinem Stoffe nach überhaupt im Augenblick noch nicht sein, sonst würde er sicherlich durch die Tiefe seiner Idee und die unvergleichliche Plastik seiner Figuren unter allen Werken Sealsfields den ersten Rang einnehmen. Es ist dies Buch ein großer, origineller Wurf, ein Zeitgemälde im höchsten Sinne des Wortes, indem es die furchtbare Macht der Geldaristokratie in unserer modernen Zeit mit gewaltigen Zügen schildert. Meisterhaft sind die Gestalten der beiden Hauptvertreter dieser Richtung, der alte Stephy (der berühmte Banquier Stephan Girard, der in einem Zeitraum von 50 Jahren wahrscheinlich das größte Vermögen erwarb, das je von einem Privatmanne gesammelt wurde), eine bizarre, starr auf ihrem einmal ausgesprochenen Worte beharrende, äußerlich harte und schroffe und doch mit tiefem Gefühl begabte Persönlichkeit, und der geheimnißvolle Mammonsfürst Lomond in London, diese Verkörperung des absolutesten, krassesten Egoismus mit der Hölle im Auge und dem Dämon im Busen, eine Figur, wie sie so abstoßend und doch zugleich so imponirend außer von Shakespeare in „Richard III." wohl kaum je von einem Dichter geschaffen worden ist. Unscheinbar wohnt er im ärmlichsten Winkel Londons, und doch zittern Herzöge und Fürsten vor ihm; die schönsten Weiber der Erde geben ihm ihre Reize preis, nur um Aufschub für Zahlungen zu erlangen. Seine schmutzige Karte öffnet auch die verschlossenste Thür mit Blitzesschnelle, und welche satanische Seelenfreude bereitet es ihm, wenn er in das innerste Heiligthum, in die tiefsten Winkel des mensch-

lichen Herzens dringt, die gekrümmten Wege der Staatsmänner erforscht, die verborgensten Falten der bürgerlichen Gesellschaft enthüllt, und jeden Stand, ja selbst die Schönste der Schönen in ihrer ganzen Nacktheit, in ihrer hoffnungslosen, hülflosen Ohnmacht vor sich auf den Knien sieht! Kalt und unerschüttert, hohnlachend in seinem Innern steht er vor den herrlichsten Reizen, die ihm förmlich aufgedrungen werden; nur Rache, Gewalt und Herrschaft ist seine Aufgabe! Huldigt er doch dem Grundsatz: „Für wahrhaft Große giebt es keine Religion mehr, die existirt nur noch für die Canaille; nur der Pöbel hat ein Vaterland, einen Glauben, für Große giebt es nur Interessen, die sie verbinden und aneinanderknüpfen, die Aristokraten der Geburt und des Geldes, Franzosen und Britten, Amerikaner, Deutsche und Russen, kurzum die ganze Welt!“ — Daneben sehen wir dann den ehrenwerthen biederen deutschen Oberst und den jugendlich leidenschaftlichen Morton, dem auf der einen Seite ein heiteres tugendhaftes Familienpaar mit einer reinen idealischen Jungfrau zulächelt und auf der anderen der Höllengott in seiner ganzen Herrlichkeit verlockend winkt und der sich endlich berauscht dem letzteren ergibt. In der Vorrede zu diesem Buche hat Sealsfield seine Ansichten über den Roman im Allgemeinen und über Scott, Cooper, Irving, Bulwer, Goethe u. A. insbesondere ausgesprochen, auch seine eigenen Ziele und Zwecke klar dargelegt. Seine Urtheile sind höchst geistvoll und gediegen, wenn auch nicht selten etwas bizarr, in mancher Beziehung denjenigen ähnlich, wie sie Adalbert Stifter in seinen Briefen niedergelegt hat.

So sagt er beispielsweise über Scott: „in der Mannichfaltigkeit seiner Charaktere ist ihm nur Shakespeare überlegen, in der ruhig klaren Weltanschauung nur sein Zeitgenosse, der deutsche Goethe“; und über den Faust des Letzteren: „mir kommt dieser Torso vor, wie jener Wein, der durch die eigene Last der Trauben von der Kelter abfließt ohne Presse, ohne Bemühung. Die klarste, ruhigste Weltanschauung mit einem Geiste auf das Papier geworfen, so zart und wieder so kräftig, so wild und so fein, einem Geiste, der, möchte ich sagen, so spielend in's Göttliche und wieder in's Teuflische eingedrungen ist, als er einem die Welt und sich selbst vergessen macht.“ — Sollen wir nun zum Schluß noch eines besonders charakteristischen Zuges gedenken, der alle Sealsfieldschen Schriften gleichmäßig auszeichnet, so ist es die glühende Vorliebe, die Begeisterung für den nordamerikanischen Freistaat und seine Institutionen, überhaupt für das republikanische System, und am trefflichsten markirt er diese wohl durch die schönen Worte in den „Transatlantischen Reisekizzen“: „Ach, wie manche Königs- und Fürstenenkel, vielleicht Söhne, werden sich einst in dem Schatten dieser Freiheit laben, sie segnen, diese unsere göttliche Freiheit, die ihren Vätern jetzt ein Gräuel ist!“ —

Kürzer können wir uns über den zweiten Hauptvertreter dieser Richtung, über Friedrich Gerstäcker fassen, der augenblicklich in diesem Fache wohl unbestritten dominirt, und in dem die transatlantisch-exotische Romandichtung ihren umfassendsten und erschöpfendsten Ausdruck gefunden hat, wie er denn auch an Fruchtbarkeit von Keinem übertroffen

wird. Kreyßig hat über dieſen nnermüdlichen Völkerwanderer und Länderdurchpilgerer, den er mit Recht den nie verlegenen und nie langweiligen Sindbad dieſer ganzen Reiſe-, Jagd- und Abenteuerliteratur nennt, ſein Urtheil dahin motivirt: „Seine nicht gering anzuſchlagende Stärke liegt in den unerſchöpflichen Combinationen, der immer ſpannenden Handlung, den ganz vortrefflichen Naturſchilderungen und in der friſchen Farbe der Autopſie", und wir unterſchreiben daſſelbe vollkommen. Seit dem Jahre 1837 fort und fort auf abenteuerlichen Fahrten um die ganze Welt und vorzugsweiſe durch Nord- und Südamerika begriffen, hat er eine ſo immenſe Fülle von Beobachtungen, Skizzen und Studien gemacht, daß es ihm möglich geworden, auf Grund derſelben und mit Hülfe ſeiner regen, produktiven Phantaſie in faſt ununterbrochener Reihenfolge einen Roman nach dem anderen und Band auf Band von kleineren Erzählungen, Schilderungen und Mittheilungen erſcheinen zu laſſen. Was er an intereſſanten Gegenden, an merkwürdigen Sitten und Gebräuchen, an hervorſtechenden Charakteren auf ſeinen Wanderungen geſehen und kennen gelernt, verwebt ſich ihm im Nu mit ein paar Zuthaten ſeiner eigenen ſchöpferiſchen Kraft zu einer ſpannenden Geſchichte, — er illuſtrirt, könnte man ſagen, ſeine merkwürdigen Fahrten durch Romane, und dieſe wieder finden in geographiſcher und ethnographiſcher Beziehung ihre Ergänzung durch ſeine ausführlicheren Reiſebeſchreibungen. Es iſt etwas Eigenes um Gerſtäckers Schriften; — ſie ſind nie tief, ſetzen nie das ganze innere Weſen des Leſers in Wallung und Erregung, aber ſie feſſeln vom

Anfang bis zum Ende und hinterlassen einen ungemein wohlthuenden Eindruck durch reizende Landschaftsskizzen, anregende Daten über das Leben und Treiben in den fernen, fremden Ländern, durch ungekünstelte, lebenswahre Figuren und eine stets geschickt erfundene, naturgemäß durchgeführte Fabel — kurzum, sie bilden die angenehmste Unterhaltungslektüre für Alle, die nicht gerade in der Stimmung sind, sich in die tiefsten poetischen und psychologischen Probleme zu versenken, zumal sie stets von sittlichem Ernst getragen sind und gleichsam spielend den Geist durch eine Menge Wissensstoff bereichern. Am besten gelungen unter seinen amerikanischen Romanen sind wohl „Die Regulatoren in Arkansas" mit ihrer Fortsetzung: „Die Flußpiraten des Mississippi". Eine lebendige Handlung, getreu der Natur abgelauschte Züge in der Charakterzeichnung der auftretenden Personen, duftige Stimmungsbilder aus den fernen Regionen des Westens mit ihren schweigenden Urwäldern und ein gewissermaßen historischer Hintergrund zeichnen dieselben aus, und auch die psychologische Entwickelung, z. B. in dem heuchlerischen Methodistenprediger und der trefflichen Marion, ist eine fesselnde und wahre. Nicht minder glückliche Würfe hat er in den drei Lebensbildern aus Kalifornien, Java und Brasilien, „Gold", „Unter dem Aequator" und „Die Kolonie" — an welches letztere sich der in Deutschland spielende Roman „Eine Mutter" anschließt — gethan. Anschauliche Bilder aus Australien liefern die beiden dort spielenden Romane „Die beiden Sträflinge" und „Im Busch", in denen es Gerstäcker gelungen, selbst der monotonen

Scenerie der australischen Wildnisse mit ihren endlosen, tristen Malleybüschen und Gumbäumen ein poetisches Gepräge zu leihen. Die früheren Zustände des Landes werden uns klar vorgeführt, und alle Klassen der Gesellschaft, bis zu den Schwarzen und Buschrähndschern herab, sind durch gelungene Typen fixirt. Der magische Reiz des Goldes vor Allem und die wahnsinnige Gier des Menschen danach findet in der zuletzt genannten Erzählung einen ergreifenden Ausdruck. Ein erschütterndes Charakterbild aus der Südsee gibt uns sein „Tahiti", und die beiden Gestalten der eingeborenen Mädchen, Sadie und Aumama, sind schöne poetische Gebilde. Von welchem Farbenschmelz ist die Schilderung dieser paradiesischen Inseln, „die Gottes milde Vaterhand erschaffen, eines Paradieses, von seinem Athem durchweht und seiner Werke Herrlichkeit kündend zu jeder Zeit, — eines Paradieses, das nur die Leidenschaft und das trotzige Herz des Menschen oft, ach wie oft, so muth- und böswillig verdarb und zerstörte, und Haß und Schmerz säete, selbst zwischen diesen Palmen, und den Frieden verjagte, der auf den stillen Matten in heiterer Ruhe lagerte!" — Ein besonderes Interesse gewinnt dasselbe und ebenso sein zweiter in der Südsee spielender Roman „Die Missionäre" noch dadurch, daß der Autor mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe und vernichtender Kritik die vielen Schäden und Mängel des christlichen Bekehrungswesens auf jenen göttlich schönen Inseln mit ihrer kindlich harmlosen Bevölkerung bloßlegt. Die oft verkehrte, ja geradezu verwerfliche Art und Weise, mit der jene primitiven Naturmenschen ihren altehrwürdigen Gebräuchen

abspänstig gemacht werden und nicht selten Haß und Zwietracht in ganze Familien und Stämme gesäet wird, ist von ihm aufs Bitterste gegeißelt, und wir theilen ganz seine Ansicht, daß es weit vernünftiger wäre, jene armen und doch wieder so reichen Tropenkinder erst durch allmäliche geschickte Leitung und Unterweisung auf eine höhere Kultur- und Bildungsstufe zu heben, als ihnen bei ihrer harmlosen Unbefangenheit und rührenden Unwissenheit gleich zum Beginn mit Gewalt eine neue, unverständliche, ihrer glühenden Phantasie gar nichts bietende Religion aufzwingen zu wollen, die sie allenfalls zu Heuchlern und frömmelnden Duckmäusern, schwerlich aber zu wahren Christen machen kann. In gerechtem Zorn eifert er gegen die frommen, heuchlerischen, protestantischen Missionare, die sich äußerlich in nichts einmischen wollen und doch im Grunde alles lenken nach ihren ehrgeizigen Zwecken, gegen diese „Fragezeichen der Schöpfung, die sich ganz bescheiden die Krone des Menschengeschlechtes aufsetzen.“ — Besondere Hervorhebung verdient ferner unter Gerstäckers Werken sein „Nach Amerika“, ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes mit einer glänzenden Reihe vorzüglicher Auswanderer-Typen. Auch seine „Reisen um die Welt“ sind ein hübsches Familienbuch, das, ohne tiefere wissenschaftliche Forschungen zu bieten, am Faden einer einfachen Erzählung den Leser mit dem Neuesten und Wissenswerthesten aller fremden Länder bekannt macht. In diesem Genre hat unser Autor übrigens eine ganze Menge Schriften veröffentlicht, so die „Jagd- und Streifzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's“, sein Erstlingswerk; die

„Miſſiſſippibilder“; „Amerikaniſche Wald- und Strombilder“; „Kaliforniſche Skizzen“; „Inſelwelt“; „Hell und Dunkel“; „Aus zwei Welttheilen“ mit der höchſt ſpannenden Erzählung aus dem Farmerleben Miſſouris: „Schwarz und Weiß“; „Wilde Welt“ und viele andere. In ſeinen neueren Werken, wie „Unter den Penchuenchen“ und „Die Blauen und die Gelben“ wird er etwas breit und läßt ſich hie und da zu ſehr gehen, ſo Anerkennenswerthes er auch immer noch leiſtet; und der geſunde Mutterwitz, der ihm innewohnt und der ihm beſonders derbe Biedermänner und originelle Käuze köſtlich gelingen läßt — ich erinnere nur beiſpielsweiſe an den wunderlichen Jeremias in der „Kolonie“, den Kapitän Bucker in „Im Buſch“, den Zachäus Maulbeere in „Nach Amerika“, den Klempner Liſchke und Dr. Spiegel in den „Sträflingen“, den komiſchen Mitonare-Bruder Ezra, Mütterchen Tot mit ihrem Gatten Murphy in „Tahiti“ und eine Menge ähnlicher Geſtalten — verirrt ſich manchmal in ein Gebiet des Humors, dem er denn doch nicht ganz gewachſen iſt. Sein neueſter Roman: „In Mexiko“ hat das tragiſche Schickſal des edlen Kaiſers Max zum Vorwurf und giebt ein anſchauliches Bild von den verwahrloſten Zuſtänden jenes unglücklichen Landes, an denen vor allem das herrſchſüchtige, egoiſtiſche Pfaffenregiment Schuld iſt. „Wie arm iſt das Volk dort und wie gedrückt, — aber trotzdem erheben ſich aus den ärmlichen Wohnungen der Eingeborenen heraus hohe, prachtvolle Kirchen und Klöſter mit reich geſchmückten Thürmen. Die Kirche hatte Geld oder wußte es zu bekommen, und wenn ſie aus den armen unglücklichen

Bewohnern des Landes auch den letzten Blutstropfen herauspressen sollte, geschieht doch dies alles nur zum Ruhme Gottes!" Die Typen der Conservativen, Clerikalen, Liberalen und Republikaner, die Gerstäcker uns vorführt, sind scharf und charakteristisch herausgearbeitet, und an dem Beispiel Mexico's wird uns von dem Verfasser so recht lebendig vor Augen gestellt, in was Stellenjäger und Pfaffen selbst ein Paradies zu verwandeln im Stande sind. —

Einige Berührungspunkte mit Gerstäcker gemein hat Ernst Freiherr von Bibra, der aber sonst in jeder Beziehung weit unter ihm steht und überhaupt nie recht über den Dilettantismus in seinen Schriften hinausgekommen ist. Auch er verarbeitet seit längerer Zeit den reichen Schatz seiner Reiseerlebnisse zu Erzählungen, Novellen und größeren Romanen — aber von künstlerischer Anlage und Durchführung ist wenig zu bemerken, alles ist abgerissen und fragmentär; und wenn er einmal an einer Stelle die Bemerkung macht eine gewisse Vielseitigkeit sei unerläßlich, wenn man Erzählungen schreiben wolle, so ist das zwar richtig, aber jedenfalls darf man darin nicht so weit gehen, durch allerlei Exkurse den eigentlichen Faden der Handlung fort und fort zu unterbrechen, und muß sich vor Allem Zeit nehmen, die vorgeführten Personen uns in Herz und Gemüth, in ihrem innersten Wesen anschaulich zu machen, sie wirklich psychologisch zu vertiefen, was bei ihm sehr selten der Fall ist. Auch ist der Stil nicht immer korrekt und die Satzfügung oft schleppend. Wir wollen aber durch diese

Ausstellungen durchaus den Bibra'schen Schriften ihren Werth nicht absprechen — nur liegt dieser nicht in dem poetischen und ästhetischen Gehalt derselben, sondern lediglich in dem äußerlich verarbeiteten Rohstoff, in der Menge von Detailschilderungen, Kulturbildern und Skizzen aller Art aus Südamerika, die der Wirklichkeit nachgeschrieben sind und daher auch durchweg das Gepräge der Naturwahrheit tragen, gerade wie bei Gerstäcker. So vielseitig wie dieser ist er nun freilich nicht, da er sich immer in demselben Kreise bewegt, in Chili, Peru und Brasilien, aber diese relative Beschränktheit hat auch wieder manches Gute — sie hat dem Autor wenigstens auf diesem Gebiete Anlaß zu größerer Gründlichkeit und zu genauerem Studium des Volkscharakters wie der nationalen Institutionen gegeben. Alle seine Schriften durchzulesen würde wohl schwer halten, und so haben auch wir uns mit ein paar der charakteristischsten begnügt. Am besten, auch nach der Seite der poetischen Komposition, weil am schlichtesten, einfachsten nnd natürlichsten, sind seine „Erinnerungen aus Süd-Amerika" und „Aus Chili, Peru und Brasilien", Sammlungen kleinerer Novellen kulturhistorischer Art, die uns mit allen Seiten des südamerikanischen Naturells bekannt machen und mannichfache Belehrungen bieten. So ist die Erzählung „Juana" gerade durch ihre schmucklose Ausführung ansprechend, „Die büßende Magdalena" auch psychologisch nicht ohne einigen Reiz, „Ein muthiges Herz" und „Die Geschichte von der schönen Melusine" von hübscher humoristischer Färbung. Besonders in Schmuggler- und Gaunergeschichten — einem ästhetisch

freilich sehr niedrig stehenden Genre — leistet Bibra viel, wie gleich die erste Erzählung „Contrebando" in den „Erinnerungen" zeigt. Seine größeren, hauptsächlich auf amerikanischem Boden spielenden Romane, wie „Ein Juwel", „Hoffnungen in Peru" und andere, haben am meisten von den oben gerügten Mängeln, obwohl der Autor hie und da ganz gute Anläufe zur Charakterzeichnung macht, einzelne ganz reizende Stimmungsbilder liefert und oft nicht ohne treffenden Humor ist. Fast durchgängig behandeln seine südamerikanischen Lebensbilder Stoffe aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, aus der Zeit der Unabhängigkeitskriege Chili's und Peru's gegen das Mutterland Spanien, und diese Epoche der Geschichte ist denn auch recht klar und lebendig gestaltet. Wie vielfach Gerstäcker, hat auch Bibra neben seinen eigentlichen transatlantischen Schriften manche rein auf deutschem Boden spielende Erzählungen geschrieben, so mehrere Novellen in „Erlebtes und Geträumtes" und den dreibändigen Roman „Die Schatzgräber" mit einigen gut erfundenen Figuren, z. B. dem alten Geizhals Spiauter, der aufgeklärten Jungfrau Käsinger ꝛc., unter geschickter Benutzung der Volkssagen und des Volksaberglaubens in Bezug auf verborgene Schätze, Wünschelruthen und ähnliche Dinge. Aber im Ganzen machen doch die meisten seiner schriftstellerischen Erzeugnisse ungefähr denselben Eindruck wie Garibaldi's Romane — sie lassen bedauern, daß der Verfasser nicht einfach in Memoirenform seine reichen Erfahrungen niedergelegt hat, statt sich auf das etwas gefährliche Gebiet dichterischer Komposition zu wagen. —

Eine ganz eigenthümliche Stellung in dieser Gruppe nimmt Otto Ruppius ein, dessen Schriften von ihrem ersten Erscheinen an ein ungewöhnliches Interesse wachgerufen und sich rasch zu einer Lieblingslektüre in deutschen Familienkreisen aufgeschwungen haben. Und das aus guten Gründen! Er hat unter allen Autoren dieser Richtung in seinen amerikanischen Erzählungen, vielleicht mit Ausnahme des „Prairieteufels", am wenigsten specifisch Transatlantisches und Exotisches — überall spielt ächt deutsches Leben, Kämpfen und Ringen um das Dasein auf fremdem Boden die Hauptrolle; deutsches Herz und Gemüth mit allen seinen Liebenswürdigkeiten und Wunderlichkeiten bildet stets den Mittelpunkt, um den sich die anmuthig erfundene Handlung dreht. Ein warmer, treuherziger, Jeden ansprechender Ton geht durch alle seine Schilderungen hindurch, seine Darstellung ist volksthümlich und, wenn auch ohne glänzende Farbenpracht, doch von treuer Lokalfarbe. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, und den ihm besonders Kreyßig mit scharfen Worten gemacht, ist die etwas übertriebene Deutschthümelei, die allzu große, einseitige Bevorzugung seiner jungen deutschen Helden mit ihrer liebenswürdigen Unwiderstehlichkeit gegenüber den Yankees und die vielfache Wiederkehr ähnlicher Motive und Situationen. Seine beiden besten Erzählungen sind „Ein Deutscher" und „Der Pedlar", allerliebst geschriebene Bilder aus dem amerikanischen Gesellschaftsleben, die durch ihre Gemüthstiefe ungemein fesseln. Neben den reizenden Mädchenfiguren, den verschiedenen Typen deutscher und amerikanischer Männer ist es vor Allem

die Gestalt des alten jüdischen Hausirers, die als wohlgelungen zu bezeichnen ist, wenn sie auch etwas an den Schewa in Cumberlands „Juden" und den wackeren Sohn Israels in Ifflands „Dienstpflicht" erinnert. Höchst anziehend sind seine „Genrebilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben", in denen die Leiden und Freuden deutscher Einwanderer durch die mannichfachsten Lebenslagen hindurch geschildert werden; ebenso seine Erzählungen: „Im Westen", Skizzen aus dem Hinterwäldlerleben, unter denen „Mary Kreuzer" und „Buschlerche" den ersten Rang einnehmen. „Geld und Geist" behandelt den schon vielfach poetisch verwertheten Gegensatz in neuer und spannender Weise, und ein ähnliches Motiv liegt der halb in Deutschland, halb in den Vereinigten Staaten spielenden Erzählung „Zwei Welten" zum Grunde. Am meisten glänzendes Kolorit und romantische, vielfach freilich auch im schlechten Sinne romanhafte Verwickelungen hat sein „Prairieteufel", in welchem die nach Coopers Lederstrumpf gezeichnete Figur des alten derben Trappers Eisenfaust das Hauptinteresse für sich in Anspruch nimmt. Vortrefflich gelungen sind auch der alte Fuhrmann Dutsch-Bill und die heißblütige Mexikanerin Pepita, die sich nicht in die Formen des civilisirten Lebens hineinfinden kann und erst durch eine wahre Liebe dazu gebracht wird. — Dieselben Vorzüge nun, die sich in diesen amerikanischen Schilderungen geltend machen, bekunden sich auch und vielleicht in noch höherem Maße in seinen kernig geschriebenen Bildern „Aus dem deutschen Volksleben", sowie in der jüngst in Schönleins „Illustrirter Familienzeitung" aus

seinem Nachlaß veröffentlichten norddeutschen Dorfgeschichte „Lebenskämpfe". Das ist ächtes gediegenes Gold, wie es sich in wenigen Erzählungen gleichen Genres findet, und nur Wenige haben es verstanden, so tiefe Blicke ins Volksleben, in das Denken und Fühlen des Handwerkers, Bauern, Schulmeisters, Landpfarrers ꝛc., in den Trotz und Hochmuth wie in die Demuth und Herzensgüte des niederen Mannes zu thun und allen seinen guten und bösen Eigenschaften einen so klaren und glänzenden Spiegel vorzuhalten wie Ruppius. Es ist dies Buch wohl sein bedeutendstes, und dasselbe gewinnt noch an Werth durch den Geist der Freisinnigkeit, des heiligen Eifers gegen Pietismus und Heuchelei, der das Ganze durchweht. —

Neuerdings sind nun endlich noch zwei Poeten auf dem Gebiete des transatlantischen, specifisch nordamerikanischen Romans aufgetreten, die an Produktivität den bis jetzt genannten keineswegs nachstehen, Armand und Balduin Möllhausen. Beide sind vollkommen in sich fertige und originelle Schriftsteller von ausgeprägt charakteristischer Färbung, und beide kennen ebenfalls den Grund und Boden, auf dem die Gebilde ihrer Phantasie sich bewegen, die Menschen, die sie vorführen, die Landschaftsscenerien, die sie zur Staffage wählen, aus langjähriger eigener Beobachtung. Beide haben auch das mit einander gemeinsam, daß sie sich in ihren Hauptwerken so ziemlich auf ein bestimmt abgegränztes Terrain beschränken, Armand auf die texanische Frontière, auf die äußersten von Weißen betretenen Gebiete an der Indianergränze, Möllhausen auf die Region der Felsenge-

birge und das Plateau von Neu-Mexiko. Im Uebrigen aber weichen sie sehr entschieden von einander ab und haben jeder bestimmte individuelle Eigenthümlichkeiten. Was zunächst Armand (pseudonym für Strubberg) betrifft, so leistet er das Bedeutendste auf ethnographischem Gebiet, und hierin wird er wohl nur von Sealsfield übertroffen. Weit schwächer steht es um die eigentlich künstlerische Seite seiner zahlreichen Romane — sie sind, wenn auch poetisch denen Bibra's überlegen, doch nicht selten gleich diesen etwas dilettantenmäßig komponirt. Zwar weiß er tragische Konflikte hie und da recht geschickt zuzuspitzen und zum richtigen Austrag zu bringen, aber ebenso oft ist die Tragik, besonders der tragische Ausgang seiner Erzählungen keineswegs genugsam motivirt und hinterläßt im Leser einen unbefriedigenden, unharmonischen Eindruck, zumal wenn Alles auf einen glücklichen Abschluß hinweist und am Ende doch ganz schuldlose Personen dem Schicksal erliegen und untergehen, ungefähr in ähnlicher Weise, wie es in dem genialen, aber wunderlichen Erstlingsdrama Heinrichs von Kleist, in der „Familie Schroffenstein" der Fall ist. Es ist leider in vielfacher Beziehung lebenswahr, aber den poetischen und ästhetischen Gesetzen nicht conform. Wahrscheinlich rührt es hier von der sich oft geltend machenden pessimistischen Weltanschauung des Autors her, der, durch schwere Schicksale mit der Welt zerfallen, aus Ueberdruß an der Menschheit in die Wildniß sich flüchtete, in welcher er bekanntlich viele Jahre hindurch als ächter Pionier und Frontiermann gelebt und gewirkt, wie er denn auch häufig — nicht gerade zum

Vortheil für die Illusion des Lesers — sich selbst in der dritten Person redend und handelnd einführt. Wirklich abgerundet und auch von poetischer Bedeutsamkeit sind seine drei Novellen: „Die Quadrone", „Die Mulattin" und „Die Negerin", die unter dem Gesammttitel „Schwarzes Blut oder Sklaverei in Amerika" erschienen sind und in höchstem Grade das Mitgefühl für die unglücklichen Sklaven und vor Allem diejenigen unter ihnen wachrufen, die, wie die Quadronen fast immer, durch äußere Schönheit, inneren Geistesadel und ausgezeichnete Bildung den Weißen nicht nur ebenbürtig zur Seite stehen, sondern sie nicht selten sogar bedeutend in den Schatten stellen. Alle drei Novellen zeichnen sich durch gesunde Exposition, richtige Entwickelung und naturgemäßen Abschluß aus — in der letzten wird außerdem noch ein lebendiges Bild von den Kämpfen der verschiedenen Negerstaaten untereinander im Inneren Afrika's entworfen. Ein Gleiches läßt sich dem vierbändigen Roman „An der Indianergränze" nachrühmen, einem seiner besten und farbenreichsten Gemälde. Der Held Farnwald ist ein Seitenstück zu Armand selbst, auch er hat sich von der Welt in behagliche Ruhe und Wunschlosigkeit zurückgezogen, aber der Strudel des civilisirten Lebens erfaßt ihn doch wieder gegen seinen Willen und er muß mit diesen Wogen schwimmen, wie es denn ja auch dem wahren Manne weit mehr geziemt, mit dem Geschick unerschütterlich bis zum letzten Athemzug zu ringen, als sich resignirt in der Blüthe seiner Kraft der Welt und dem Leben zu entziehen. Das Poesievollste, das Armand je geschaffen, ist die kleine, Farnwalds

Liebesidyll mit der Indianerin Owaja und deren tragisches Ende schildernde Episode im Anfang dieses Buches, die ein reizendes Epos für sich bildet und mit der übrigen Erzählung in fast gar keinem Zusammenhange steht. Der Ton darin ist gut getroffen, und das liebliche Naturkind meisterhaft gezeichnet, wie denn Armand überhaupt unter seinen Personen die weiblichen und zwar vorzugsweise diejenigen am besten gelingen, die auf der Gränzscheide der reinen Natur und der „übertünchten Höflichkeit" moderner Civilisation stehen oder gradezu ihrer Abstammung nach Mischlinge sind, die halbcivilisirten Urwaldssprößlinge, die Halbindianerinnen, Quadronen und Mulattinnen. Eine weitere Ausführung dieser Owaja bildet die ebenfalls durch Indianer ihres eigenen Stammes den Tod findende Kionata und noch mehr die Leonide in dem dreibändigen Werke des Autors „Aus Armands Frontierleben", in welchem er seine eigenen Schicksale an den schönen Ufern der Leonte, wo er sich mit zwei deutschen Leidensgenossen ein Blockhaus errichtet, in romantischer Färbung erzählt. Die Halbindianerin Leonide, die trotz aller ihrer Bildung sich doch nicht ganz von dem alten Indianerglauben lossagen und den Widerspruch, den die Natur in sie gelegt, nicht überwinden kann, ist trefflich durchgeführt, nur schade, daß ihr Tod ganz unmotivirt durch einen Blitzstrahl erfolgt und somit einen sprechenden Beleg für das obige Urtheil über Armands oft unkünstlerische Komposition liefert, wie das noch stärker in seinem ganz barocken „Sprung vom Niagarafalle" hervortritt. Was aber am meisten an diesen letztgenannten Werken fesselt und

entzückt, das ist die Fülle von Kultur- und Sittenbildern aus dem Farmer- und Frontierleben, wie nicht minder aus dem der angränzenden Indianerstämme, und die berauschende Pracht seiner Naturschilderungen, in denen er mit Sealsfield wetteifert. Darin liegt, wie schon oben angedeutet, sein eigentliches Talent, und wie durch einen Zauber fühlen wir uns bei dem Lesen seiner Schriften mittenhinein versetzt in jene paradiesischen Himmelsstriche mit ihrer tropischen Vegetation, wo die üppigsten, von den buntesten Blumen übersäeten unabsehbaren Prairien, durchzogen von riesenhaften prächtigen Waldstrichen, ihre saftig grüne Decke ausbreiten, — wo in wildem unbändigen Lauf die krystallklaren Gewässer von den Bergen herab durch sie hinlaufen und ihre schäumenden Fluthen den gewaltigen Strömen zurollen, die sich in den Golf von Mexiko ergießen, — wo die Cordilleren ihre eisgekrönten sonnigen Häupter erheben, Riesenhirsche und flüchtige Gazellen, Büffel, Jaguare und Bären allein die majestätische Ruhe des schweigenden Urwaldes unterbrechen, und der Mensch, der kühne Pionier der Wildniß, Herr der Welt um sich her ist, so weit das Auge reicht, ohne Sorge, Schmerz, Unruhe und Leidenschaften! Sein Roman „In Mexiko" führt uns ein in die hartnäckigen Kämpfe Mexiko's unter dem verschmitzten Santa Anna gegen die Vereinigten Staaten im Jahre 1846 und den folgenden. Die Handlung ist etwas stark durch überraschende Knalleffekte gewürzt, aber im Uebrigen bekunden sich auch hier Armands eben gerühmte Vorzüge in der schönsten Weise; und jene herrlichen Landschaftsskizzen, jene duftigen Stimmungsbilder

aus den wunderbaren Tropennächten, jene Typen der mexikanischen Bevölkerung, die eine Art Ergänzung zu denen Sealsfields im „Virey“ und im „Süden und Norden“ bilden, vergißt man so leicht nicht wieder. Angehängt sind diesem Buche eine Anzahl Gedichte, die unter dem begeisternden Eindrucke jener Gegenden entstanden sind und im Kolorit etwas an Freiligrath erinnern, wenn sie in der Form auch oft vernachlässigt sind. Recht anziehend ist „Saat und Ernte“; weniger dagegen „Ralph Norwood“, der zwar zu seinen an Abwechselung und Menge der vorgeführten Scenen aus dem amerikanischen Leben reichsten Produkten gehört, aber durch allzu gehäufte Schändlichkeiten und Gräuel auf der einen und unverschuldete Leiden auf der anderen Seite abstoßend wirkt. Das Beste darin sind die Episoden, in denen die Seminolen und ihr gewaltiger Häuptling Tallihadjo auftreten, und die glanzvolle Beschreibung des Triumphzuges, den der berühmte Lafayette noch am Abend seines Lebens durch ganz Nordamerika gehalten. Eine noch rein subjektive Schilderung seiner eigenen Erlebnisse und Abenteuer bis zur verzweifelten Flucht an die äußersten Enden von Texas gibt Armand in seinem größeren Erstlingswerk „Bis in die Wildniß“, das Philipp Hoffmeister in seiner Vorrede dazu ein in seiner Art einzig dastehendes Werk von bleibendem Werthe für die Literatur nennt. „Scenen höchster Verfeinerung wechseln mit denen tiefster Entartung und einfachen, rohen Naturscenen, das Meer mit seinen Gefahren und seiner erhabenen Größe, der Urwald mit seiner unentweihten Schönheit und seinen Schrecken, das Thierreich und die Pflanzen-

welt der tropischen Sonne, der Farmer und der Städter, der rothe Wilde und der kühne Frontier, die Freiheit und das Sklaventhum, das Laster und der Edelmuth, die Liebe und der Haß." Die wahrhaft staunenerregende Fülle des darin verarbeiteten Materials läßt sehr gut die Anwendung des bekannten, auch von Hoffmeister citirten Goetheschen Spruches: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant!" auf dieses mit Recht vom Autor „Reiseroman" betitelte Werk zu. Etwas Reiseroman sind überhaupt alle Armandschen Schriften; an einer bestimmten Stelle der Handlung einsetzen und das Vorhergehende in die Exposition verweben — das versteht er nicht recht. Er erzählt von vorn an, unbekümmert darum, ob das Uninteressante und Unwesentliche gerade so viel Raum einnimmt wie das wirklich Bemerkenswerthe. Das zeigt sich auch in „Alte und neue Heimat" und in dem sehr zerfahrenen „Crösus von Philadelphia", in welchem die beredte Feier des schönen, warmen, ewig grünen Louisiana noch das meiste Interesse wachruft. Eine unterhaltende und belehrende Lektüre besonders für die Jugend bilden seine „Amerikanischen Jagd- und Reiseabenteuer". —

Ein weit bedeutenderer Künstler nun und ein Poet im vollen Sinne des Wortes ist Möllhausen, der auch in zwei großen Reisewerken: „Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee" und „Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's bis zum Hochplateau von Neu-Mexiko" die wissenschaftlichen Errungenschaften niedergelegt hat, die er als Topograph und Zeichner bei verschiedenen

vom Gouvernement der Vereinigten Staaten ausgerüsteten Expeditionen gemacht. Die große Reihe seiner Romane zerfällt nun in zwei scharf von einander getrennte Gruppen, — in solche nämlich, und das sind die früheren, die rein auf amerikanischem Boden spielen, und in die späteren, die alle dasselbe gemeinschaftliche Merkmal haben, daß sie die Fäden zweier, in der alten und der neuen Welt gleichzeitig spielender Handlungen allmälich in einander verflechten und zu einem Gesammtabschluß bringen. Beide Gruppen aber legen in gleicher Weise für die Hauptverdienste des Autors, brillante Darstellung, farbengesättigte, aber nie phantastisch übertriebene Zeichnung der Scenerie und ächt psychologische Vertiefung, Zeugniß ab, und die Romane der letzteren sind in mancher Beziehung poetisch noch bedeutender als die der ersteren, wenngleich die eigentliche Erfindung, Schürzung und Lösung des Knotens, der einheitliche Gang der Handlung in diesen oft nicht so konsequent ist wie in den früheren Werken, eben weil sie auf räumlich so weit von einander getrennten Gebieten gleichzeitig fortgeführt werden. Die erste Reihe umfaßt die größeren Romane: „Das Mormonenmädchen“ und „Der Halbindianer“ mit seinen beiden Fortsetzungen: „Der Flüchtling“ und „Der Mayordomo“, die Erzählungen aus dem westlichen Nordamerika: „Nord und Süd“, sowie die beiden Novellen, Schilderungen und Skizzen enthaltenden Schriften: „Palmblätter und Schneeflocken“ und „Reliquien“. Poetisch weitaus das hervorragendste und überhaupt eines der gelungensten Erzeugnisse unserer modernen Romanliteratur ist das „Mormonenmädchen“, ein prächtiges

Bild aus dem Kriegszuge der Vereinigten Staaten gegen die wunderlichen „Heiligen der letzten Tage“ am Salzsee im Jahre 1857—58. Licht und Schatten sind darin in das rechte Verhältniß gesetzt, und die Durchführung der Repräsentanten amerikanischer wie indianischer Race, der Typen des fanatischen Mormonenpriesterthums, sowie vor Allem der beiden Schwestern Hertha und Editha läßt überall die Hand des ächten Künstlers erkennen. Und wenn Möllhausen in der Einleitung erklärt, daß ihn bei Abfassung dieser und anderer Erzählungen der Wunsch geleitet habe, das Nützliche mit dem Unterhaltenden zu verbinden, die Natur nebst Allem, was sie belebt, mit Vorliebe zu schildern, und hinzufügt: „Das Ehrfurchtgebietende und Grausige der Natur empfinden wir mit andächtigerer Verehrung und tieferem Schrecken, weil wir das menschliche Geschick wie ein schwaches Rohr davon erdrückt zu sehen fürchten; das Lächeln der Natur dagegen dringt inniger zum Herzen, weil es einen erhabenen Gegensatz bildet zu den empörten Leidenschaften der Menschen“, so hat er darin wohl selbst am richtigsten seinen Standpunkt gekennzeichnet, und die Totalwirkung seines „Mormonenmädchens“, sowie der in den Felsengebirgen und Neu-Mexiko spielenden Romane „Halbindianer“, „Flüchtling“ und „Mayordomo“ ist eine noch weit größere, als er selbst geahnt. In „Nord und Süd“ ist die bedeutendste Erzählung „Alice Ludlow“, die den fanatischen Haß zwischen Nord und Süd während des großen amerikanischen Krieges mit brennenden Farben malt. In den „Reliquien“, einer Sammlung von Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika, hat Möll-

hausen, ähnlich wie Armand, das freie Trapper- und Jägerleben in der herrlichen Natur, im Grün der Steppe, in der reinen Gebirgsluft, am frischen Quellwasser, im Schneesturm und Prairiebrand gefeiert und jenen kühnen Pionieren der Wildniß ein Denkmal gesetzt, „die trotz ihrer zahlreichen Fehler, ihrer vielen Kontraste und Widersprüche noch lange glanzvolle Gestalten zu romantischen Schilderungen liefern werden." Tief und wahr ist auch seine Klage über die unselige systematische Ausrottung des edlen Wildes sowohl als auch der unglücklichen Rothhäute, mit denen die letzte Poesie des amerikanischen Kontinents schwindet, eine Poesie, „die nicht durch Eisenbahnen, nicht durch Brennereien und Fabriken, nicht durch eine gewissenlose innere Politik, noch durch salbungsvolle Lehren fanatischer Priester ersetzt werden kann". —

Das Eigenthümliche der zweiten Gruppe von Möllhausens Romanen haben wir schon oben charakterisirt, und wir wollen hier nur noch einmal das Bedenken geltend machen, daß denn doch in der Verknüpfung von so entlegenen Orten etwas allzu stark Romanhaftes auch in noch so geschickt erfundene Stoffe hinein kommt, ein Bedenken, das der Autor selbst gefühlt, da er sich im „Meerkönig" zu rechtfertigen sucht durch die Bemerkung: „Durch das Wachsthum der Verkehrsmittel hören aber die Entfernungen auf, und in Zwischenräumen von vielen hundert Meilen finden Ereignisse statt, welche durch die an denselben betheiligten Personen in naher Beziehung zu einander stehen. Freilich erhalten dadurch ihre Erlebnisse einen die Begriffe des All-

täglichen weit überschreitenden, scharf hervortretenden Charakter des Romantischen. Erleichtert wird aber die Bearbeitung solcher Stoffe, wenn der Erzähler durch eigene Anschauung hinlängliche Ortskenntniß sich erworben hat, um die Scenerie jedesmal mit der Handlung in Einklang bringen zu können." Daß er das Letztere in hohem Maße verstanden, wird man dem Autor nicht absprechen können, und so mag man denn über das angeregte Bedenken leichter hinweggehen. Es gehören nun zu dieser Kategorie seiner Romane die halb am Rhein, halb im Stromgebiet des Missouri spielende Erzählung „Die Mandanenwaise", ferner „Der Meerkönig", „Der Hochlandspfeifer", „Der Piratenlieutenant", „Das Hundertguldenblatt" und „Der Kesselflicker". In allen zeigt Möllhausen sich gleich stark als Charakteristiker; er hat eine Reihe von Charakterköpfen geschaffen, die nur den englischen von Dickens und den deutschen von Spielhagen zu vergleichen sind, in jedem Zuge originell und lebenswahr. Hervorzuheben unter ihnen sind der Oberstlieutenant, der Krüppel Anton, das närrische Fräulein Brüsselbach, der schurkische Bernhard, der alte aus Menschenhaß zu den Mandanen geflohene und endlich zum Medicinmann bei den Blackfoot-Indianern aufgestiegene Werker und die kindlich naive, seelenvolle Schanhatta in der „Mandanenwaise"; der köstliche Doktor Bergmann mit seinem probaten Beruhigungsmittel für alle Aufwallungen, die Gräfin Renata, der wilde Strandräuber Stephens mit seiner holden Tochter Jessie, der Waisenhausdirektor mit seinem würdigen Sproß, der brave Reichardt mit seiner Schwester und der Titelheld Paul selbst im

„Meerkönig"; der Förster und Schulmeister, der Major Hainfeld, der sogenannte Patriarch, mit seiner neckischen Gabriele, der Bremse, wie er sie scherzhaft nennt, und der alte Hochlandspfeifer im Roman gleichen Namens; der Kärrner Braun mit seinem Weibe und der Professor im „Pirtenlieutenant"; die verschiedenen Hinterwäldler, die leidenschaftliche Südländerin Flora, der von Leibes- und Seelenschmerzen gefolterte Horst und seine Jugendgeliebte, der alte Leonhard, bei dem die Sammelwuth zur Manie geworden, und das prächtige Ehepaar Sandel im „Hundertguldenblatt"; endlich der ehrenwerthe Karpet mit seiner reizenden Erica, der klassische Olldach, der Jude Lamberger, Manuela und Helene, Cora und die wahnsinnige Marguerita im „Kesselflicker". Ein weiteres Hauptfeld der Möllhausenschen Muse ist das Zeichnen von reizenden Genrebildern, wie sie sich besonders im „Hochlandspfeifer" in den Dorf- und Waldscenen finden, und das Ausmalen von Geistes- und Seelenqualen, wie in demselben Roman die Figur des von Furien gehetzten, von Reue gefolterten Mörders Mac Leary auf's Schlagendste beweist, ein Seitenstück übrigens zum Bob in Sealsfields „Kajütenbuch". Endlich steht ihm hin und wieder ein wahrhaft Dickens'scher Humor mit jener eigenthümlichen Mischung von heiterem Scherz und tiefernster Wehmuth zu Gebote, und in dieser Beziehung sind z. B. die Beobachtungen und Bemerkungen des „Wettermännchens" im „Hochlandspfeifer" ein kleines Kabinetsstückchen. Als Ganzes betrachtet ist der „Meerkönig" unter diesen Romanen wohl die beste Leistung Möllhausens, deren Motive auch in den späteren

sich vielfach wiederholen. Wir wünschen dem Autor noch eine lange Produktionsfähigkeit und hoffen die an ihm gerühmten Vorzüge auch in seinem neuesten, soeben in der Romanzeitung zum Abdruck gebrachten Werke: „das Finkenhaus" wiederanzutreffen. —

Adolph Böttger.

Mitten hinein in den Kanonendonner und das Kriegsgetümmel des glorreichen Auferstehungsjahres deutscher Macht und Herrlichkeit tönte fern vom Schlachtgefild das einsame Sterbeglöcklein eines dahingeschiedenen Sängers, der sich zwar nicht zu den Coryphäen unserer vaterländischen Literatur aufgeschwungen, wohl aber in allen seinen Kunstleistungen ein ungemein anmuthiges und liebenswürdiges Talent offenbart und sich nebenbei durch seine mustergültigen Nachbildungen fremdländischer Dichtungen einen wohlverdienten Platz im Andenken seines Volkes für alle Zeit gesichert hat. Am Todtenfest des Jahres 1870 war es, als die irdische Hülle Adolph Böttgers auf dem neuen Friedhofe seines Geburtsortes Leipzig, wo er am 21. Mai 1815 das Licht der Welt erblickt, zur ewigen Ruhe eingesargt wurde, und wie der Rath der Stadt ihm zum ehrenden Gedächtniß einen Denkstein auf seiner Gruft zu errichten beschlossen, so wollen auch wir ihm in den folgenden Zeilen einen ehrenden Nachruf widmen durch liebevolle und parteilose Würdigung dessen,

was sein reicher Geist an poetischen Erzeugnissen der Nachwelt überliefert hat. Was zunächst beim flüchtigen Durchblick seiner in 6 Bänden gesammelten Werke (1865—66 bei Dürr in Leipzig), zu denen sich später noch „neue Lieder" und das „Galgenmännchen" gesellt haben, als etwas in neuester Zeit wenigstens ziemlich Ungewöhnliches frappirt, ist die durchweg gebundene Form seiner Dichtungen; keine einzige Zeile Prosa — alles wohlklingende, im schönsten Rythmus sich wiegende Verse, aus denen sich hier ein leichtes Liebesliedchen, dort eine ernste, schwermuthsvolle Erzählung, dort gar ein anspruchsvolles Drama zu einem harmonischen Ganzen abrundet. Frappant kann man diesen Umstand wohl mit Recht nennen, denn wie wenig moderne Poeten giebt es, die nicht hin und wieder auch im Roman und in der Novelle ihr Glück versuchen, sei es aus wirklich schöpferischem Drang, sei es aus Ueberdruß an der Misère des Daseins, wie es ein rein lyrischer oder epischer, ja selbst ein dramatischer Dichter fristet, zumal wenn sie gleich Böttger in bedrängten äußeren Verhältnissen leben. Ja, wir können noch weiter gehen und sagen, wie wenig moderne Poeten giebt es, die sich nicht mehr oder minder ausschließlich der Prosadichtung zuwenden, nachdem sie den ersten jugendfrischen Lenz des Lebens mit seinen lyrischen Blüthen hinter sich haben? sehen sie doch selbst die bedeutendsten Dichteringenien unserer Tage, Spielhagen voran, ihre Hauptlorbeeren auf diesem Gebiete pflücken und auch dieser etwas laxeren poetischen Form wahren und bleibenden Kunstwerth verleihen! Wenn nun Böttger sich consequent während seines ganzen dichterischen

Schaffens von dem Prosagebiet ferngehalten hat, so läßt dieser Umstand eine doppelte Deutung zu. Entweder war er absolut unfähig, hierin etwas zu leisten, oder er wollte es nicht aus einer — nach unseren Begriffen vielleicht etwas falsch verstandenen, aber — jedenfalls bewunderungswürdigen Hochachtung vor der ächten, wahren Kunst. Und scheinbar haben in Böttger beide Gründe gleichmäßig mitgewirkt, da es authentisch ist, daß er — wenigstens in späteren Jahren — sich von einer ganz merkwürdigen Unbeholfenheit zeigte, galt es einmal, auch nur den kleinsten Gedanken in einen guten deutschen Prosastyl zu fassen; aber der Schein trügt auch wohl hier, wie in den meisten Fällen, denn diese Unbeholfenheit wird ebenso leicht durch den gänzlichen Mangel an Uebung wie durch wirkliche Talentlosigkeit erklärt, und gradezu Talentlosigkeit auf einem immerhin nahe verwandten Gebiet der Poesie ist doch wohl kaum bei einem Dichter vorauszusetzen, der auf ihren übrigen des Reizenden und Tiefgefühlten so viel geschaffen. Vielmehr glauben wir, daß, so lange er noch jugendfrisch und sein Herz voll von den höchsten Idealen der Schönheit war, sein angeborener Künstlerstolz es nicht litt, den Gehalt seines Innern in anderen als reinsten Goldmünzen auszuprägen, es nicht litt, sich — vorläufig in den Augen der Welt wenigstens — der großen Menge von literarischen Eintagsfliegen, von belletristischen Scriblern um das tägliche Brod beigesellt zu sehen, und daß so der Mangel an jeglicher Uebung in der Folgezeit eben jene Unbeholfenheit herbeiführte, der wir vorhin gedachten. Denn wie hoch er die Kunst stellte, wie frei von allen an-

haftenden irdischen Fehlern und Makeln er sie gewahrt wissen wollte, und wie sehr er das schlechte moderne Literatenthum verachtete, das geht aus so manchen seiner Lieder und seiner hie und da, besonders auch in den Epen, verstreuten Aphorismen hervor; wir citiren vor Allem ein Sonett (Bd. I, 185), das Böttgers Ansichten in dieser Beziehung klar darlegt und wohl den besten Beweis für die Stichhaltigkeit unserer ausgesprochenen Behauptung liefert:

„Im Land der Träume lodert jetzt die Flamme
Der Poesie als heimgegang'ne Rose,
Die heil'ge Schönheit lästert man als lose,
Und pfropft die Kunst auf Moder nur im Schlamme.
Was soll die Dichtung auch dem heut'gen Stamme,
Ist unsre Zeit doch eine Zeit der Prose,
Weltlenker dünkt sich jeglicher Matrose,
Nimmt er die Frechheit keck zu seiner Amme.
Doch strahlt auf dieses Treibens dürren Boden
Manch Meteor noch aus verklärten Tagen,
Wo Lust zu schaffen war, nicht auszuroden;
Und diesen gleich müßt ihr Begabten wagen,
Ganz unbekümmert um des Tages Moden,
Anmuth'ger Harfe Saiten anzuschlagen!"

Aehnlich heißt es einmal in seinen Distichen (I. 288):

„Modisch, pikant und gesucht!" — Ihr nennt euch Bekenner Apollos,
Fürchtet den rächenden Gott, wenn er den Bogen ergreift!"

und in dem wundersamen modernen Heldengedicht „Till Eulenspiegel" (III. 236):

„Schriftstellerei ist überall jetzt Mode,
Wer eine Hand hat, kritzelt auch und sudelt,
Gevatter Handschuhmacher wird Rhapsode,
Da selbst Lord Ellenreiter Verse sprudelt,

Der Lump nennt Journalist sich nach Methode,
Wenn plump er Comödianten lobgehudelt;
Sir Taugenichts ward ehedem Soldat,
Jetzt, geht's nicht weiter, wird er Literat.

Bankrutte Krämer, Rentiers ohne Renten,
Buchschach'rer, die zu hoch die Nase recken,
Glücksritter und verstorbene Studenten,
Das sind der Kunst und Belletristik Schrecken,
Zwar tauchen sie kopfunter wie die Enten
Und zeigen frech ihr Schlecht'stes aller Ecken,
Doch nennen sie in Städten sich und Burgen
Poeten, Literaten, Dramaturgen." —

Einen glühenden Lobgesang auf die Kunst enthält dann noch seine epische Erzählung: „das Schenkhaus zu Savelthem" (II. 323), einen feierlichen Hymnus, der mit den Worten beginnt:

„Bezaubernd ist des Frühlings Pracht
Im Uebermaaße der Rosen,
Bezaubernd die tiefe, die blaue Nacht,
Liebäugelnder Sterne Kosen;
Bezaubernder doch ist die Wundermacht,
Die strebt mit Wonnebegehren,
Das Herrlichste, was die Lieb' entfacht,
Andächtig zu verklären,"

und in dem wiederkehrenden Refrain gipfelt:

„Segen dem Künstler, dem Liebling des Himmels!"

Ist gleich hier speciell der Maler gemeint, so passen doch die Bilder, mit denen derselbe verherrlicht wird, auf den Jünger jeder, auch der dichtenden Kunst — denn jedem Künstler von Gottes Gnaden dient das Weltall als farbiger

Spiegel, daß er neuschaffend das Siegel der Schöpfungen lösen kann — jeder bringt die verborgensten Adern der Menschenseele im Bilde gestaltend zu Tage, scheidet die Schlacken der Leidenschaft, hebt wieder empor den lasterer-schlafften Nacken und steigt mit dem von der Scheelsucht unverleideten Drange, unsterblich Schönes in Formen zu kleiden, zu der Gottheit empor, daß seinem mit dem Himmel geeinten Schaffen jedes Menschenauge dankbar und freuden-voll entgegenweint! —

Was nun Böttgers dichterische Individualität betrifft, so ist sie zwar durchaus keine scharf und bestimmt nach einer Richtung hin ausgeprägte, keine, die von vornherein dazu angelegt war, neue Bahnen der Poesie zu erschließen, einen ganz originellen Gehalt in ebenso originelle Formen zu gießen, aber dennoch mangelt es ihr keineswegs an Be-deutsamkeit. Tiefinnige und ergreifend zarte Herzenstöne stehen ihm in demselben Maße zu Gebote, wie die Laute der übersprudelnden Genußsucht, vor Allem des jede Schranke durchbrechenden Sinnentaumels, und wenn er auch in letzterm Punkte nicht selten zu weit geht und manchmal geradezu in das Gebiet des Cynischen hinüberzuschweifen droht, so weiß er doch dem ängstlich werdenden Leser leichter als irgend ein Anderer über diese bedenkliche Klippe hinweg zu helfen durch den ganz wunderbar schönen Schwung seiner Diction. In dem vollendeten Wohlklang seiner Sprache, dem wie Musik erklingenden Rythmus seiner Verse nimmt er unter der großen Reihe von formgewandten Dichtern der Neuzeit doch immer noch mit die erste Stelle ein, und so

war er denn vorzugsweise zu poetischen Uebertragungen berufen. Und wenn wir auch gerne zugeben, daß Gildemeister neuerdings noch glänzender das Problem gelöst hat, Byrons Werke den Deutschen zuzueignen, als Böttger, so bleibt doch dessen Nachbildung der Gesänge des großen Briten, was Glanz und Pomp der Sprache anbetrifft, immer ein Meisterstück, zumal er diese, vielleicht schwierigste aller Uebertragungen in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in einer Frist von kaum 4 Jahren, vollendet hat. Seine übrigen Arbeiten auf diesem Gebiete, die poetischen Verdeutschungen der Werke Popes, Ossians, Miltons, mehrerer Lustspiele Shakespeares („Sommernachtstraum", „Viel Lärm um Nichts", „Was ihr wollt",) einzelner Stücke Racines und Ponsards, sowie des Marlowe'schen „Faust" und des Longfellow'schen „Liedes von Hiawatha" stehen zwar an Werth vielfach hinter der Byronübersetzung zurück, aber das Lob einer ungezwungen dahinfließenden, schwungvollen Sprache muß auch ihnen in hohem Maße gezollt werden, in eben so hohem wie seinen Originaldichtungen! Wenn diese letzteren nun trotz aller der gerühmten Vorzüge sich nicht zu der Höhe von Kunstwerken ersten Ranges erheben, so liegt das in dem einen großen Mangel der Böttger'schen Muse, dem Mangel an packender Kraft und Gewalt, an wirklicher Leidenschaft überall da, wo mehr als die rein sinnliche Liebe in's Spiel kommt. Daher zeigt sich sein dichterisches Talent denn auch am ansprechendsten und liebenswürdigsten in der reinen Lyrik und der lyrisch epischen Erzählung. Das ist sein eigentliches Feld, der Haupttummelplatz seines künstlerischen Wirkens, und hier hat

er ſo manche farbenprächtige, duftige Blüthe hervorgebracht, ſo manche ſchöne Frucht gezeitigt, an der ſich Mit- und Nachwelt fort und fort mit innigem Behagen laben wird. —

Daß er ein ächter Liederdichter geweſen, beweiſen vor Allem die mannichfachen Compoſitionen, die ſeinen Erzeugniſſen in dieſer Richtung zu Theil geworden; denn der Prüfſtein des Liedes κατ' ἐξοχήν iſt ſeine Sangbarkeit — nur wenn es ſchlicht und einfach, harmlos und doch ſeelenvoll, in melodiſchem Tonfall dahinfließend und doch nicht überladen mit Gedanken und Wortprunk iſt, kann es der Muſiker verwerthen, und auch nur in dieſer Geſtalt erfüllt es vollkommen ſeinen dichteriſchen Zweck. Mit Recht hat Böttger daher dieſe zarten Sprößlinge ſeiner Muſe „Frühlings- und Liebesmelodien" genannt, und durch ſie alle hindurch zieht ſich denn auch ein einheitlicher Gedankengang, eine gleiche Stimmung; ſie ſcheinen wie aus einem Guſſe hervorgegangen und variiren — im Großen und Ganzen betrachtet — in immer neuen Wendungen daſſelbe uralte und doch nie veraltende Thema, das Lenzgefühl der Natur, ihr bräutliches Entzücken, ihre Auferſtehungsfeier, und in Wechſelwirkung mit dieſer das Lenzgefühl der menſchlichen Bruſt, den Oſterglockenklang des liebedurchglühten Jugendherzens. Am ſinnigſten ſpricht ſich das wohl in dem kurzen Liede (I. 15) aus:

„Die Glocken läuten das Oſtern ein
In allen Enden und Landen,
Und fromme Herzen jubeln darein,
Der Lenz iſt wieder erſtanden.

Es athmet der Wald, die Erde treibt
Und kleidet sich lachend mit Moose;
Und aus den schönen Augen reibt
Den Schlaf sich erwachend die Rose.

Das schaffende Licht, es flammt und kreist
Und sprengt die fesselnde Hülle,
Und über den Wassern schwebt der Geist
Unendlicher Liebesfülle."

Wie singt und klingt es überall, wenn der Frühling eingeläutet wird, der hoffnungsliebliche, lebensathmende — wie neugeboren ist Wald und Thal, wie neu das Menschenherz, wie stimmt der Groll, der in der Seele Gruft stumm und gefesselt gelegen, zur Lust sich um, wie werden erstorbene Wonne, glückselige Pein auf's Neue geweckt im Busen und hauchen in Musik ihren Jubel, ihre Klage aus! Jedes Vöglein da draußen im weiten Schöpfungskreis, jedes Blümchen, jedes Lüftchen — es seufzt, es girrt, es ringt duftathmend und duftspendend nach Liebe, und dasselbe allgewaltige Gefühl, dieselbe namenlose Sehnsucht erfaßt auch mit unwiderstehlicher Kraft den staubgeborenen Herrn der Schöpfung nach einer gleichgestimmten Seele, nach einem Wesen, das voll gleich glühendem Verlangen ihm sein Alles opfert, um Alles von ihm doppelt schöner zurückzuempfangen. Wie treffend ist diese Stimmung von unserem Dichter in den folgenden Strophen (I. 49) ausgedrückt:

„Das Lüftchen flattert' in's Rosenbeet
Und faltet die Flügel zum Schlafen,
Die Nachtigall schwelgt im Liebesduett
Und lockt zum beglückenden Hafen.

Der Geist der Liebe durchwandelt sacht
Die Felder im Abendgolde —
Es kommt die Nacht, die süße Nacht,
O gönne die Nacht mir, du Holde!

Der Himmel blaut durchsichtig und hehr,
Es herrscht ein heiliges Schweigen,
Ich höre nur glühende Seufzer schwer
Aus einsamen Herzen steigen.
Der Geist der Liebe durchwandelt sacht
Die Felder im Abendgolde —
Es kommt die Nacht, die süße Nacht,
O gönne die Nacht mir, du Holde!"

Doch nicht das erste zarte Knospen des erwachenden Lenzes allein, auch seine höhere und höchste, von sommerlicher Gluth genährte Blüthe tritt in innige Wechselbeziehungen zu den mannichfachen Gefühlen und Empfindungen des Herzens, und auch dieser — so zu sagen gesättigteren — Stimmung ist Böttger in seinen Pfingst- und Johannisliedern gerecht geworden. Welch wahrhaft frommes Angedenken weiht er in der Feier dieser Tage voll höchstem Licht vor Allem den Todten in der Gruft, die als Blumen aus des Grabes Moose athmen und im Duft der Rose ihrer Seele Grüße zu uns senden! — Was uns dann noch als ein besonders charakteristisches Merkmal aus allen bisher genannten Gedichten entgegentritt, ist die große Kunst, mit welcher Böttger uns das geheimnißvolle, stille Walten der Blumengeister, der Elfen neckisches Leben und Weben, vom Dufteiner eigenthümlichen Märchenpoesie umwoben, vor das Auge zaubert, und in diesem Genre der Lovelydichtung kann er es mit allen seinen deutschen Sangesgenossen, ja selbst mit den Meistern

dieſes Faches, den orientaliſchen Dichtern, aufnehmen, wofür auch die beiden hier gleich miteinzureihenden lyriſch-epiſchen Gedichte: „Die Pilgerfahrt der Blumengeiſter“ und „Das Frühlingsmärchen“ ein beredtes Zeugniß ablegen. Der ſinnige Gedanke, daß wir Erdenbürger vielleicht ſchon alle einmal Blumen geweſen, und, nachdem wir geblüht und geduftet, wie ſie gewelkt und mitleidlos gebrochen ſind, hat dem Autor die Hauptanregung zu der erſteren der beiden reizenden Dichtungen gegeben, und was er im Prolog ſeiner Geliebten verſprochen, er wolle alle jene morgenfriſchen Blumen, mit denen ſie ihn täglich geſchmückt, in Lieder verwandeln, aus der Blüthen Duft gewoben, das hat er auch nach beſten Kräften erfüllt. Schon in der ganzen Compoſition liegt etwas ächt Morgenländiſches, an die beſten arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Muſter Anklingendes —; in den kurzen Rahmen einer einfachen Erzählung, wie die Blumen ausziehen, um auch einmal auf dieſer Erdenwelt als Sterbliche zu wallen und deren vermeintliche Seligkeit zu genießen, und endlich zu Boden gedrückt von all dem Elend da draußen im Menſchenleben mit niedergeſchlagenen Augen beſchämt und reuig wieder heimkehren zu ihrer verwaisten Königin und ihr verlorenes Blumenparadies zurückerflehen, iſt eine ſtaunenerregende Menge der anmuthigſten, bald kürzeren, bald längeren Erzählungen hineinverwebt, die, ohne weiteren Zuſammenhang unter ſich zu haben, doch alle dem gleichen Zweck huldigen, die Freuden und Leiden des Erdendaſeins in ſeinen verſchiedenſten Phaſen und Richtungen, wie ſie jede einzelne Blume auf ihrer Pilgerfahrt an ſich ſelbſt erfährt, zur poetiſchen Geſtaltung zu

bringen. Sind sie auch im Einzelnen sehr ungleich an Werth, so muß man doch staunen über die reiche Fülle von Phantasie, die sich in diesem ganzen kunstvollen Kaleidoscope documentirt, wie nicht minder über die meisterhafte Gewandtheit, mit welcher der Ton und Rythmus der Verse auf der einen und die Ausdrucksform der Gedanken, die Wahl der Bilder auf der anderen Seite der jedesmaligen Stimmung des Ganzen, dem Charakter des Zeitalters und des Landes, in dem die Handlung vor sich geht, angepaßt ist. — Das „Frühlingsmärchen" erinnert in seinen rein lyrischen Partien vielfach an Zedlitz': „Waldfräulein" und Roquette's: „Waldmeisters Brautfahrt" (so im fünften Blatt: „Welch seliger Wohllaut durchschauert die Nacht — mit frühlingsathmenden Psalmen" etc. III. 271 und „O herrliche Natur, — du herzerquickende, — mit Blumen stickende — huldreiche Zauberin der Flur etc. III. 311), wie denn überhaupt Böttger gerade mit letzterem, was sowohl die liebenswürdige Anmuth und die übersprudelnde jugendfrische Keckheit als auch den absoluten Mangel an grandioser, imponirender Kraft betrifft, eine tiefere Wahlverwandtschaft zeigt. Vielfach pikanter als „Waldmeister", weil es unter dem neckischen Gewande des Märchens eine scharfe Satyre auf die Bestrebungen des Jahres 1848 in sich birgt (man vergleiche nur Stellen wie „Genuß, Genuß heißt die Parole — und Anarchie das Losungswort u. s. w. III. 313, „Ihr schlagt durch rohe Kraft in Bann — die Freiheit, die ihr rein genossen, — was sich nicht selbst beherrschen kann — hat ihrer Segnung sich verschlossen" u. s. w. III. 280 und „Nein,

anders, anders muß es sein — ein Morgenroth, Brüder, bricht herein", u. s. w. III. 303), läßt nun aber das „Frühlingsmärchen" gerade in Folge dieses tendenziösen, parodistischen Elements die allerliebste Naivität und Harmlosigkeit, die Roquette's Epos in so hohem Maße auszeichnet, vermissen und macht daher auch nicht denselben allseitig befriedigenden, harmonischen Eindruck. —

Kehren wir nach dieser längeren Abschweifung noch einmal zu Böttger's „Liebes- und Frühlingsmelodien" zurück! Wir würden ungerecht gegen den Dichter sein, wollten wir verschweigen, daß diese oben eingehender betonte Lenz- und Sommerfeier in der Natur wie im Menschenherzen keineswegs den einzigen und ausschließlichen Inhalt derselben bildet; — sie zieht sich eben nur als gemeinschaftlicher Grundton, als Hauptmotiv durch diese erste Abtheilung seiner lyrischen Erzeugnisse, und in gleicher Weise auch durch die zweite derselben, die meisterhaft gestalteten „Sonette" hindurch aber der Gedankenreichthum derselben ist dadurch nicht erschöpft. Böttger ist durchaus kein einseitiger Lyriker; es spiegeln sich bei ihm wie bei jedem ächten Poeten in seinen Versen seine innersten und geheimsten Lebensansichten wieder, und mögen dieselben auch — wie wir schon einmal hervorgehoben — nicht eben besonders tief und originell sein, so liefern sie doch immerhin einen sehr willkommenen Beitrag zur Charakteristik seiner Persönlichkeit als Dichter und Mensch. Ein besonderes Interesse in dieser Hinsicht verdienen vor Allem die Stellen seiner Gedichte, in denen er es unumwunden ausspricht, daß ihm nichts Menschliches fremd

geblieben, in denen er mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung sein vielfaches menschliches Irren und Fehlen, den oft ungezügelt dahinstürmenden Drang seines Herzens nach irdischen Genüssen, nach Weinrausch und Liebestrunkenheit, in stolzen Dithyramben feiert. Sie können wohl als Ausdruck seiner wahren Empfindung angesehen werden, denn nicht selten hat er, gerade in seinen späteren Jahren, in diesem Punkt des Guten etwas zu viel gethan und im Uebermaß genossener Weltfreuden die Zerrissenheit seines Inneren, seinen Groll über den Jammer des Daseins und den fortwährend an ihm nagenden Wurm äußerer Sorgen und Kümmernisse zu betäuben und einzuschläfern gesucht.

„O laß mich schlürfen, eh' das Grab mich bindet,
Im vollen Zug den Lenz mit Duft und Schalle,
Denn Schön'res giebt's nicht auf dem Erdenballe,
Als wenn uns des Genusses Arm umwindet."

(I. 163)

Diese Verse lassen sich füglich das Motto seines Lebens nennen, und da sie so tief und wahr empfunden sind, wer wollte mit ihm rechten, wenn er des höchsten und reinsten Genusses enggesteckte Grenzen auch hin und wieder einmal mit keckem Uebermuthe übersprungen? Wir stimmen freudig mit ein, wenn er uns zuruft (I. 120):

„Laß rosig dir die Freude winken,
Unhemmbar rollt der Stunde Lauf,
Das müde Blatt muß sterbend sinken,
Der gold'ne Keim bricht lächelnd auf;
Genieße flugs den Trunk des Lebens,
Nur frisch geschöpft erfreut der Quell!"

und fühlen, sind wir volle, ganze Menschen, die gehobene Stimmung mit, die in des Dichters Brust die herrliche Frühlingsnacht geweckt (I. 67):

„Die Nacht ist warm, die Nacht ist hell,
Die Nachtigallen schlagen,
Ich hör' im silberblüh'nden Strauch
Wollüstige Liebesklagen.
Die Nacht ist warm, die Nacht ist hell,
Paßt nicht zu reuigem Büßen,
Komm, Liebchen, komm in meinen Arm,
Laß uns den Frühling grüßen!
Laß schlürfen uns auf moos'gem Grab
Den Schaum vom frischen Leben,
Und so dem Haß der ganzen Welt
Im heißen Kuß entschweben!
O Frühlingsduft, o Mondesnacht,
Ihr sendet Liebesboten,
Und wer nicht liebt und wer nicht irrt,
Steig' nieder zu den Todten!"

Der Liebe feurige Gluth, der Frauen Schönheit und der herrlichen Schöpfung Pracht — in diesen drei Begriffen liegt der ganze Katechismus seines Lebens beschlossen; sie ersetzen ihm Gott, Religion, Himmel und alles, woran sonst ein frommer Glaube bewußt oder unbewußt sich klammert.

„Heil der Wahrheit, Fluch der Tücke,
Wenn sich Aug' in Auge schaut,
Liebe heißt die gold'ne Brücke,
Die den Bund der Geister baut,"

ruft er begeistert im vierten seiner „Johannislieder" (I. 110) aus, und immer höher und höher schwellen die Accorde

seiner Leyer, gilt es, dieses einzige Weltengeheimniß, das Seele der Seele verkettet, das den Menschen erst wahrhaft menschlich macht, zu feiern (I. 32):

„Die Liebe nur, sie ist mein Gott,
Nur Schönheit meine Bibel,
All andres Frommthun ist nur Spott
Und selbstisches Geliebel",

und ähnlich (I. 164):

„Nur eine große Kirche giebt es, eine,
Die jedes Herz erfüllt mit Liebeswonne:
Natur, Natur mit ihrem Heil'genscheine.
Und willst du drinnen beten zur Madonne,
Nimm dir ein süßes Liebchen, wie das meine,
Schön wie der Lenz und blendend wie die Sonne,"

bis sie endlich auf- und ausjauchzen in den schwungvollen Rythmen (I. 63):

„Denn könnt' ich selber ein Engel sein,
Mir machten die Flügel Beschwerde,
Und Sünd'gen gehört zum lebendigen Sein,
So wie zum Himmel die Erde.
Wenn's Sündigen heißt: die Jugendzeit
Im Schooße der Liebe sich wiegen,
So opfr' ich gerne die Ewigkeit,
In deinen Armen zu liegen." —

Die übrigen Abschnitte von Böttgers lyrischen Gedichten enthalten „Balladen und Romanzen", „Distichen", „Vermischte Gedichte" und mannichfache Gelegenheitspoesien unter dem Gesammttitel: „Blätter der Erinnerung." Die beiden letzten weisen zwar auch hie und da manch duftige Blüthe auf, tragen aber keinen besonders charakteristischen Stempel an sich;

weit mehr ist das mit den „Distichen“ der Fall, die überall das Muster und Vorbild unseres Altmeisters Goethe erkennen lassen. Interessant für Böttgers allem pfäffischen Zelotismus und Muckertreiben im höchsten Grade abholden und wahrhaft religiösen Sinn sind Aphorismen, wie:

„Christlich werde das Schauspiel und christlich jedweder Tragöde?
O von der Kanzel zuerst rufe die Mimen herab!“

und

„Priester, nicht schreitet so graunvoll finster wie Zorn und Verdammniß!
Schüchtern verstummt das Vertraun vor dem unsäglichen Ernst.
Lernet vom ewigen Geist die trosteinhauchende Milde,
Lächelt sein segnender Blick nicht aus der ganzen Natur?“

Eine weitere Ausführung dieser und ähnlicher Gedanken findet sich dann noch in seinem schon einmal genannten modernen Heldengedicht: „Till Eulenspiegel“, das in seinen Mängeln und Vorzügen vielfach an Byrons „Don Juan“ anklingt und vielleicht die genialste aller Schöpfungen Böttgers geworden wäre, wenn er es einerseits zu einer wirklichen Abrundung der Composition, zu einem Abschluß gebracht und andererseits nicht so häufig einen gar zu niederen, stellenweise geradezu cynischen Ton angeschlagen hätte. Aber im Einzelnen enthält dies Gedicht wahrhafte Blitzfunken des Genies, und an scharfem Spott und beißender Satyre gegen so viele lächerliche und veraltete Zustände der damaligen Zeit — es ist in den Jahren 1846 und 47 geschrieben —, so wie gegen Uebelstände, die auch heutigen Tages noch in voller Blüthe stehen, kann es getrost mit allen poetischen Erzeugnissen gleicher oder ähnlicher Gattung rivalisiren. Treff-

lich ist z. B. ein Meeting schwarzröckiger, frommer Herren in folgenden Ottaven geschildert (III, 207):

„Es war der Sammelplatz der Gotterweckten,
Schlupfwinkel für das Fledermausgelichter,
Die den Verstand mit Heuchelei verdeckten,
Als Fahne trugen fromme Lammsgesichter,
Doch drunter ihre Wolfsnatur versteckten;
Ein Treibhaus war's für feige Sündenlichter,
Wo Religion geläutert wird für Muhmen,
Ein Mistbeet heuchlerischer Satansblumen;"

und ebenso treffend ist der Hohn in den Worten, die Till an diese würdige Gesellschaft richtet (III. 210):

„Vermeint ihr, das Gesetz könnt' euch zermalmen?
Ihr kennt nicht menschliches, nur göttlich Recht!
Gehorcht dem Herrn, das bringt euch ew'ge Palmen,
Und nackt schuf er das menschliche Geschlecht; —
Auch macht ihr mit Tractätchen und mit Psalmen
Manch hohes Haupt durch Kriecherei zum Knecht,
Denn Wedeln frommt ja auf dem Erdenrunde,
So lang' es noch Gewalt'ge giebt und Hunde."

Auch die Literaten und Recensenten finden wenig Gnade in Böttgers Augen, und wie er in seinen „Distichen" singt (I, 295):

„Freue dich, Jünger Apolls! dein Epos erwähnt das verbiß'ne,
Kritische Männlein, es spricht anderthalb Zeilen von dir.
Mehr nicht erheische von ihm; flugs ziehn ja die Bücher zum Trödler,
Unaufgeschnitten und neu zahlt er den doppelten Preis,"

und in seinen „vermischten Gedichten" seufzend klagt (I, 326):

„Wenn Lied und Bild vollendet ist,
Dann naht des Künstlers Grauen;
Der Kritikus, wofern er's ist,
Zeigt die versteckten Klauen.

Er krittelt hier und krittelt dort,
Das Leben just zu morden,
Und ist er fertig — trollt er fort,
Kein Haar ist besser worden.

Viel leichter ist, in Wolle gehn,
Als erst die Wolle walken,
Viel leichter, fremden Splitter sehn,
Als seinen eig'nen Balken",

so richtet er auch im „Till" die Pfeile des Spottes gegen diese Recensentenraupen,

„die vorhanden,
Die Keime des Talentes zu zernagen,
Bis mit der Zeit als Puppen sie versanden
In geistestauben Zeitungssarkophagen:
Da ihre Seele sie nicht aus den Banden
Im Flügelschwung kann zu Gestirnen tragen,
Verachtet und vergessen modern sie,
Schwindsücht'ge Wagner faustischer Poesie"
(III. 175).

Wirklich classische Muster ferner sind die verschiedenen Antwortschreiben, die Till während seiner buchhändlerischen Laufbahn den ihn mit Manuscripten behelligenden Autoren zugehen läßt. Was endlich seine bittere und bisher nur allzu zeitgemäße Klage über die Misère der deutschen Dramatiker betrifft, jener armen Schlucker, denen man den Salair im Lobe zahlt und deren ganzer Ruhm ein bischen Zucker ist, womit sie das dürftige Leben fristen, — die vergeblich Lohn von den deutschen Bühnen hoffen, weil diese nöthiger ihre Goldvasallen brauchen,

Nicht für Poeten in den Giebelstübchen,
Nein, Schwedens und Italiens Nachtigallen

das Mund- und Wangengrübchen zu vergolden, und die höchstens die Aussicht haben, dereinst, wenn sie von der Erde abberufen sind, in marmornen Büsten strahlend der Nachwelt dasselbe zu sein, was ihnen die Mitwelt gewesen, „ein Bild von Stein", so wollen wir hoffen, daß dieselbe durch das kraftvolle Wirken der jüngst in's Leben getretenen „Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten" recht bald zu einer verklungenen Sage aus für immer vergangenen Tagen werden möge! —

Haben wir Böttger bisher als specifischen Liederdichter betrachtet und ihm in dieser Beziehung eine bedeutsame Stellung einräumen müssen, so können wir ihm ein ähnliches Lob auch hinsichtlich seiner „Balladen und Romanzen" sowie nicht minder einer ganzen Reihe seiner epischen Erzählungen spenden, — wohlverstanden aber nur in soweit als dieselben vorwiegend lyrischer Natur sind und Motive behandeln, die ein Zurücktreten des rein Epischen gegen Stimmungs- und Landschaftsbilder einigermaßen gerechtfertigt erscheinen lassen. Gedichte, wie „Junker Herbst", „Kinder des Dorfes", „Memento mori", das wehmüthig reizende: „Nach Jahren" (I. 189):

„Die Mutter lehnt am schattigen Thor,
Ihr blondes Töchterchen kniete davor,
Brach Rosen sich und Vergißmeinnicht,
Und küßt sie mit lachendem Angesicht:

„Ei Mutter, bin ich so groß wie du,
Dann trag' ich dir Alles im Hause zu,
Dann heg' ich und pfleg' ich dich lieb und fein,
Wie die Rosen und die Vergißnichtmein." —

Und Jahre schwanden — am schattigen Thor
Ragt höher und voller der Flieder empor!
Ein Mägdlein umfaßt des Geliebten Arm,
Es schlagen ihre Herzen so treu und warm,
Doch wie sie sich küßten auf Wang' und Mund,
Weinte das Mädchen aus Herzensgrund.
Denn die sie wollt' pflegen so lieb und fein,
Lag still unter Ros' und Vergißnichtmein",

auch der Romanzenkranz: „Heinrich der Dritte" und andere mehr machen bei aller Einfachheit durch ihre gewandte und formvollendete Behandlung einen durchaus anmuthigen und erhebenden Eindruck. Manche freilich werden dadurch etwas in den Schatten gestellt, daß bedeutendere Poeten als Böttger denselben Stoff oder denselben Gedanken schöner und kunstvoller gestalten haben, so die „Jungfrau am Rhein" im Vergleich mit Heines „Lorelei", — und „Barbarossa". Etwas ähnliches ist — beiläufig bemerkt — auch in seinen „Frühlingsmelodien" der Fall mit dem Liede: „O stürb' ich wie die Blume doch", das von Herweghs gleichartigem: „Ich möchte hingehn wie das Abendroth", weit übertroffen wird. Wie matt klingt sein Schlußvers (I. 95): „Mein Herz hast du gebrochen zwar, — Doch zu unsäglichem Verderben, — Nicht wie die Blume sternenklar, — Im Menschenelend muß ich sterben!" gegen den schwungvollen jenes Gedichtes: „Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur, — Doch

wird das Elend deine Kraft erst schwächen; — Sanft stirbt sich's einzig nur in der Natur, — Das arme Menschenherz muß stückweis brechen!" —

Vollendet in Inhalt und Form sind unter den größeren Epen vor Allem: „Magdalena", eine Verherrlichung der schönen Büßerin im neuen Testament, das allerliebste: „Schenkhaus zu Savelthem", eine Episode aus Vandyk's Jugendzeit, die düsteren Nachtbilder: „Don Juan und Maria" und „der Erbe von Thirlestan", sowie „Heinrich und Fleurette", ein Vorwurf, den auch Zschokke in seiner bekannten Novelle: „Heinrich des Vierten erste Liebe" bearbeitet hat. An Glanz und Pomp der Sprache, an melodischem Wohlklang der Verse werden diese so leicht nicht zu übertreffen sein, und wenn sie sich auch mit Byrons poetischen Erzählungen nicht messen können, so müssen wir ihnen doch in unserer deutschen Literatur einen hohen Platz einräumen. Ebenso erfreut die in Hexametern geschriebene Erzählung: „Goethes Jugendliebe", der des großen Meisters Verhältniß zu Käthchen Schönkopf zum Grunde liegt, durch ihre frische, drastische Darstellung und den ungemein glücklich getroffenen Ton. Weniger läßt sich das nach unserer Ansicht von dem vielfach gerühmten „Buch der Sachsen" sagen, das die bedeutendsten Momente der sächsischen Geschichte in Erzählungen, Romanzen, Balladen und Legenden feiert und auf Empfehlung der Regierung in allen Landesschulen eingeführt ist. Manches darin ist zwar recht wohl gelungen, z. B. „Heinrichs Tod", „Ludwig der Springer", „die Jagd bei Weißenburg", die Legenden der „Elisabeth von Thüringen", „der Ritt in's

Kornfeld", ein Muſter ſeiner Gattung, „Lukas Cranach", „Herzog Ernſt der Fromme und der Geiſtliche", in dem Ernſt und Scherz recht geſchickt miteinander verbunden ſind, und andere, aber die größere Mehrzahl macht doch nur den Eindruck einer Reimchronik, in ähnlicher Weiſe wie viele Partien aus Lingg's „Völkerwanderung", und dieſe etwas gezwungene Verſification läßt den Leſer nicht zu wirklichem ungetheilten Genuſſe kommen, während der dieſem Buch vielfach verwandte kürzere Liederkranz: „Auf der Wartburg" im Großen und Ganzen ein vollendeter genannt werden muß. Die Spitze von Böttgers auch einer ſchärferen Kritik Stand haltenden lyriſch-epiſchen Erzählungen, den äußerſten Punkt, bis zu welchem ſein Talent ſich emporzuſchwingen vermochte, bildet entſchieden das mit allem Zauber der Tropenwelt ausgeſtattete Gedicht in vier Geſängen: „Habana", in dem die Sage von der Entſtehung dieſer Stadt mit poetiſcher Meiſterhand in glanzvolle Verſe gebracht iſt. Hier ſehen, hören und fühlen wir wirklich der „Savannen Gluth", die „ſtürzenden Wolkenbrüche", die „würzige Fluth des Blüthenwaldes", „die berauſchenden Düfte", den „ewig lichtblauen Himmel" jener ſeligen Zonen; wir genießen den Zauber mit,

„Im Bananenſchatten zu liegen,
Wo auf wunderſam ſchillernden Blumen ſich
Smaragdene Kolibris wiegen",

und wenn ſich auch in dieſem Gedicht, wie faſt in allen den bisher beſprochenen, nicht ſelten etwas Verſchwommenes und Verblaßtes in der Charakterzeichnung, ein Mangel an Plaſtik und durchſichtiger Klarheit bemerklich macht, ſo iſt doch die

liebliche Wilde Guara, die Heldin des Ganzen, mit so vielen psychologisch feinen Zügen ausgestattet, in ihrer Entwickelung von der schüchternen, noch halb kindlichen Jungfrau bis zur rasenden Rachefurie so ergreifend durchgeführt, daß wir über diesen glänzenden Vorzügen gerne die kleinen Fehler und Gebrechen vergessen. Die Liebesnacht zwischen Guara und Sanchez ist ein wahres Cabinetstückchen in Darstellung wie Diction, und wer ließe sich nicht hinreißen von dem Schmelz dieser Verse (3, 36):

„Guara, komm!
Ruh aus auf meinem Knie — schöpf Athem, Kind!
Dein Hauch belebt mich mild wie Frühlingswind!
Komm, lege deine weiche, liebe Hand
Als Balsamblatt auf meines Herzens Brand!
Küß' ich die Lippen dir, küß' ich die Augen,
Laß Lind'rung mich aus jedem Kusse saugen!
Laß deiner Reize Wonnen mir erblühn,
Du dunkle Nacht, draus meine Sterne glühn!" —
„„O süßer Freund!
Dein Kuß brennt flammend durch die Seele mir,
Ganz willenlos drängt Alles hin zu dir.
Zu dir nur zieht's mich hin — heißt Sterben dies,
Sterb' ich in deiner Arme Paradies!
An deiner Brust fühl' ich mich erst geboren,
Gewinne nur, wenn alles ich verloren!
Mit Wonneschauer klärst du mir die Nacht,
Du lichter Tag, draus meine Sonne lacht!
O könnt' ich bei dir weilen fort und fort!"" —
Sie flüstert halbgebrochen noch dies Wort, —
Dann tiefe, bange Stille durch's Gefild.
Es pocht das Herz am Herzen feurig wild —
Das Auge bricht in namenloser Gluth,
Wie Lipp' an Lipp' in Eins verschmolzen ruht, —

Ein Seufzer noch, hinſchmachtend wunderbar, —
Ein Athmen frei von allem Erdenkummer, —
Und auf die müde Wimper ſinkt dem Paar
Ein wonneſel'ger, reizdurchgoſſ'ner Schlummer!" —

Weit ſchwächer ſind dagegen alle die poetiſchen Erzählungen Böttgers, in denen das wirklich Epiſche zur Geltung kommen ſollte, deren Stoffe vor Allem Wucht und Kraft verlangen, und deshalb ſtehen, unbeſchadet ſo mancher herrlicher Einzelheiten, ſein „Pauſanias", ſein „Fall von Babylon" und ſein „Dämon und Engel" weit hinter den vorgenannten zurück. Wie ſchwach erſcheinen z. B. in den beiden erſten gerade die am meiſten charakteriſtiſchen Momente gezeichnet, vergleichen wir ſie mit den bekannten Gedichten von Hermann Lingg („Pauſanias") und Heinrich Heine („Belſazar"). Hier wäre die knappeſte, conciſeſte Form am Platze geweſen, und dieſe wird auch durch die ſchönſte Muſik der Verſe nicht erſetzt. Nur an den Stellen, wo der Lyriker wieder ſein Recht geltend machen kann, zeigt ſich Böttger in ſeiner gewohnten Meiſterſchaft, und ein eclatantes Beiſpiel liefert dafür die Schilderung von dem üppigen Bacchanal in Babylons Königsſchloß, von der dämoniſchen Wirkung der Muſik (II. 133 ff), die ein Seitenſtück zu der nicht minder prächtigen in der „Pilgerfahrt der Blumengeiſter" bildet (Granadella und Naranja, VI. 114 ff.) und den Vergleich mit jener berühmten in Lenaus Fauſt („der Spielmann dem Jäger die Fiedel reicht") wohl aushalten kann. —

Fehlte unſerem Dichter ſo ſchon für das eigentliche Epos die ausreichende Begabung, ſo iſt es faſt ſelbſtverſtänd-

lich, daß sein Talent für die höchste Gattung der Poesie, für das Drama, erst recht unzulänglich war, und das beweist denn auch sein Trauerspiel: „Agnes Bernauer", dem es an allem gebricht, was den eigentlichen Nerv einer Tragödie ausmacht. Das Stück ist zwar mit großem Geschick aufgebaut, zeigt auch in seinen lyrischen Partien die bekannte Schönheit und Anmuth der Böttger'schen Muse, aber von wirklicher dramatischer Ftacturschrift findet sich nichts, und so hat denn dasselbe auf der Bühne auch niemals festen Fuß fassen können — unseres Wissens ist es überhaupt nur in Leipzig mit sehr mäßigem Erfolge zur Aufführung gekommen. Etwas Aehnliches gilt von seiner Dichtung für Musik: „Lanzelot vom See." Was dagegen sein Schwanenlied: „das Galgenmännchen" betrifft, so ist diese Märchendichtung, deren Stoff, wenn wir nicht irren, jüngst auch von Roderich Benedix zu einem Volksschauspiel verarbeitet ist, zwar ebenfalls in dramatischer Form abgefaßt, aber diese Form ist ein rein äußerliches, der Dichtung durchaus nicht mit Rücksichtnahme auf die Scene angepaßtes Kleid, gerade wie es bei ähnlichen Poesien Tiecks der Fall ist, und wir können daher, ohne in Widerstreit mit dem oben über Böttgers dramatische Muse Gesagten zu gerathen, dieses letzte Werk des verewigten Dichters ein durchaus gelungenes und durch seine vielen tiefsinnigen Ideen höchst bedeutsames nennen.

Zeigt es auch hin und wieder im Styl Reminiscenzen an Goethes Faust und mehr noch an Byrons Manfred, so ist es doch in seinen Gedanken durchaus originell und gehaltvoll, und wir müssen angesichts dieser Leistung Böttgers,

die vertiefter als irgend eine andere seiner Dichtungen ist, es lebhaft bedauern, daß der „Götter Neid" ihm keine längere Lebensfrist geschenkt, ihm nicht die Möglichkeit gegönnt hat, noch vollendetere Kunstgebilde zu schaffen! —

Ein fürstlicher Schriftsteller.

Wenn der Charakter eines Mannes auch im Ganzen und Großen am deutlichsten aus seinen Thaten erschaut wird, so bleiben doch so manche kleine Falten desselben, das ganze Detail seiner Individualität, die feineren und feinsten Züge seines Wesens, die oft gerade den ersten Anstoß, das ursprünglichste Motiv zu der oder jener Handlung seines Lebens gegeben haben, selbst dem schärfsten Auge des Forschers verborgen, wenn ihm ein anderer, nicht minder wichtiger Schlüssel, um in das räthselvolle Innere eines Menschen zu dringen, vom Schicksal versagt bleibt, Aufzeichnungen nämlich von der eigenen Hand des Betreffenden, unmittelbare Ergüsse seiner Gedanken und Gefühle, sei es in rein brieflichen Mittheilungen, sei es in wirklich schriftstellerischen oder gar poetischen Erzeugnissen. Diese Bemerkung muß sich jedem unbefangenen Leser vor Allem bei der Lectüre der hinterlassenen Werke einer Persönlichkeit aufdrängen, die durch ihr — wenn auch vielleicht gerechtfertigtes, so doch jedenfalls im höchsten Grade bemitleidenswerthes — Schicksal zu einer der tragischsten unserer Neuzeit geworden ist und deren Leben,

Wirken und Ende eine ganze Fluth bedeutender und unbedeutender Geſchichts- und Memoirenwerke hervorgerufen hat, wir meinen den unglücklichen Kaiſer von Mexiko, Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oeſterreich. Was er politiſch Löbliches und Tadelnswerthes gewirkt, wodurch er im blühenden Alter von kaum fünf und dreißig Jahren das tödliche Blei in ſeine Bruſt gelenkt, liegt klar vor Aller Augen da, und die Geſchichte hat jetzt ſchon ſo ziemlich ihr endgültiges Urtheil, das höchſtens im Einzelnen noch modificirt werden kann, darüber ausgeſprochen; — aus welchen Anſchauungen und Empfindungen heraus er aber der Mann geworden, als welchen wir ihn im mexicaniſchen Kaiſerpurpur erblicken, die inneren, verborgenen Keime ſeines Handelns werden uns entſchieden erſt durch ein eingehenderes Studium ſeiner Schriften aufgedeckt, und unſeres Erachtens haben dieſelben — einige Recenſionen in der Preſſe, beſonders die ausführliche und gehaltvolle in Gottſchalls „Blättern für literariſche Unterhaltung“ (Jahrgang 1867, Nr. 51 u. 52) ausgenommen — bisher noch nicht die rechte, allgemeine Würdigung gefunden, die ſie verdienen, ſind vor Allem nicht genugſam in der Weiſe ausgebeutet worden, daß ſich daraus ein einheitliches und umfaſſendes Charakterbild des durch ſeinen Tod mit dem Glorienſchein eines ächten Helden verklärten Fürſten, wenigſtens für ſeine vormexicaniſche Zeit, ergäbe. Hätten nun aber Maximilians ſchriftſtelleriſche Erzeugniſſe gar keinen anderen Werth, als eben dieſen, dem Geſchichtsforſcher Material zur tieferen Erkenntniß ſeines innerſten Weſens zu liefern, ſo könnte die Literaturgeſchichte über ſie einfach zur Tages-

ordnung übergehen, und wir würden, da uns kritische Geschichtsstudien dieser Art fern liegen, überhaupt nicht, am wenigsten aber an dieser Stelle ihrer zu gedenken Veranlassung haben. Wenn wir es nun doch thun und die hervorstechendsten Charakterzüge des Verewigten aus den Werken seiner Feder hier zu construiren suchen, so geschieht das lediglich aus dem Grunde, weil dieselben, ganz an und für sich betrachtet, wirklich auch von hervorragendem literarischen und poetischen Werthe sind, weil sie, auch wenn sie nicht einen Prinzen und spätern Kaiser zum Verfasser hätten, allein schon durch ihren inneren Werth das regste Interesse, vielfach sogar die Bewunderung jedes Gebildeten hervorrufen müßten. Es umfassen diese hinterlassenen Schriften im Ganzen acht Bände Reiseskizzen, Aphorismen und Gedichte, von denen sieben unter dem Gesammttitel „Aus meinem Leben" 1867 und der achte „Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland", etwas später, 1868, als Supplementband bei Duncker uud Humblot erschienen sind. Erstere waren schon früher als Manuscript gedruckt und dem kaiserlich österreichischen Hof zum Geschenke gemacht, letzteren dagegen, das während eines Ferienausflugs abgefaßte Tagebuch eines achtzehnjährigen Prinzen, hatte der hohe Autor aus Bescheidenheit der Veröffentlichung entzogen. Doch werden die nachfolgenden Zeilen zeigen, daß sich dasselbe vollkommen ebenbürtig den späteren Werken an die Seite stellt und die Hochachtung vor dem geistvollen Verfasser, der schon in so früher Jugendzeit ein verhältnißmäßig so reifes Geistesproduct zu schaffen vermocht, nur noch zu erhöhen geeignet ist. —

Ueberhaupt tritt uns in allen Schriften Maximilians als das charakteristischste und frappanteste Moment eine ungemeine geistige Frühreihe, eine Gewandtheit und Sicherheit in der Ausdrucks- und Darstellungsweise, eine Formvollendung des Stils und eine feine und scharfe Beobachtungsgabe entgegen, wie sie wohl kaum ein anderer deutscher Schriftsteller in so jungen Jahren an den Tag gelegt, ganz abgesehen davon, daß die peinlich exclusive Stellung eines Prinzen, noch dazu eines österreichischen Erzherzogs, durchaus nicht dazu angethan zu sein pflegt, gerade nach dieser schönwissenschaftlichen Richtung hin besonders anregend und fördernd einzuwirken. Den „Ausflug nach Griechenland" hat er, wie schon betont, im achtzehnten Lebensjahre verfaßt; ebenso datiren seine Aufzeichnungen aus Italien, Andalusien und Granada, Sicilien, den Balearen, Valencia und Murcia, Madeira, Galloafrika und Albanien, welche die neun ersten Abtheilungen seiner Reiseskizzen (Band 1—4 der gesammelten Werke) bilden, sämmtlich aus den Jahren 1851—53, auch sie sind also, mögen sie auch vielleicht erst später durchgefeilt und in eine abgerundete Form gebracht sein, doch jedenfalls ihrem Hauptgehalte nach im Alter von 19—21 Jahren — Max war 1832 geboren — niedergeschrieben. Nur die drei letzten Abtheilungen der Reiseskizzen: „Ueber die Linie", „Bahia" und „Mato Virgem" sowie ein Theil der Aphorismen und Gedichte (Bd. 5—7) stammen aus den Jahren 1859—62. Wir haben es also in jeder Beziehung mit einem Phänomen auf literarischem Gebiete zu thun, und angesichts dieser Leistungen müssen wir nur um so mehr

die Verblendung bedauern, mit welcher der für alles Wahre, Gute und Schöne begeisterte Fürst das Danaergeschenk der mexikanischen Kaiserkrone angenommen; — mit welcher er, dem Wunsche eines geringen Bruchtheils der Bevölkerung folgend, sich wie ein Freischaarenführer im Purpur die Herrschaft eines fernen, uncivilisirten, von Bürgerkriegen durchwühlten Landes angemaßt, um endlich sein junges Leben unter den mitleidlosen Kugeln derer zu enden, welche mit vollem Recht die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gegen fremde Usurpation vertheidigten. Daß diese Verblendung beim Kaiser Max in erster Linie aus seinem oft ganz zügellosen Hange zur romantischen Schwärmerei hervorgegangen, das beweisen seine Schriften ganz deutlich; — dieser Zug ist der hervorstechendste in allen seinen literarischen Erzeugnissen, und ihm verdankt er gewiß am meisten sein tragisches Schicksal. Versuchen wir, diese Seite seines Charakters etwas eingehender zu beleuchten! —

Zunächst ist Max Schwärmer auf religiösem Gebiete, Schwärmer für die „alleinseligmachende" Kirche, für das römische Papstthum und einen großen Theil seines complicirten Apparates an Dogmen und Institutionen. Er ist enthusiasmirt für den heiligen Vater Pio Nono und begeistert sich auf seiner italienischen Reise (30. Juli — 1. Sept. 1851) beim Anblick Gaetas, in dessen Hafen 1848 das Schifflein Petri ankerte, um sich vor den Stürmen der Welt zu schützen, so sehr, daß er in die pathetischen Worte ausbricht (I, 89): „Schon glaubten die weithin geöffneten Pforten der Hölle, sie hätten über die schimmernde Tiara gesiegt, doch sie mußten

die wuthschäumende Rotte wieder aufnehmen und sich vor der Macht des Höchsten schließen." Ebenso giebt er, als er bei Civitavecchia vorüberfährt (I, 156), dem Gefühl der Trauer darüber Ausdruck, daß er nicht Rom besuchen und wenigstens einige Stunden am Fuß des päpstlichen Stuhles verbringen kann. Beim Anblick der mit Köpfen Muhammeds, Luthers, Zwinglis und Calvins geschmückten Kanzel im Dom von Messina (III, 8) ruft er aus: „eine stumme Sammlung von Irrgläubigen, über deren Häupter hin tagtäglich das Wort Gottes donnert!" und macht dabei die etwas seltsame Bemerkung, daß ihm von den vier „Ketzern" Muhammed doch am meisten gefalle und ihm am bedeutendsten erscheine, was er so motivirt: „Der Prophet von Mekka hat, sich selbst in seinen Glauben mit südlicher Gluth hineinenthusiasmirend, eine große volksthümliche, auf Sinne und Herz, nicht auf Geist basirte Religion geschaffen; Luther, Calvin und Zwingli haben die Religion, in der die Menschen den Frieden auf Erden finden konnten durch den Geist des Protestes aufgelöst. Es gehört mehr dazu, durch Schaffen zu binden, als durch Verneinen zu lösen." Doch bleibt natürlich die „wahre katholische Religion" die einzige für ihn, die mit ihren feierlichen und erhebenden Momenten den Menschen zur Anbetung hinzureißen vermag, und selbst in Augenblicken des höchsten Entzückens über die maurischen Bauten in Spanien kann er es nicht unterlassen, das specifisch Confessionelle hervorzukehren, wie er z. B. in Bezug auf den herrlichen Alcazar von Sevilla bemerkt: „Es ist das Werk eines gläubigen Volkes, dem aber nicht das wahre

Licht geleuchtet hat.“ Auch in den muhammedaniſchen Moſcheen von Smyrna (erſter Ausflug) vermißt er ein Kleinod, den Altar, „dieſer troſtbringende Platz für eine bedrängte Seele fehlt dem muhammedaniſchen Gotteshauſe, und dieſer Mangel iſt es, der für uns den Gottesdienſt kalt und gefühllos macht, es fehlt die Einigung, das alles umfaſſende, jedes Gebet einſchließende Opfer.“ Die katholiſchen Proceſſionen haben ebenfalls etwas Imponirendes für ihn, auch wenn ſie geradezu lächerlichen Zwecken dienen, wie jene auf der Inſel Madeira, durch welche die Traubenkrankheit beſchworen werden ſollte (III, 218). Wohl iſt er überzeugt, daß die Aufgeklärten darüber lächeln werden, ſpricht ſich aber doch dahin aus: „Ich ſage unverhohlen, daß, obwohl ich ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts bin und mich nicht zu den Obſkuranten zähle, mir dieſer Glaube ſehr ſchön und erbaulich ſcheint, denn es ſteht dem Hartbedrängten wohl an, ſich zu ſeinem Gott zu wenden, der nicht taub iſt für den, der feſt und unerſchütterlich an ſeine Allmacht glaubt!“ Selbſt Wunder im kirchlichen Sinne giebt er bedingterweiſe zu, denn als er in Gaeta jene eigenthümliche, ſchmale Spalte beſucht, die ſich bei dem großen Erdbeben im Augenblick von Chriſti Tod geöffnet haben ſoll, fügt er der Beſchreibung derſelben die vieldeutigen Worte zu: „ob ihr Entſtehen ein Wunder iſt oder nicht, kann ich nicht entſcheiden, doch überlaſſe ich es den lachenden Ungläubigen, dies Phänomen zu erklären.“

Daß unſer Prinz nun aber doch bei all dieſer Schwärmerei kein ultramontaner Fanatiker war, ſondern oft, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wiſſen, beſonders in ſeinen ſpäteren

reiferen Jahren, die gesunde, naturgemäße Empfindung, das richtige, von keinem confessionellen Vorurtheil einzudämmende Gefühl vorwalten ließ und ihm ebenfalls beredte Worte zu leihen verstand, auch dafür finden sich zahlreiche Belege in seinen Schriften. Als man ihm mit Verachtung die Mauern eines Friedhofes von Bahia zeigt, in dem die armen deutschen Ketzer liegen, die, ausgestoßen von der Religion der Liebe, sich einen Acker für sich kaufen mußten und schon so oft versucht haben, das Zeichen des Friedens und der Versöhnung zu pflanzen, das aber immer wieder in der Nacht vom aufgeklärten Pöbel herabgerissen wird, da ruft er aus: „dieses Trennen der Leichen ist das Liebloseste und Unverständigste, was die Frömmelei erfunden hat." So billigt er zwar das gänzliche Aufheben der Jesuiten in Brasilien (Bd. 6) nicht, bemerkt darüber aber doch in sehr gemäßigter Weise: „Hätte die Regierung die schwierige Kunst verstanden, sich über die Jesuiten zu stellen und ihre Zähigkeit und Feinheit, ihren wissenschaftlichen Geist zur Ausbreitung der Cultur zu benutzen, so wäre die jetzt bestehende Verwilderung vielleicht nicht eingetreten. So wenig mehr die Jesuiten und die geistlichen Orden größtentheils in das moderne Dampfgetriebe Europas passen, so sehr können sie doch, tüchtig geführt und von der Beschauung zur That angespornt, in den halbcivilisirten Ländern von großem Nutzen sein." Feierlich protestirt er gegen die fabriksmäßige Heranbildung von Geistlichen und bemerkt bei Gelegenheit der Seminarkirche von Palma auf den canarischen Inseln sehr treffend (V, 177): „Solche Fabriken, wo Geistliche nach der Elle gemacht werden, sind

mir in der Seele zuwider und sind nach meiner Ansicht der Religion sehr nachtheilig. Die modernen Eiferer behaupten, die Knabenseminare wären von höchster Nothwendigkeit, weil sich sonst keine Geistlichen finden würden. In dieser Behauptung, scheint mir, liegt schon das Urtheil über die Zwangsanstalt. Zu Allem, was auf der Welt Gutes besteht, muß freie Wahl leiten, der Geist soll erleuchten und darf nicht beim ersten Aufglimmen in Fesseln geschlagen werden. Der Genius ist immer außer dem Fabrikgebäude geboren worden, und die großen Kirchengenies sind nicht in den Seminarien gewachsen. Wer die Welt nicht gesehen hat, kann die Welt nicht verstehen, viel weniger belehren." Es ist dies eine Aeußerung von Max, welche in vollem Einklang mit so manchen ähnlichen über andere moderne Zwangsinstitute steht und den rein menschlichen, freiheitsliebenden Zug seines Herzens documentirt, der sich gegen alles Gekünstelte und Gemachte, selbst da, wo es seine eigene fürstliche Sphäre nahe genug berührte, in selbstbewußtem Stolze auflehnte. So spricht er sich angesichts der zahlreichen Portraits und Büsten des Königs von Neapel in der Petrarsa diesseits Portici sehr scharf gegen die niedrige Schmeichelei aus, die überall dem Herrscher Denkmale setze, so lange er lebe, sein Conterfei aber nach dem Tode wie ein paar Handschuhe wechsele. „Die Unsterblichen werden erst nach dem Tode erkannt, und der folgenden Generation sei es überlassen, zu richten und die des Nachruhms würdige Gestalt der Zukunft zu übergeben." Die Etiquette nennt er an einer Stelle zwar die Seele eines Hofes, die an jedem Throne unver-

meidlich sei, „aber", setzt er hinzu, „auch zur Lebensfrische und Liebenswürdigkeit darf dem Hofe das Herz nicht fehlen!" Besonderen Abscheu erregt ihm das moderne Leibeigenthum, die transatlantische wie nicht minder die europäische Sclaverei. Wie er die Schändlichkeit der ersteren nicht genug an den Pranger zu stellen weiß und es für die heiligste Pflicht jedes ehrlichen Mannes hält, wessen Standes und welcher Nation er auch sei, sie mit Wort und That zu bekämpfen, sie, die jede Religion zum Spott, zur hohlen Komödie macht, die ein Hohn der Logik und Moral, ein Verläugnen jeder Sitte und jedes menschlichen Gefühles ist, so eifert er auch zu öfteren Malen gegen den Frohndienst der Fabrikarbeiter, „die wie bleiche Schatten wirklicher Menschen in gänzlicher Seelenverdummung ihren Körper dem Geldsack der reichen Fabrikbesitzer zur Stillung des Bedürfnisses ihres Magens in maschinenmäßigem Tacte opfern müssen." Selbst die Militairpflicht ist ihm ein Gräuel, auch sie gehört nach seiner Anschauung zu den faulen Stellen der menschlichen Gesellschaft, zu denen, wo Gewalt den gegenseitigen Contact des freien Willens aufhebt. „Nur durch den Begriff des Staatswohles", meint er, „kann man es annähernd entschuldigen, daß so große Massen um die schönsten Jahre ihrer Jugend betrogen werden" (VI, 261). Ebenso wenig Gnade in seinen Augen findet die moderne Gerechtigkeitspflege, und beim Besuch des ehemaligen Inquisitionsgebäudes zu Santacruz (V, 155), das jetzt als Hotel dient, äußert er: „So ändert sich alles in der Welt, aber keine Zeit hat eigentlich das Recht, auf die andere den Stein zu werfen. Wir nennen

uns das aufgeklärte Jahrhundert, aber auch die Schattenseiten unserer Zeit werden gerichtet werden; mit staunendem Abscheu werden die Nachkommen in gar vielen Städten Europas die Zimmer betrachten, wo, ohne das Gesetz zu fragen, die Gewalt mit gehässigem Rachegefühl Leute in kurzen Stunden zum Tode verurtheilt hat, vielleicht weil sie etwas anderes wollten, als die über dem Gesetz stehende Gewalt wünschte. Im Centrum der Civilisation, im freien Paris, im Sitze der Intelligenz, im lichten Berlin, in der lustigen Stadt der Phäaken, ja bis nach Sicilien hinunter, bis in des freien Englands Indien hinüber herrscht solche Inquisition. An ihren Händen klebt dasselbe warme Blut wie zur Zeit der Philipps und Albas." Neben solchen Auslassungen kann es denn auch nicht Wunder nehmen, wenn Max trotz aller seiner Liebhaberei für die Institute der katholischen Kirche doch selbst das Kloster- und Mönchsleben hin und wieder mit etwas freisinnigen Blicken anschaut. Zwar erfüllt ihn der Anblick des großen Spitals der barmherzigen Brüder in Granada mit bitterem Schmerze darüber, daß die revolutionären Machthaber im Jahre 1835 dies sowie alle anderen männlichen Klöster Spaniens aufgehoben, aber die vielen Institute dieser Art in Bahia (V, 33) veranlassen ihn doch zu der sehr richtigen Bemerkung: „In Europa kann das Kloster zum stillen Schutze persönlicher Freiheit werden, zum Grab, das den moralischen Selbstmörder, in edlerem Sinne genommen, umfaßt, zu was aber alles dies in Amerika, wo der Urwald mit seiner grünen, undurchbahnten Mauer die wahre Heimath der Seelenruhe

und des Weltschmerzes ist?“ und von tiefer natürlicher Empfindung zeugen die Worte, die er einem Mönche nachruft: „Armer, unendlich armer Mann! Du bist stolz auf dein, durch Hinwegräumen aller Versuchung reines Leben, und dein Inneres haßt diesen Stolz. Du kannst dir keine Schwächen verzeihen, und du wolltest es doch so gerne; du hast dein Herz dem Tode geweiht, der Tod allein wird ihm eisige Ruhe schenken.“ Selbst einen kühnen Scherz erlaubt sich Max hie und da in religiösen Dingen, und manche bigotte Seele wird ein frommes Kreuzlein schlagen, wenn sie bei Gelegenheit der herrlichen Maccaroni Italiens die Aeußerung liest: „leider konnte ich nicht ergründen, ob man in dem schönen Königreich im Gebete des Herrn statt dem Brote die Maccaroni anführt“, oder ihr die humoristische Betrachtung vor Augen kommt, die durch die Madonnen der Florentiner Gallerie Pitti in des Erzherzogs Geist geweckt wird: „Wie müssen sich diese armen Madonnen langweilen, immer wieder und wieder von Pfuschern grell und geistlos abgeklatscht zu werden; zum Glück sind es fromme Frauen, die nicht von Eitelkeit geplagt werden!“ —

Erscheint so die religiöse Schwärmerei bei unserem Autor als ein in hohem Maße vorherrschendes, aber doch häufig durch rein menschliche Empfindungen gemildertes und moderirtes, ja mit den Jahren immer mehr und mehr in den Hintergrund gedrängtes Moment, so ist dagegen eine andere schwärmerische Richtung bei ihm in allen seinen Entwickelungsphasen gleich stark und mächtig geblieben, die begeisterte Vorliebe für die alte ritterliche Zeit, für ritter-

liches Weſen und ritterliche Künſte. Dieſe allein macht es erklärlich, daß ein ſonſt ſo feinbeſaiteter Mann wie er an dem blutigen Schauſpiel eines ſpaniſchen Stiergefechtes nicht nur Vergnügen finden, ſondern ſogar in trunkene Ekſtaſe für daſſelbe gerathen konnte. Ihm iſt dies gerade wie die Fuchsjagd in England eins der wenigen Feſte, die aus der alten mannhaften Zeit unſerem entnervten Jahrhunderte noch übrig geblieben ſind, und bei dem Jubel der Menge über die Leiſtung des ſiegreichen Matadors ergreift auch ihn ein unbeſchreiblicher, wilder, hinreißender Rauſch, er fühlt ſich mit fortgezogen — er ſchwärmt für die blutige Scene! Wohl iſt er ſich bewußt, man werde empört über ihn ſein, daß er an ſo rohen Freuden Gefallen finden könne, aber auch dieſes Bewußtſein ſtört ihn nicht; eine tiefe Idee, die Idee der Kraft, der Verherrlichung des männlichen Muthes herrſcht für ihn in dieſen Spielen alter Zeit, und mit ſtolzem Selbſtgefühl ruft er aus: „ich liebe die Feſte, in welchen ſich die urſprüngliche Natur der Menſchen in voller Wahrheit zeigt, mehr als die verweichlichenden, ſittenloſen Unterhaltungen unſerer in Luxus verſchlammten Länder; hier gehen Stiere zu Grunde, dort verſinkt Geiſt und Seele in kraftlos ſentimentalen Tand. Ich läugne nicht, ich liebe die alte Zeit, die Zeit unſerer Ahnen, wo ſich in Turnieren Ritterſinn entwickelte, wo das tüchtige Weib nicht bei jedem Blutstropfen ein Riechfläſchchen verlangte und eine Ohnmacht fingirte“ (II, 67). Dagegen verurtheilt er das portugieſiſche Stiergefecht, weil es kein ehrlicher Kampf ſei, ſondern ein gemeines und deshalb empörendes Spiel. —

Eng mit dieſer Leidenſchaft für die alte, ritterliche Zeit, die ſich ja in mancher Beziehung recht wohl vertheidigen läßt, hängt nun auch ſeine Schwärmerei für den Glanz ſeines Hauſes, für den ſtolzen Aar, durch der Fürſten Wahl der Habsburger und als ſolcher der Siege Symbol zuſammen. Vor Allem iſt es die Geſtalt Carls V., die einen imponirenden, ja geradezu überwältigenden Eindruck auf ihn macht, und alle Spuren ſeiner Wirkſamkeit hienieden, alle Monumente, die an ihn noch mahnen, feiert er in glühenden Worten. So zieht er folgende recht ſinnreiche Parallele zwiſchen der mauriſchen Alhambra und dem daneben von Carl erbauten chriſtlichen Schloß: „ſein mächtiger Quaderpalaſt iſt der Träger einer Herrſcheridee, während das übriggebliebene Stammſchloß der Maurenkönige nur einen lieblich-romantiſchen Eindruck macht; es iſt die aus Mondſtrahlen gewobene Wohnung der Elfen, in der es ſich träumen, nicht aber regieren läßt. Carls Palaſt iſt ein gekrönter und gehelmter Fürſt in ernſter Majeſtät, der Chalifenſitz eine Sirene mit feuchten Perlen im wallenden Seidenhaar.“ Und angeſichts dieſer Herrlichkeit regen ſich denn auch in der ſonſt ſcheinbar ſo ſelbſtgenügſamen Seele des Prinzen höchſt bemerkenswerthe Keime des Ehrgeizes, jenes Ehrgeizes, der ihn ſpäter zur mexicaniſchen Krone greifen und in dem Wahn ſich wiegen ließ, als allgewaltiger, gebietender Herrſcher ſich und ein ganzes Volk beglücken zu können. „Hätte ich zu wählen“, bekennt er, „ich griffe ohne Zaudern nach dem Quaderpalaſt Carls!“ und ein gleich ſtolzes Gefühl erfaßt ihn an den Doppelſarkophagen von Ferdinand und Iſabella,

Philipp und der wahnsinnigen Johanna im Dom zu Granada. Begeistert gedenkt er seiner Verwandtschaft mit diesen großen Menschen, und als er die Reichsinsignien Ferdinands des Katholischen erblickt, greift er stolz lüstern und doch wehmüthig nach dem goldenen Reif und dem einst so mächtigen Schwerte mit den Worten: „Ein schöner, glänzender Traum wäre es für den Neffen der spanischen Habsburger, letzteres zu schwingen, um ersteren zu erringen!“ Eine ähnliche Anwandlung von Herrschbegierde hat er schon früher einmal auf der herrlichen Treppe und im Vestibül von Caserta gehabt: „Auch ich arme Eintagsfliege fühlte, wie sich der Stolz in mir regte, den ich auch in Venedigs Dogenpalast empfand und der mit der Idee zusammenhängt, wie angenehm es in gewissen, freilich nur seltenen Augenblicken sein muß, von solchen Treppen oder Hallen als der Erste auf die Uebrigen zu blicken, als die Sonne des Firmaments!“ Und ganz im Allgemeinen giebt er diesem Gefühle Ausdruck durch die Bemerkung (I, 179) „das Ergreifende muß hoch liegen, es ist dies ein Verlangen des Menschengeistes, er hebt, um gehoben zu werden, das Hinaufsteigen adelt uns; das Herabsteigen steht nur Großen zu.“ — Noch eines Zuges romantischer Schwärmerei nach dieser Richtung hin möge hier Erwähnung geschehen, es ist das sein Enthusiasmus für das Verbrennen menschlicher Hüllen (I, 182), den er recht sinnig so motivirt: „der Körper scheint der Seele in der Flamme, die ihn verzehrt, nachzufliegen; er wird nicht in den dunklen Sarg eingepfercht und ist nicht der Willkühr der Zurückgebliebenen ausgesetzt.“ — Wir kommen zu der

dritten und ausgeprägteſten Seite von Maximilians der Schwärmerei geneigtem Charakter, zu dem eminenten Naturgefühl, das ihn beſeelt. Das Leben und Weben, Wirken und Schaffen der Elemente im weiten Schöpfungskreis, allüberall in Höhen und Tiefen, zu Land und Waſſer, im Urwald wie auf der Haide, bildet den Lieblingsgegenſtand ſeines romantiſchen Sinnens und Träumens; das erfüllt ihm Herz und Geiſt mit unbeſchreiblichen Wonnen, darin ſchwelgt er mit immer neuen Trieben, und wenn er auf der einen Seite mit demüthigem Gottvertrauen, mit tiefer, wahrer Religioſität ſich vor der Allmacht des Schöpfers beugt, die all dies Herrliche in's Daſein gerufen, ſo fühlt er auf der anderen doch auch wieder den Stolz des gottbegnadeten Menſchen, dem, ſo ſehr er auch ſeine Seele gegenüber dieſen Kräften, „dieſen tanzenden Wäſſern, dieſen ſtreitenden Luft- und Wolkenmaſſen" erſchüttert und ſich ſelber nichtig fühlen mag, doch der Muth und die Spannkraft wächſt, bedenkt er, daß ſein Geiſt es iſt, der die Fluthenberge durchkreuzt, der den Blitz des Himmels zu lenken weiß! Das Meer vor Allem, die unermeßliche See hat von frühſter Jugend an einen magiſchen Reiz auf das Gemüth des Prinzen ausgeübt, und wie er ſelbſt mit Leib und Seele ſich dem Marinedienſt geweiht, ſo hat er auch in ſeinen Reiſeſkizzen, Aphorismen und Gedichten immer mit beſonderer Vorliebe dem freien Seemannsleben und dem erhabenen Elemente der Wogen Worte des Preiſes und der Bewunderung gezollt. „Es iſt etwas Eigenes", ſagt er bei Gelegenheit eines Ausfluges nach Albanien, den er im Jahre 1853 zum Schutz

der dortigen Katholiken auf der Corvette „Minerva“ unternahm, „um dieſe Bilder am Meeresufer; ſo glücklich und zufrieden man ſich auch an der Küſte fühlt, ruft doch eine Stimme „hinaus, hinaus in's freie Meer, an die jenſeitigen noch goldeneren Küſten!“ Die Seele will keine Befriedigung; denn in der Befriedigung liegt der Tod des Glückes. In dieſer Sehnſucht aber liegt der Reiz des unbegrenzten Meeres“ (IV, 79); und ebenſo an einer anderen Stelle (IV, 126): „Sieht man das ſchöne, blaue, ſonnige Meer mit ſeiner reinen, linden Fluth lachend vor ſich ausgebreitet, ſo begreift man nicht, wie es Allem, was grünt und lebt, durch ſeinen Kuß den Tod bringen mag, man ſollte eher glauben, daß Alles, was es berührt, neuerfriſcht ſproſſen und blühen müßte. Aber das weite, blaue Meer iſt des Weltalls großes, tiefes Auge, und die überperlenden, ſalzigen Thränen graben auch um das Menſchenauge im Antlitz Todesfurchen.“ Schon auf ſeinem erſten Ausflug nach Griechenland drückt Max ſein Entzücken über die See aus: „die Tiefen des Meeres wirken mit einem myſtiſchen Reize auf mich; mächtig und unwiderſtehlich zieht mich die unergründete Fluth an, und alles, was ihr angehört, erfreut mich“, ſchon damals knüpft er an das unerſchöpfliche Schauſpiel des Wellenſchlages die ſinnige Bemerkung: „Welch ein Zauber liegt in der Betrachtung der ſich bäumenden Wellen und ihres inneren Lebens, wo immer die ſtärkeren die ſchwächeren unterdrücken und auch ihre herrliche Kraft und Macht zuletzt ſanft und lieblich auf dem glänzenden Sande verläuft in eitlem Schaum, wie das Streben einer ſtürmenden Seele, das Drängen eines

übermüthigen, unbefriedigten Gemüthes, das gleich den Wellen im Sande verrinnt" (Ausflug 41); und noch im Jahre 1859 giebt er diesem Gefühle einen tiefempfundenen, poetischen Ausdruck in den schwungvollen Versen: „Meeressehnsucht", die zu den besten seiner dichterischen Ergüsse gehören:

„Hinaus in's weite, blaue Meer,
Hinaus, wo Himmel nur und Welle,
Wo nie das Herz mir bang und schwer,
Zu Schiff, zu Schiff ist meine Stelle.

Entbunden der Paläste Haft,
Frei von des Schreibpults Qual und Mühen,
Da hebt sich frei des Geistes Kraft,
Und der Begeist'rung Ströme glühen.

Hinaus auf's grenzenlose Feld,
Das ohne Pfad zum Glücke leitet,
Das junge Herz im Busen schwellt,
Die Blicke schärft, die Seele weitet;

Vom reinen Seewind rings umbraust,
Vom Drang der Wellen froh geschaukelt,
Frisch, wie die Luft, die singend saust,
Vom Spiel der Poesie umgaukelt.

Hinaus in die geliebte See,
Hoch überm Haupt die gold'ne Sonne;
Da heilt des Herzens Drang und Weh,
Da bringt der Sturm des Friedens Wonne!"

Der liebste Aufenthaltsort ist ihm die Cajüte, denn „nirgends", so schreibt er schon als achtzehnjähriger Jüngling, „läßt sichs besser nachdenken, als in solch einem kleinen Bretterraume zwischen Himmel und Wasser, und jedem

Philoſophen möcht' ich rathen, ſeinen Wohnort in dem Winkel eines Schiffes aufzuſchlagen." Wie ſchwungvoll feiert er das Loos des Matroſen, „der ein Recht hat, ſtolz zu ſein, denn ihm gehört die Welt; das Weltmeer iſt ſein Vaterland, keine Grenzen als die der Erdkugel kennt ſein Sinn, in allen Ländern iſt er Bürger, überall wird er freundlich und gern aufgenommen, und doch iſt er überall in ſeinem Vaterlande, denn ſein Schiff iſt ein Stück deſſelben und iſt bis zu den Antipoden eine mächtige und gefürchtete Feſte" (III, 68); — wie rührend auf der andern Seite ſpricht ſich ſein Mitgefühl beim Tode eines aus der Novaramannſchaft aus, der in's kalte Wellengrab gebettet werden muß, und beim Beſuch der letzten Ruheſtätte eines jungen amerikaniſchen Marineſoldaten, der bei Syracus im Duell gefallen und fern den Seinen in den engen Latomien gebettet iſt; — wie ſcharf endlich zeigt ſich ſeine Beobachtungsgabe gerade nach dieſer Richtung hin in der Parallele zwiſchen der Marine des Nordens und Südens (III, 35): „Zum Norden gehört Ruhe, Etiquette, ſtrenge Disciplin, ja faſt Steifheit; zum Süden Geſchrei, Jovialität, Komödie. Der nordiſche Matroſe iſt trotz der Disciplin frank und frei, kalten Muthes und hat ein friſches und reines Aeußere. Der ſüdliche Seemann hat momentanen Muth, Begeiſterung der Eitelkeit, iſt aber ſonſt ſklaviſch und niedrig und mit ſeinem unraſirten Geſicht vernachläſſigt und verwildert." — Eine ebenſo ſtarke Anziehungskraft auf des Prinzen leicht erregbare Phantaſie, wie das Meer, hat dann von Kindheit auf der Süden und beſonders die Tropenzone geübt. „In den warmen, ſonnigen

Zonen ist der Mensch zum Blühen, in den kalten zum Arbeiten geboren", äußert er einmal recht fein (IV, 130), und schon in Griechenland jubelt er, daß nun seine langgehegten Träume verwirklicht und von der Wirklichkeit noch weit übertroffen sind. In den weiten, wälderreichen, üppigen Ebenen Albaniens (1853) erfaßt ihn die Sehnsucht nach den fernen Pampas, seine Brust fühlt etwas von dem Urodem, der durch die unbewohnten Flächen des fernen Continentes zieht (IV, 79); — wie in Jubelklängen erschallt es aus den Saiten seiner Harfe, denkt er der fernen, sonnigen Tropenländer, so in dem Liede: „Dahin, dahin!"

„Mir ist nur wohl, wo Palmen wallen,
Im dunklen Blau, in reiner Luft,
Wo liebeflötend Nachtigallen
Sich wiegen in Orangenduft;

Wo um den Rosenoleander
Sich zart die saft'ge Rebe strickt,
Wo der Granate Blüthenbrander
Mit Flammengluth das Aug' entzückt.

Dort, wo im farbenreichen Süden
Die Sonne warme Strahlen gießt,
Wo sie der Lotos heil'ge Blüthen
Mit heißem Liebeskuß verschließt;

Wo bei der Sonne Abendglühen
Aus grünem, sanftgewiegten Rohr
Die purpurnen Flamingos ziehen
In rauschend flügelleichtem Chor.

Mir ist nur wohl, wo Palmen wallen
Im dunklen Blau, in reiner Luft,
Wo in der Bäume heil'gen Hallen
Des Schöpfers Geist in's Herz mir ruft."

Wie weitet sich ihm nun aber erst das Herz, wie saugt er mit allen Sinnen die reiche Fülle ungeahnter Genüsse ein, als er endlich mit eigenen Augen das gelobte Land, das Paradies seiner sehnsuchtsvollen Begeisterung schaut! gleich in der ersten Tropennacht auf der See fühlt er sich unaussprechlich gehoben und freudig ruft er aus: „Ich war der erste meines Stammes, der bis in die Tropen wanderte und zwar mit dem Gefühle, daß ich noch nicht am letzten Ziele sei — der erste Mann meines Hauses, der in die südliche Hemisphäre einzog!“ — Beim Betreten von Bahia's Boden (6, 15), da ist es ihm ganz unmöglich, seine Stimmung in Worte zu fassen — er verlebt einen jener glücklichen im Menschenleben so seltenen Tage, „wo sich das enthusiastische Gefühl des Triumphes, das sichere Erfassen des Schwererreichten mit der unnennbaren Wonne des Erforschens und Anschauens einer neuen ganzen Welt verbindet.“ Und nun dringt er ein in die tropischen Wälder, und während er dies Paradies mit stürmischem Entzücken bewundert, fühlt er erst, daß er nicht hineingehört, ist ihm wie einem Kinde, das sich vorlaut in einen fremden Garten gedrängt hat. „Der arme Mensch glaubt, er sei der eigentliche legitime Herr der Schöpfung, und unser Hergott habe nur die sechs Tage gearbeitet, um ihm einen Spaß zu machen. Wer den Urwald gesehen hat, dem schwinden solche Gedanken, und er begreift, daß der Mensch nur eines der tausend und abermal tausend Glieder im großen Weltgetriebe ist, und daß er leider nur eine ihn auszeichnende Eigenschaft, die des Zerstörens, hat“ (VI, 35). Aber kühn und muthig stürmt er

vorwärts, weiter, immer weiter bis in den **mato virgem**, den eigentlichen, noch unentweihten, jungfräulichen Urwald hinein, den so wenig Sterbliche bis jetzt wirklich betreten haben; — und ihm, der bisher die Unannehmlichkeit gehabt, in seiner angeborenen Stellung fortwährend von dienstbarer Hülfe, von schirmender Abwehr officiell umschwirrt zu werden, dem seit der Wiege alles vorgekaut, vorgegangen und vorgesprochen worden ist, dem die eisernen Schienen der Etiquette die mathematische Bahn bezeichnet, auf welcher man hinrollen muß, ihm thut es so unendlich wohl, ist es ein so ungemein wonniges Gefühl, endlich einmal in Lagen zu kommen, wo man auf seine eigene Kraft, auf seinen eigenen Willen einzig und allein fußt, in Gegenden einzudringen, wo keine Kammerherren bereit stehen, mit zierlicher Hand die Lianen zu heben und sich in ersterbendem Respecte von den giftigen Schlangen beißen zu lassen. „Im freien Wald giebt's keine Phrasenlügen, mit denen hohler Schein den Sinn bethört!" Es drängt ihn, seine Gefühle stiller Glückseligkeit in Worte zu kleiden, die sich, ein schwaches Echo, aus dem großen Rythmus der ihn umblühenden Natur zu einem Gedichte gestalten, denn „wer überhaupt nur einen Funken schaffender Poesie in sich hat, dem schwillt und quillt der Born der Lieder in der großen Welt des Mato mit einer sprudelnden Kraft hervor; wie in den Alpen, wie in den Landschaftsreizen des großen Italiens, im bläulichen Dufte hellenischer Berge, auf dem gränzenlosen Plane schimmernder See, drängt auch hier die Natur zum Dichten." Wie schön hat er das ergreifende und überwältigende Gefühl, das ein Abend

im Urwald voll ernſter Größe in ihm geweckt, in Worte gekleidet: „Man fühlt einen Schauer aus jener Periode der Schöpfungszeit, wo ſchon alles geſchaffen war, alles blühte, ſproßte und lebte außer dem Menſchen und ſeinem Geſchlechte. Fern von ſeinem Nebenmenſchen, in einer unentweihten Waldesregion, die ſich über einen ganzen Continent hinzieht, wird das Herz des Wanderes beim Scheiden des Tages von einer unnennbaren Bangigkeit befangen; es ergreift ihn ein Gefühl des Verlorenſeins, das zwiſchen dem befriedigenden Bewußtſein ungebundener Freiheit und einer nicht zu unterdrückenden Angſt ſchwankt“; wie ſchön die Stimmung der Nacht in dem Gedichte:

„Todt liegt der Wald und jeder Laut verſtummt,
Kein Vogel furcht die Luft mit raſchem Flügel,
Kein Käfer ſchwirrt und kein Inſect mehr ſummt,
Kein Alligator trübt des Waſſers Spiegel.

Doch wenn in weiter Runde alles ſchweigt,
Und kaum die Wellen mehr im See ſich kräuſeln,
Der hell den Wiederſchein des Mondes zeigt,
Da hörſt du's in der Bäume Kronen ſäuſeln.

Da zittert's bange im Bananenlaub —
Da tönt der mondbeſtrahlten Blätter Klage,
Kein weißes Ohr bleibt dem Geflüſter taub,
Es mahnt die Mitternacht an blut'ge Tage.

Ein Flüſterhauch durch alle Wipfel weht,
Die Klageſtimmen der erſchlag'nen Inder,
Des Geiſterheeres, das um Rache fleht
Am weißen Volk — dem Schlächter ſeiner Kinder!“ —

Aber dennoch bleiben alle dieſe ſchönen Worte nur ein

ſchaler Abklatſch der gewaltigen, tiefinnerſten Empfindung, die mitten in dieſem gigantiſchen Blätterchaos das Herz des Menſchen mit ſich fortreißt: „man ſchwelgt in einem Gefühl von Wonne, aber der Eindruck iſt zu mächtig und fremd, um ſich über das Einzelne Rechenſchaft geben zu können. Wo die Natur in ihrer Urkraft hauſt und der üppige Reichthum der Tropen ſeine Fülle ergießt, kann der überwältigte Menſch nur ſtaunen, ſein Geiſt kann aber nicht analyſiren.“ —

So ſehen wir unſeren Autor ſchwelgen in Meeresluft und Waldesduft, ſchwelgen in all den zauberhaften Reizen, mit denen Gottes Vaterhand das Weltall ſo überreich ausgeſtattet hat. Aber mag er nun auf dem weiten Ocean dahinſegeln, mag er im Düſter des Mato ſchweifen, mag er mit Ehrfurcht erfüllt werden von Gibraltars mächtigem Felſen, der ſich als Monolith im wahren Sinne des Wortes aus der horizontalen Ebene des Meeresſpiegels losgelöſt hat und, eine ſteinerne Natur für ſich, frei und gigantiſch emporhebt, oder auf dem hochgelegenen Paradieſe von Buenretiro einſam im Schatten hundertjähriger Bäume luſtwandeln und, umfloſſen von einem Meer duftender Blumen, zu ſeinen Füßen die weite, ſchöne Erde, das gränzenloſe Meer und die Welt mit ihrem Leben und Streben, mit ihrem Trachten und Ringen ausgebreitet ſehen — mag er klare, ſonnige Tage voll Schönheit, Friede und Freude in Florenz hinleben oder in Voſtizza die Wonnen einer ſüdlichen Nacht mit ihrer prachtvollen Milde genießen, „wo die Sterne wie Diamanten funkeln und das Schiff des Mondes ruhig im blauen Aether ſchwimmt, wo die Stadt mit ihren ſchönen Gärten in ſtiller

Abendruhe liegt, das Meer im Wiederschein des Mondes schimmert und die Natur einen jener geheimnißvollen Augenblicke der Erholung feiert, in welchem kein Blatt es wagt zu rauschen" — immer und überall drängt sich ihm doch das Gefühl des Heimwehs, die Rückerinnerung an sein schönes Vaterland, an die geliebten Seinen in Wien auf. Und gerade in strahlenden Mondnächten regt sich diese Sehnsucht mehr denn je. „Es ist die eigene magnetische unerklärte Macht des Mondes", sagt er einmal (I, 74), „daß sie Natur und Gemüth in einen zarten, duftigen Schleier hüllt. Die Sonne ist das Gestirn des frischen, neuen Lebens, der aufstrebenden Gedanken, sie wärmt und verjüngt. Mit ihrem Scheiden ergreift bange Sehnsucht das Herz. Aber der Mond ist das Gestirn der Erinnerung und entzückenden Wehmuth. Er ruft die Träume der Vergangenheit wach, in seinem reinen, sanften Spiegel ziehen langsamen, zarten Flugs, in schwimmenden Linien, die Erscheinungen glücklicher Zeiten an ihm vorüber und mahnen an selige Momente, an theure Gestalten, die nimmer wiederkehren oder im stillen Herzen der Ferne gedenken. Der Mond ist das leise geahnte Bindemittel der Ferne und der Vergangenheit mit der Gegenwart. Wie er voll und sehnsüchtig in das Auge, das ihn betrachtet, blickt, so fließt auch sein wehmüthiger Glanz über manches kalte Grab, gleitet still von Blatt zu Blatt am Geranke der Mauern hinan, um an manchem Fenster ersterbend zu glitzern und die dahinter sitzen zu erinnern, daß in fernem Lande, auf unendlicher See ein Herz in bangen Schlägen voll Heimweh pocht!" — So tritt vor sein geistiges Auge wieder

und wieder das Bild der heimathlichen Alpen, selbst im fernen Tropenlande, bei den Wanderungen durch Brasilien, in einzelnen Zügen wie in Totaleindrücken, in Form und Farbentönen, und er sucht das so zu begründen: „Es geht eben ein großer Grundgedanke durch die ganze weite, mächtige Schöpfung, und wo sie noch unangetastet steht, tritt dieser Grundton in Gleichheit des Maßes und der Formen als ein Princip hervor, in dem nur Klima und Boden Verschiedenheiten in den Theilen bedingen.“ Was ihn aber innerlich am meisten zu diesen Alpenlandschaften, sei es des alten, sei es des neuen Continentes hinzieht, das ist — wie er es auch selbst öfter ausspricht — der eigene unerklärliche Reiz, der in allem Leben ruht, worin der Mensch nicht störend auftritt, und der sich in gleicher Weise im schweigenden Urwald, auf dem Amazonenstrom, in Norwegens todtenstillen Fyords, in Schottlands Oeden wie auf den heimathlichen Felsenspitzen manifestirt. Die schrankenlose Ungebundenheit der menschlichen Existenz ist das Imponirende für ihn — und das Streifen durch Albaniens weite Schilf- und Schlammgegenden, wo allein die Büffel hausen, wie der Anblick von Algeriens Beduinenleben mit seinem Jagen und Treiben im Uebermuthe der Freiheit, mit seiner heißen Kampfbegier, seinem ewig bewegten Dasein auf der einen, und seiner großen Lebenseinfachheit auf der anderen Seite üben den gleichen, nicht zu beschreibenden, unwiderstehlichen Zauber auf ihn aus. Daher denn einestheils die Schwärmerei des Prinzen für eine ursprüngliche Natur, die noch wild und uncivilisirt ist; äußert er doch bei Gelegenheit

ſeiner Landreiſe durch Griechenland: „ein großartiger Friede herrſcht auf ſolcher Erde, die der Pflug nicht durchwühlt hat; kein Schiff ſtört den Spiegel des tiefen, blauen Meeres, kein Kirchthurm, keine Ruine lenken den Blick von den ſtolzen, ſüdlich glühenden Gebirgsmaſſen ab; wer über die Monotonie dieſer Länder klagt, hat ihren Reiz nicht empfunden, und ich kann das Gemüth nur beklagen, das ſich hier nicht in Wonne aufſchließt und die Luft des alten Hellas mit Entzücken ſchlürft", und macht ſogar für Aufrechterhaltung der Räuberbanden Propaganda, „denn ein Griechenland ohne Räuber wäre eine Schweiz ohne Berge." Aehnlich heißt es beim Betreten amerikaniſchen Bodens: „Braſilien ſteht noch friſch aus des Schöpfers Hand da; am Tage der Schöpfung war der Urwald derſelbe, der ſich noch heute bis an die Hauptſtädte drängt. Der Menſch hat das Land noch nicht erobert, er hat zwar den Kampf begonnen, aber er hat noch nicht geſiegt und den Maßſtab für dieſe Größe noch nicht gefunden" (VI, 4), und beim Eindringen in den mato virgem: „Sieht man auf dieſe Grenzwände des Urwaldes hin, ſo ſtaunt man bewundernd vor der Größe der Natur, vor der Kraft dieſes Bodens, dem eine ſolche undurchdringliche Maſſe entwachſen kann; man ſteht wie vor dem bunten Vorhange einer geheimnißvollen Welt, die durch ein ungelöſtes Räthſel in unentweihtem Zauber erhalten iſt. Man wird von einer Ahnung erfüllt, was innerhalb derſelben alles vorgehen muß, wo eine große Welt in dieſen grünen endloſen Räumen ihr Leben und Treiben führt; man weiß, daß es ſproßt, blüht und Früchte trägt in dieſen weiten

Hallen, man weiß, daß Wesen mit buntem Gefieder zahlloser Art durch den höheren Dom singend schwirren, daß riesige Schmetterlinge von glühenden Farben im berauschenden Dufte der Blüthen herumgaukeln, kluge Eidechsen und metallschimmernde Schlangen durch Kraut und Strauch schlüpfen, man weiß, daß alles seit dem sechsten Tage der Schöpfung dort leibt und lebt, dort singt und duftet, und doch ist und bleibt es ein Räthsel, Staunen und Bewunderung erregend, doch dem Menschen unfaßbar." Daher denn anderntheils auch sein Enthusiasmus für eine stille Quinta, abgeschieden von der Welt und doch eine ganze Welt von stillem Glücke in sich, auf einer Insel im Blättermeer, wie er sie sich beim Durchpilgern Madeiras in seiner Phantasie so reizend ausmalt und auch in schönster Weise verwirklicht hat in seinem idyllischen Lacroma, von dem er singt:

„Ich baute meine Klause in dem Schatten
Von Pinien und Lorbeer; Myrthen schwanken
Um das Gehöft, und hoch zum Dach die glatten
Geschmeid'gen Passifloren aufwärts ranken.

Es duftet der Jasmin an meiner Pforte,
Sich mit den wilden Rosen sanft vermählend;
Wie find' ich für den stillen Frieden Worte
Des Dankes, denk' ich an mein früh'res Elend?

Wie ich noch in den goldenen Palästen,
In Sammt und Marmor meine Zeit verlebte,
Erdrückt von Schmeichelei und schalen Festen,
Und Flittertand sich um mein Leben webte.

In meiner Klause kann mich nimmer kränken
Die böse Welt mit frech geschminkten Lügen;
Mit Wahrheit nur will Einsamkeit mich tränken,
Und Freiheit schlürf' ich hier mit vollen Zügen."

Wie oft mag sich der Kaiser auf Mexikos Thron zurückgesehnt haben in diese stille, friedliche Einöde, zurück in die von keinen wilden Leidenschaften getrübten, von keiner Kriegsfurie durchtobten Erdenparadiese, die sein Fuß so oft durchschritten und seine Feder so glänzend verherrlicht hat, wie oft gedacht haben an seine eigenen Worte auf der Reise durch Valencia und Murcia: „Die Schicksale der Menschen sind gar eigen, der Erdball ist so klein, und wie wird man dennoch darauf herumgeworfen — glücklich, wer sich wiederfindet!“ Sein brechend Auge suchte vergeblich nach seinen Lieben, vergeblich nach der fernen theuren Heimath, und wie er einst im Ueberquellen seiner Lebensfrische und seines Lebensmuthes ausgerufen: „Mir ist es nicht gegeben, langsam zu reiten; Schritt ist Tod, Trab ist fades Leben, gestreckter Galopp Seligkeit“, so ist er auch mit Galopp in sein tragisches Ende hineingerannt. Wir glauben, diese Charakterseite des hohen Autors nicht besser abschließen zu können, als wenn wir ihn selbst bekennen lassen, welche drei Naturbilder während seiner ganzen Lebensdauer den größten Eindruck auf ihn gemacht und ihn zu diesem — oft etwas überschwänglichen — Naturcultus hingerissen haben. — Im sechsten Bande seiner Reiseskizzen (Bahia) heißt es: „Der Mensch, der Sinn für die Natur hat, muß drei große Bilder sehen, um zu begreifen, was die Erde Erhabenes bietet: Einen Morgen in den Alpen, auf hohem Felsenkamme in der reinen Luft, fern vom Getriebe der Welt, umringt vom herrlichen Farbenschmelz der reichen Alpenflora, umgeben von der kühlen Dämmerung, in die nach und nach die einzelnen Lichtschichten

hineinleuchten, vor denen am silbernen Firmament die Sterne erlöschen, bis ein mächtiger Hauch des Erwachens über die Erde zieht, die Nebelkufen in den Thälern verschwinden, das glühende Gold im Osten sich mehrt, die Firne und Schneefelder im Rosenlichte immer kräftiger erglühen und plötzlich die Sonne über die Zacken der Riesengebirge emporleuchtet, ihre Strahlen wie frohe Kunde in die grünen Thäler, auf die schimmernden Seen sendend, und aus den Tiefen als Dank der Sang der Vögel, der Klang der Glocken jubelnd emporsteigt; — den heißen Mittag in den paradiesischen Tropen mit der Ueberfülle an Duft und Farben, an Leben und Klang, an Wonne des Daseins, wie sie die culminirende Sonne schafft; — und den Abend in der Wüste, wenn der feurige, versengende Ball blutroth in den Dünsten der Fata Morgana am unermeßlich fernen Horizonte im glühenden Sandmeere verschwindet, der Himmel in Purpur, die weite Fläche in Gold- und Silberstaub gehüllt ist, die Farben allmählich schwinden, das Firmament sich demantrein spannt und die Sterne des Orients ihre Pracht auf dem tiefblauen Firmament entzünden. Wer diese drei Bilder in sich aufgenommen, dem ist der reine Cultus der Natur nicht bloß erlaubt, er ist ihm Pflicht!“ —

Dieses eminente Naturgefühl des Prinzen, diese Gluth der Empfindung hat nun auch, wie schon aus den vielen mitgetheilten Stellen hervorgeht, seiner ganzen Schreib- und Darstellungsweise einen erhöhten Schwung verliehen, und daher bilden gerade die Landschaftsschilderungen die vollendetsten Partien in seinen Werken und tragen ein wahrhaft

glühendes Colorit zur Schau. So frisch und unbefangen, so sehr von der Leber weg er auch schreibt, so fein und tief sind doch oft seine Beobachtungen und Reflexionen, und wahre Lichtblitze des Genies zeigen sich in so vielen seiner ganz prägnanten und packenden Vergleiche. Mit einem einzigen originellen und treffend gewählten Bilde oder einer bildlichen Parallele weiß er den Eindruck irgend einer landschaftlichen, sei es durch die Natur allein, sei es mit Beihülfe der Kunst geschaffenen Erscheinung so vorzüglich zu charakterisiren, daß wir das Geschilderte klar und deutlich vor uns zu sehen glauben, ohne daß uns irgendwie eine Detailzeichnung gegeben wäre. Darin bewährt er sich als ächten, gottbegnadeten Dichter und zwar bedeutend mehr, als in seinen eigentlichen Poesien, von denen nur wenige, wie die bisher mitgetheilten und ein paar noch weiter unten anzuführende, höheren Anforderungen genügen; ja man kann fast sagen, er ist überall da mehr oder minder Poet, wo er Prosa schreibt, und wird prosaisch, sobald er beginnt, seine Gedanken dichterisch in Rythmus und Reim zu zwängen. Ist doch, wie er in seinen Aphorismen sagt, nach seiner Ansicht Dichten nur eine rythmische Aeußerung erhöhter Stimmung, und so kann es denn nicht Wunder nehmen, daß bei mangeldem äußern Formtalent die gebundene Rede ihm weniger gelang, als die ungebundene, in der er unbestritten Meister ist. Wir wollen aus der großen Fülle solcher poesievoller Schilderungen die besten hier auswählen und als Proben einerseits, andererseits als Beweis unserer Behauptung citiren.

Zunächst einige Muster von Zeichnungen ganzer Länder und großer Landschaftsscenerien! So nennt er Portugal eine herrlich wuchernde Pflanze der Tropen, schnell emporgewachsen, üppig in ihrer Blüthe, strotzend von reichem Saft, aber kurz in ihrer Dauer; eine jener Schlingpflanzen, die sich aus kleinem Saamen an die Stämme lehnen, sich mit ihnen ausbreiten und von ihnen Lebenskraft einsaugen, die blühen, Früchte tragen, aber dann in den zuweit gespannten Armen ihrer Stützen (näml. der Colonien) ersterben (III, 181)." Die Lichteffecte des Sonnenunterganges auf der Terrasse der Villa Regina Isabella bei Neapel schildert er so: „Wie die letzten Werke der auf ihrer Höhe dahinsterbenden Künstler gewöhnlich die schönsten, die durchgeistigtsten sind, so malt auch die Sonne nie so lebhaft, nie in so glühenden Tönen, so zauberischem Schmelz, als wenn sie im Scheiden ist und ihren letzten Kuß auf die Erde drückt. Sie besitzt das Geheimniß, bei ihrem Schwinden Sehnsucht zu erwecken, durch ihre letzten Strahlen im menschlichen Herzen einen Trieb des Nacheilens (ganz Faust!) zu entzünden; sie läßt ein stetes Hoffen, ein stetes Begehren, ihr goldenes Bild wiederzusehen, zurück, denn der Anblick des Ersterbens auf dieser Welt weckt den bangen Wunsch des Auferstehens in einer anderen." Zwischen Capri und Italien zieht er diesen Vergleich: „Italien ist ein wonniges Sonett von weichem Munde gesungen; dieses Eiland ist nicht Italien, ist mehr als Italien, es ist ein Sitz der Sonnenkraft, wie ich ihn in Hellas gesehen; es ist gleich den Ufern des Golfs von Lepanto ein Gedicht leidenschaftlicher Zauberliebe, aus feurig

wilder Bruſt entſprungen"; zwiſchen Madeira und Teneriffa folgenden: „Madeira iſt lieblich duftig, vom friſchen Grün des Zuckerrohrs und der Bananen wie emaillirt; es iſt das Land der Reben und der Blumen. Teneriffa iſt groß, gewaltig, ſtarr und nebelkalt, hier haben die Elemente länger gekämpft, die friedliche Natur ſpäter geſiegt, und die ſchwarzen Felſenzacken ſind der Brennpunkt des Bildes; wenn Madeira der botaniſche Garten unſeres Herrgottes iſt, ſo kann man Teneriffa ein mineralogiſches Cabinet deſſelben nennen;" und Madeira allein ruft er an einer anderen Stelle entzückt zu: „Glückliches Eiland, das wie in einem koſtbaren Album von allen Theilen der Welt ein glänzendes Muſter zeigen kann! Und glücklicher, wem es vergönnt iſt, in dieſem Album zu blättern!" —

Hieran ſchließen ſich am paſſendſten Skizzen von einzelnen Ortſchaften, Städten, Bergen, Wäldern und Seen, wie nicht minder von verſchiedenen Erſcheinungen der Pflanzen- und Steinwelt. So bricht Max oben auf dem Veſuv, in dem unendlichen, weiten, ſchaurigen Todtenreich, in dieſem Zerwürfniß der Natur, dieſem Thal der Melancholie, wo der Blick über die eintönigen Maſſen ängſtlich ſtreift, die der Berg gebar und vor denen das Leben floh, und nur von ferne gleich einzelnen Lichtern in finſterer Nacht Theile des weiten gottgeſegneten Landes ſieht, in die Worte aus: „der Beſchauer gedenkt bei dieſen Umgebungen einer mit ſich ſelbſt zerfallenen Seele, der nur noch ſchöne Erinnerungen geblieben ſind, die einſt grünte, wie die anderen, nun aber ohne Glauben, ohne tröſtende Religion in eine tonloſe Me-

lancholie verſunken iſt, deren Erforſchung den Seelenkundigen zwar anzieht, aber mit tiefer Wehmuth erfüllt." (I, 43). Pompeji, das keinen großen Eindruck auf ihn gemacht, ſetzt er in Wechſelbeziehung mit Athen (I, 112): „Pompeji iſt für den Gelehrten ein erklärendes Dictionnär, während Athen ein hinreißendes Epos iſt", ebenſo Neapel mit Florenz: „Neapel iſt die Stadt der aufkeimenden Lebensluſt, Florenz die der tiefen müden Seele; die Veſuvſtadt erregt, die des Arno wiegt das Gemüth balſamiſch ein", (I, 184) und an einer anderen Stelle: „Parthenope als ſinnliche Schönheit, als üppig reizendes Weib, braucht der Jüngling nur zu erfaſſen, um an ihrem Buſen freudige Stunden der Gegenwart zu verleben; Firenze, die edle, geiſtige Jungfrau, muß er verſtehen, um ſie anzubeten, und zu ihren Füßen die Gegenwart durch die Vergangenheit begreifen lernen." Von Florenz allein entwirft er dann noch folgendes Bild (I, 187): „Glücklich und ſanft ruht Florenz im Arnothale, gleich einer jugendlichen Geſtalt, deren Augen magnetiſch einlullen und doch begeiſtert wirken, gleich einer zarten Blüthe mit herzſtärkendem Jasminduft." Von Sevilla heißt es, es ſei das blühende, ſingende Herz des heißen Andaluſiens; — von Granada, es bilde den Thron der weiten, reichen Ebene mit der Sierra Nevada als dunklem, ernſten Baldachin; — von Valencia: „es muß der Liebling der Sonne ſein, auf dieſe Ebene hat ſie ihren belebenden, entzückenden Kuß gedrückt, ohne es in ihrer feurigen Liebe zu verzehren; vom kühlen Meere zieht ſie empor, ihr erſter Morgengruß fällt auf die flimmernden Thürme der reichen

Stadt, ihr erstes Lächeln auf die dankbare Ebene, auf die sie während ihres Siegeslaufes die ganze Fülle ihres belebenden Lichtes gießt“ (III., 98); von Messina: „es ist nichts als eine von Pflanzen und Schmutz umwucherte Palastruine. Der üppige Mai schlingt seine Blüthen um diese Ruine in einer Fülle, wie man sie sich kaum denken kann, der Schmutz aber ist der geliebte Gast des ganzen Jahres“; von dem wonnigen und sonnigen Palermo: „ein Traum, von einer Fee geträumt, ein Blumenkorb von Fülle und Duft, in eine große herrliche Muschel ausgeschüttet“; von Durazzo endlich: „es sieht aus, wie eine Bazardecoration aus einem türkischen Feenballet, die mehrere Decennien auf irgend einem Theaterboden den Spinnen übergeben und vergessen war und aus Versehen wieder einmal staubbedeckt, spinnenumwebt und zerlumpt an das fahle Licht der Lampen gekommen ist“. Der Teich von Bahia macht unserem Verfasser den Totaleindruck eines Parkteiches, von einem Maler in idealer Richtung, jedoch mit bekannter, wirklich erlebter Grundform in eine andere Welt gebracht; „wie bei allen Idealen erscheinen auch hier die Hauptlinien aus dem Leben genommen, nur der märchenhafte Duft, der exotische Schmelz mahnen uns an die poetische Verfeinerung der Künstlerphantasie.“ Den äußerlich herrlich umsäumten Forst von Itaparica, der allmälich in verworrenen und undurchdringlichen Urwald mit nackten Stämmen, Strauchwerk und enggedrängten Aesten übergeht, durch welche nur ein leichter Sonnenschimmer sich den Weg bahnt, vergleicht er einem Traum; „die ersten Schwingungen desselben sind süß und

goldig. Der Uebergang vom einſchlummernden Leben in die phantaſtiſchen Geheimniſſe der Nacht iſt lieblich, aber das Licht ſchwindet, und mit dunklen Flügeln zieht der ſchwere Schlaf heran, und alles wird düſter und verworren, die Erinnerungen verlieren ſich und nur dann und wann ſchimmert aus weiter Ferne die Sonne des Lebens in die bleierne Bewußtloſigkeit (VI, 188)". — Ein braſilianiſches Manglegebüſch erſcheint Max wie ein Erlengehölze unſerer deutſchen Auen, das aber, ſtatt beſcheiden in Dammerde, Kies und Schlamm fortzuwurzeln, plötzlich vom Hochmuthsteufel gepackt und in dieſem Rauſche in die Tropen verſetzt iſt (VI, 178); ſeiner Bewunderung für den Colibri leiht er den ſchwungvollen Ausdruck: „ein luftiger Gedanke ſchien in ein flügelzitterndes, ſchwankendes Schweben gebannt; der Colibri entſchwindet der proſaiſchen Beurtheilung, er läßt ſich wie der Duft der Blume, wie der Hauch der Poeſie, wie der ſchwingende Ton der Aeolsharfe nicht analyſiren; er iſt ſo klein, ſo zierlich, ſo raſch, daß er ſich in den gemeinen Begriff der körperlichen Materie nicht faſſen läßt" (VI, 73); den durch die Latomien von Syracus in ihm erregten wehmüthigen und doch ſo wohlthuend ruhigen Eindruck endlich faßt er in dem ſchönen Bilde zuſammen: „die Stürme des Lebens haben ſich zu undurchdringlichen Wällen verſteinert, und auf ſich ſelbſt beſchränkt gedeiht das Daſein im klaren Bewußtſein, mit dem Ewigen zu verkehren" (III, 48). —

In ähnlicher Weiſe werden nun auch die architectoniſchen und monumentalen Werke, in ähnlicher die Gemälde und

überhaupt alle Erzeugniſſe der bildenden Kunſt dem Leſer vor Augen geführt und verſinnbildlicht. Die Akropolis nennt Max ein Diadem, mit welchem die ſtolze Menſchheit das eigene, leuchtende Haupt ſchmückte; die ganze ſchöne Alhambra iſt ihm ein duftiges Märchen; „wäre ſie ein Epos, müßte man Sturm und Drang des Streites entdecken, müßten gigantiſche Maſſen aufgethürmt ſein, hier iſt's eben nur hingehaucht, eben nur hingeträumt!“ Den unvollendeten Rieſenbau des Palaſtes zu Ajuda (III, 166) bezeichnet er als eine ſymboliſche Geſchichte Portugals, jenes Staates voll ſchimmernder Erinnerungen, voll fauler, verpeſteter Gegenwart; und ein Beſuch des Alcazar von Sevilla in ſtrahlender Mondnacht veranlaßt ihn zu dem Ausruf: „Shakespeare hat den Sommernachtstraum geträumt, Mendelsſohn ihn klingen und ſingen gehört, ich habe ihn geſehen“ (III, 183). — Unter den Bildern und Statuen die ſein kunſtſinniges Auge geſchaut, widmet er beſonders zwei eine ausführliche poetiſche Schilderung, der Sixtina in Dresden und der Mediceiſchen Venus in Florenz. Von erſterer ſpricht er mit Entzücken: „In ihrem Blick lieſt man, daß ſie ſich ſelbſt ehrt als das reine Werkzeug der unendlichen Macht, daß ſie die Größe ihrer Pflichten, die Größe ihrer Leiden, aber auch die Unendlichkeit ihrer Verklärung fühlt. Kein Heiligenſchein ſchmückt das Haupt, kein Gold und Edelſtein iſt in die einfache beſcheidene Tracht gewirkt, ihr größter Schmuck iſt der Sohn, und der heiligſte Schein iſt der ihrer großen klaren Augen, dieſer hehren Augen, die mit andächtiger Zuverſicht erfüllen (I, 187)“; letztere nennt er ein „Märchen der Phantaſie in

Marmor geträumt. Der Marmor hört in dieser Statue auf, Stein zu sein. Die freien, zarten Hände sind von Gefühl durchdrungen, im jugendlichen Busen schlummert Frühlingsodem, und scheu und sanft neigen sich die elastischen Glieder vorwärts; leise hebt sich der rechte Fuß, und Aphrodite schlüpft vollends aus den Fluthen, um fortan über Blumenfluren leicht dahin zu wandeln." Beim Anblick des anmuthigen Conterfeis von Englands unglücklichem König Carl I. bricht er in die auch für sein späteres Schicksal so bedeutungsvollen Worte aus: „Warum muß immer das Zarte, Duftende geknickt werden?" und die beiden Portraits von Marie Antoinette und Henriette von England veranlassen ihn zu der sinnigen Parallele: „Anmuth ist das Wort für Marie Antoinette, Wehmuth das für Marie Henriette." Als ihm die von ersterer gestiftete große Perle an dem Madonnenbilde zu Valencia in die Augen fällt, wird er von tiefem Mitgefühl erfaßt und drückt dasselbe durch die schönen Worte aus: „Was von dieser Frau kommt, interessirt und rührt mich, so auch diese Perle, die wie eine Thräne der Ahnung in glücklichen reichen Tagen an dem schimmernden Mantel der ewigen Mutter hängt" (III, 116). —

Auch rein kunsthistorische Urtheile finden sich vielfach in Maximilians Schriften zerstreut, und mögen dieselben auch den strengen Fachgelehrten hie und da vielleicht nur ein mitleidiges Lächeln abnöthigen, originell, gesund und frisch sind sie jedenfalls und verdienen daher liebevolle Beachtung. Wenn er die Copien die schönen, aufgeputzten Leichen der Originale nennt, denen die Seele fehlt; — wenn er in den Fresken aus

der Wiegenzeit der italieniſchen Kunſt im Camposanto zu Florenz das kräftige Erwachen der Kunſt bewundert und dieſem ihr üppiges Einſchlummern in der abwärts gehenden Schule der letzten Jahrhunderte, wo der Genius der claſſiſchen Zeiten abſtirbt und nur die fleiſchliche Form vergöttert wird, entgegenſtellt; — wenn er die Loggia in München gegenüber der Florentiner etwas Erzwungenes nennt und von den Geſtalten Tillys und Wredes ſagt, ſie ſpielten eine gar traurige und kleinliche Figur; — wenn er den Zopfſtil, beſonders in Gartenanlagen, lobend hervorhebt, weil er aus der Natur doch wenigſtens eine, wenn auch ſteife und geputzte Dame erſten Ranges mache, die noch als Matrone imponirend wirke, während jene heutzutage zu einem elenden, mageren Püppchen erniedrigt werde; — oder wenn er den verſchiedenen Bauſtil ſo ſpecialiſirt (I, 83): „In den Werken der Aegypter iſt der unwandelbare Ernſt der Vorzeit der Hauptzug; in denen der Griechen bewundert man den vergötterten Genius der Menſchheit, den der reine Marmor verewigt; die Römer zeigen uns den felſenfeſten Männerſinn in Imperatorenübermuth ausgeartet; in den gothiſchen Monumenten finden wir tiefe Frömmigkeit in myſtiſch wohlthuendem Halbdunkel; in der poetiſchen Architectur der Mauren aber entfaltet ſich, gleich den im ſilbernen Mondſchein tauſendfach glänzenden, ewig reichen, ſchimmernden Perlen des klaren Springquells, die in Sinnenfülle reich genährte Phantaſie des Südens. Alles iſt duftender, in Regenbogenfarben glänzender Silberſchaum“, — ſo zeigt ſich in allen dieſen Urtheilen ein ſcharfer Blick und eine ungemein

feine und richtige Empfindung. Ebenſo richtig und wahr iſt denn auch die Bemerkung, Italiens Schönheit liege vor Allem darin, daß es die Kunſt der Architectur mit der weichen, blühenden Natur vermähle, ein Vorzug, den Max auch den, Blumenpracht mit Gold und Marmor verbindenden, mauriſchen Bauten nachrühmt, während dagegen bei uns alles friſche Pflanzenleben ausgerottet werde, damit die Kunſt ja recht nackt daſtehe, als wenn ein ſchönes Weib mit Roſen bekränzt nicht doppelt ſchön ausſähe. Beſonderen Verdruß in dieſer Hinſicht erregt ihm München, „wo die Kunſt ſo recht dem Leben entriſſen iſt und auf dem Cothurn regelrecht, aber auch kalt und froſtig daſteht, wo ſich nirgends die wohlthuende, wirkliche Natur an die ſtolzen Steinmaſſen ſchmiegt“ (III, 26). —

Wir könnten noch viele intereſſante Belege dieſer Art geben, aber wir müſſen zum Schluß eilen, um die Geduld unſerer Leſer nicht auf eine zu harte Probe zu ſtellen, iſt doch unſer einziges Beſtreben das, durch Skizzirung eines Charakterbildes von Max zu recht fleißiger Lectüre ſeiner geſammten Werke anzuregen. Wir übergehen daher auch die vielfachen ethnographiſchen, geologiſchen, botaniſchen, numismatiſchen und gaſtronomiſchen Winke, die ſich beſonders im fünften und ſechsten Bande der Reiſeſkizzen finden, die mannichfachen Typen merkwürdiger Perſönlichkeiten, beſonders aus dem Urwald, die ſich nicht ſelten denen eines Cooper, Sealsfield und Gerſtäcker ebenbürtig an die Seite ſtellen, und wollen nur noch auf die geiſtvolle Art und Weiſe aufmerkſam machen, mit welcher der Prinz die ſpecifiſchen Eigen-

thümlichkeiten der verschiedenen Länder und Völker, ihre Vorzüge und Nachtheile in's klarste Licht zu setzen weiß. Ein paar Beispiele werden genügen. Mit gerechtem Stolze fühlt er sich als Deutschen und schüttet seinen ganzen Spott und Grimm über das Gift Frankreichs aus, das sich auch über andere Länder zu ergießen beginne und gleich dem schimmernden, stets beweglichen Tropfen des Mercurs das edle Metall zur grauen glanzlosen Masse umwandle. England preist er als das einzige Land, wo man momentan den Süden vergessen könne, weil sein heimlicher, trauter Comfort allein einen Ersatz für die Trübe einer grauen Gegend biete. Beim Durchwandeln Griechenlands macht er die sehr beachtenswerthe, aber mit seinem späteren Auftreten in Mexiko kaum zu vereinende Bemerkung: „der Anblick des Volkes, unter dem kein Classenunterschied wahrzunehmen ist, war interessant. Alle sind Brüder eines Stammes, welche früher unter demselben Joche geschmachtet und es vereint abgeschüttelt haben. Die Theilung von Leid und Freud begründet die Gleichheit. Ueberall, wo ein Volk vom anderen unterjocht wird, findet sich diese Gleichheit der Zusammengehörigen, wenigstens in der Gesinnung gegen die Unterdrücker. Alles strebt einem Ziele der Befreiung zu und vergißt sein eigenes Ich." — Höchst anziehend sind auch seine Schilderungen von der Judenhochzeit in Gibraltar, dem Volksfest der Schwarzen in Bahia, und die Parallele zwischen einer tanzenden Engländerin und Andalusierin, die beide so gleichmäßig schön sind, daß er nicht weiß, ob er den schönen Sommertag des ruhigen, frischen Nordens oder die spanische

Mondnacht im jasminduftenden Orangenwalde vorziehen soll. Wahren Abscheu erregt ihm das portugiesische Volk und seine Sprache: „Wer nicht portugiesisch gehört hat, weiß nicht, wie der Teufel mit seiner Großmutter spricht, denn so etwas Knaufendes, Pfnaufendes, Runzendes, Grunzendes, solch ein dickzungiges, plattgaumiges Näseln kann nur der Teufel in seinem Zorn erfinden“ (III, 149). Er bedauert es tief, daß Gott sich in einer solchen Sprache muß loben lassen, in Tönen, die besser für brüllende Baalsdiener passen würden, und erkennt diesem durch die Nase gesprochenen Idiom nur den einen Vorzug zu, daß man durch dasselbe in die Möglichkeit versetzt werde, zu gleicher Zeit eine andere christliche Sprache durch den Mund zu sprechen (VI, 196). —

Die letzte Hälfte des siebenten Bandes von Maximilians gesammelten Werken bilden seine Aphorismen und Gedichte. Unter den ersteren finden sich neben vielen alltäglichen und trivialen doch auch manche, die originell sind oder wenigstens eine originelle Fassung haben. Besonders über Regierungskunst wird manches gesagt, was zwar nicht tief gedacht, aber doch wahr empfunden ist und nur deshalb einen merkwürdigen Eindruck macht, weil der Autor selbst es in Mexiko so wenig beachtet hat. Wir citiren einige der kürzeren! „Jeder Mensch hat seinen Privatwahnsinn, und der ihn nicht hätte, trüge nicht als Motor zur allgemeinen Weltbewegung bei.“ — „Das Leben ist ein sich Hinüberpeinigen in's Jenseits.“ — „In Momenten, wo alles den Menschen verläßt, wo nicht Rath und Hülfe ist, kein Ausweg dem gepeinigten Gemüthe bleibt, ist die Seele der größten Thaten fähig; sie tritt aus

dem menſchlichen Kreiſe heraus und durch ſchaffende oder vernichtende Mittel, die im gewöhnlichen Leben für unmöglich gehalten werden, bahnt ſie ſich einen Weg zum Siege oder zum ewigen Verderben" (ſehr charakteriſtiſch für das Ende des Kaiſers!). — „Große Geiſter componiren, kleine parodiren". — „Sehnſucht ohne Befriedigung iſt ein ſüßes, aber zehrendes Gift." — „Die Phantaſie iſt das Feuer, wozu der Geiſt das zehrende Oel giebt." — „Mit Bajonetten gräbt man kein Gold aus der Erde." — „Geſunde Ideen entſtehen im Zeitüberfluß, glänzende im drängenden Zeitmangel." — „Wer den Tod nicht ſcheut, hat einen großen Fortſchritt in der Kunſt des Lebens gemacht." — „Nachgeben, ja, aufgeben, nie! erſteres mit Klugheit, letzteres ohne Starrſinn." — „Was Philoſophie iſt? der mißglückte, dürre Verſuch, ewig Unbekanntes bekannt und halbwegs begreiflich machen zu wollen." — „Beſſer wirklicher Tod als todte Wirklichkeit!" —

Ueber den im Ganzen geringen Werth der Gedichte haben wir ſchon oben geſprochen; einige der beſſeren mögen hier noch Platz finden!

„Ich möchte nicht im Thal verderben,
Den letzten Blick beengt von Zwang;
Auf einem Berge möcht' ich ſterben
Bei gold'nem Sonnenuntergang!

Verſchwimmend leis, wie Engel ſingen,
Vom Kloſter her am ſtillen See
Der Glocken abendliches Klingen,
In Wonne löſend Erdenweh!

Vor mir die Höhen rotherglühend,
Umweht von freier Luft Gebraus,
Und Alpenblumen mich umblühend,
Haucht' gern den letzten Hauch ich aus!

Noch einmal lächelnd niederſchauen
Zum Erdenplane, lichtumſtrahlt,
Auf friſche, frühlingsgrüne Auen,
Auf gold'ne Saat und dunklen Wald;

Noch mit dem letzten Athem ſaugen
Den Blüthenduft, der aufwärts ſteigt,
Der Sonne meine trüben Augen,
Die brechenden, noch zugeneigt;

Geröthet noch die blaſſen Wangen
Von ihrem letzten Purpurſchein,
So ſchied' ich gern vom Erdenprangen,
So ging' ich gern zur Heimath ein.

Ich möchte nicht im Thal verderben,
Den letzten Blick beengt von Zwang,
Auf einem Berge möcht' ich ſterben
Bei gold'nem Sonnenuntergang!" —

Im Herbſt.

„Im Herbſtesſchauer liegt die Haide,
So weit, ſo weit, ſo öd', ſo leer,
Scharf ſtreicht der Wind, und dort die Weide
Wankt ſturmgeſchüttelt hin und her.

Die grauen Wolken eilend ziehen
Auf kahler Fläche fort und fort,
Der Vögel Schaaren wandern, fliehen
Zum trauten Süden, ihrem Hort.

Die arme Weide, ſturmdurchzogen,
Sie bleibt am Feld allein, allein,
Die Arme dürr und ſchmerzgebogen,
In banger Qual, in ſtummer Pein!

Mir iſt die Welt gleich dieſer Haide,
So weit, ſo weit, ſo öd', ſo leer;
Scharf ſtreicht der Wind — ich bin die Weide
Und wank' im Sturme hin und her." —

Phantaſie

(an Bord des gleichnamigen Dampfſchiffes gedichtet.)

„Ueber blaue Meereswogen,
Niemand weiß woher und wie,
Gleich der Möve angeflogen,
Rauſcht heran die Phantaſie.

Spielend theilet ſie die Wellen,
Furcht die Fluth in muntrem Tanz,
Schaukelt in der Wogen Schwellen,
Ein Juwel im Perlenglanz.

Pfeilſchnell führt ſie uns zum Süden,
Wo die Sonne ewig lacht,
Neue Kraft dem Lebensmüden
Freudig, ahnungsvoll erwacht.

Des Vergang'nen flücht'ge Spuren
Sind in Fluth und Rauch verwiſcht;
Pfadlos ſind des Meeres Fluren,
Sind nur Schaum und Dampf und Giſcht.

Frage Niemand uns verwegen
Nach dem Wann, Woher und Wie;
Froher Zukunft froh entgegen
Brauſt und dampft die Pantaſie!" —

Die übrigen Gedichte, besonders die in den „Stammbuchblättern“ enthaltenen Reiseeindrücke, sind um so unbedeutender, als sie ähnlich etwa den Armand'schen rein landschaftliche Skizzen geben, ohne den Menschen mit der Natur in Wechselbeziehung zu setzen und dadurch einen wirklichen Pulsschlag der Empfindung hineinzubringen. Etwas ähnliches gilt von den Distichen, die in Form und Gehalt vielfach an die Erzeugnisse König Ludwigs von Baiern auf diesem Gebiete erinnern. Wie weit aber auch die besten dieser poetischen Ergüsse an wirklich dichterischem Werth hinter einzelnen Partien der Prosaschriften zurückstehen, dafür liefern besonders zwei Stellen derselben einen eclatanten Beweis, die humoristische Erklärung für den Verlust des Paradieses im sechsten Bande und die meisterhafte Schilderung des Lebensganges eines Mönches, die Max, anknüpfend an einen soeben vollbrachten verzweifelten Ritt durch die Schluchten und Wildnisse Griechenlands bis mitten in einen versteckten Klosterhof hinein — wohlgemerkt im achtzehnten Jahre — nieder geschrieben, und die den Beschluß unserer Studie bilden möge: „Der heutige Ritt mag das Bild des Lebens von so manchem Mönche gewesen sein: er verläßt den häuslichen Heerd, wo er noch zwischen den Blumen des Gartens die frohen Kinderjahre zubrachte; er tritt hinaus in die Welt, die sich ihm als eine breite Thalebene, in weiter Ferne mit malerischen Bergen begrenzt, darstellt; muthig, schreitet er vorwärts, der Weg ist ja so flach, die Häuser der Freunde und Beschützer so nahe! Doch es zieht ihn zu den Bergen, er will die in der Ferne schimmernden blauen

Höhen erklimmen, er naht ihrem Saume. Das Werk ist leicht, so spricht er zu sich, denn mein Auge kann ja den Weg übersehen, es reicht vom Ausgangspunkte bis zum Ziele. Doch die arme Seele vergißt des Fußes, der sie hintragen soll, sie vergißt, daß ein Fuß straucheln kann, daß, wo Höhen sind, auch Abgründe gähnen; er folgt den Sinnen und traut der Festigkeit seines Trittes. Das Thal wird enger, die Fläche steigt empor, der Erde entwachsen spitze Felsen, doch ist die Gefahr noch klein, er schreitet muthig vorwärts. Die Sonne steigt am Firmamente und wirft ihre glühenden Strahlen; der Pfad wird immer rauher, der Wanderer beginnt die Abgründe zu erblicken. Anfangs steigert dies seine Schaulust, er sieht ein Dorf vor sich, die Bewohner kommen ihm mit Freudengeschrei entgegen, sein Stolz hebt sich, doch ist er noch nicht befriedigt, er muß über die letzten Ansiedelungen wohlwollender Menschen hinaus, ihn treibt es stürmisch vorwärts, — nach Ruhm geht sein Begehren! Die Felsenburg muß er erklimmen, sein Blick muß über Regionen schweifen, wo nur der Adler haust; er achtet nicht der Gefahren, denn schon glaubt er den ersehnten Punkt von Weitem zu erblicken. Die Schluchten werden enger, schwindelnder die Höhen, er strebt empor, er hat das Ziel erreicht und — findet eine Ruine gefallener Größe! Da ergreift ihn zuerst die Mattigkeit, da schwindelt ihm vor dem grausen Abgrund, in trüber Verzweiflung eilt er in der Wildniß fort, seine Wünsche sind vereitelt, seine Hoffnungen sind gebrochen; immer drohender wird die Gefahr, todbringender jeder Schritt, immer steigt sein Weg, er kommt dem Abgrund

immer näher; da tritt er auf eine Felsenspitze, ihn umgiebt rauhe Wildniß, die frische Vegetation hat ihn verlassen, er steht allein im grauen Steinmeere! Jetzt sinkt sein Muth, jetzt ist er vernichtet, seine Noth auf's Höchste gestiegen. Da erblickt er eine Mauer mit verschlossenem Thor; mit Reue im Herzen stürzt er entkräftet an der Schwelle hin, er pocht an die Thüre, er weiß nicht, was sie ihm öffnen soll; — da knarren die Angeln, und der müde Wanderer befindet sich im stillen Klosterhofe; die Rebe breitet ihre Arme zum kühlen Schatten aus, das Kirchlein ladet ihn zum reuigen Gebete ein, ernste Freunde reichen ihm die Hand und nehmen ihn in ihre friedliche Mitte auf." —

Richard Wagner als Dramatiker.

Viele Feinde und Neider haben, soll nach einem bekannten Ausspruche das beste Zeugniß für die geistige Größe eines Mannes, für die Unbestreitbarkeit eines gottbegnadeten Genies sein; nur wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, sagt das Sprüchwort, und wenn wir die Wahrheit desselben zugeben und vernünftiger Weise zugeben müssen, so können wir auch dem hier in Rede stehenden allbekannten „Zukunftsmusiker" die große, epochemachende Bedeutung nicht wohl absprechen. Niemand ist von den Zeitgenossen auf der einen Seite mit so überschwänglichem Enthusiasmus verherrlicht und auf der anderen mit so viel scharfer, beißender Satyre, mit soviel Hohn und Spott überschüttet worden, als Richard

Wagner; — über Niemand sind so widersprechende, diametral entgegengesetzte Urtheile gefällt worden und werden voraussichtlich in Zukunft nicht minder gefällt werden, als über ihn. Wenn wir nun auch ein kleines Scherflein zur Beurtheilung dieses in seiner Art jedenfalls höchst merkwürdigen und außerordentlichen Mannes beizutragen versuchen, so geschieht das keineswegs, um über den musikalischen Werth oder Unwerth seiner Leistungen etwas Neues zu sagen — wir sind in diesem Punkte Laie in des Wortes verwegenster Bedeutung, ja! ein so entsetzlicher Laie, daß es uns überhaupt gar nicht möglich gewesen ist „Tristan und Isolde", „die Meistersinger", „Rheingold" und „Walküre" mit Aufmerksamkeit bis zu Ende zu hören; — selbst gegen den „Rienzi" haben sich unsere — jedenfalls sehr schlecht construirten — Nerven bedenklich gesträubt, und wir haben es beim besten Willen nie dahin zu bringen vermocht, in diesem Wirrwar von ohrenbetäubendem Lärm und langweiligster Monotonie etwas Schönes oder gar Erhebendes zu finden. Ja, das Unmusikalische unseres ganzen Wesens geht so weit, daß wir nach all dem „Wagalaweia" der Rheintöchter, nach all dem „Hojothoho" der Walküren, nach all der „wabernden Lohe", die Brünnhildens Fels mit einem Flammenmeer umgiebt, und dem capitolischen Brand und Rauch, der Rienzis und Irenens schöne Körper verzehrt, nach dem dreiviertelstündigen Liebesgesäusel Tristans und Isoldens und all den „kurzen", „langen" und „überlangen" Tönen der Meistersinger selbst einen Verdischen „Troubadour" als ein wahres Labsal, als eine Ohrenerquickung begrüßt haben, und dem Schicksal, das

uns eben dem Continent zu entrücken und in Albions neblige Gefilde zu führen im Begriff steht, vor Allem dafür dankbar sind, daß es uns der mühevollen Pflicht überhebt, auch noch den „Siegfried" und die „Götterdämmerung" in anmuthigen Dosen von je fünfstündigen Bühnenaufführungen zu uns nehmen oder gar das ganze „Festspiel" auf dem projektirten „Nationaltheater" genießen zu müssen. Kurzum! wir sind so baar jedes musikalischen Gefühls, Gehörs und Geschmacks, daß wir uns in dieser Hinsicht völlig des Urtheils enthalten und dasselbe getrost den Fachmännern überlassen; — was wir hier beabsichtigen, ist einzig und allein eine Würdigung des Bühnendichters Wagner, eine parteilose, objective Kritik der Texte seiner sogenannten „musikalischen Dramen". Wie er in dem Vorwort zu seinen soeben im Erscheinen begriffenen „Gesammelten Schriften und Dichtungen" sagt, will er dieselben „als aufgezeichnete Lebensthätigkeit eines Künstlers angesehen wissen, der in seiner Kunst selbst über das Schema hinweg das Leben suchte." Dies Leben aber heißt nach ihm die wahre Musik, die er für die einzig wirkliche Kunst der Gegenwart wie der Zukunft erkennt, „denn sie", so fährt er in seinem Raisonnement fort, „wird uns die Gesetze für eine wahrhafte Kunst überhaupt erst wiedergeben. In dem von der Musik verklärten Drama wird erst das Volk sich und jede Kunst veredelt und verschönt wiederfinden." Wir wollen nicht weiter über die schneidenden Widersprüche rechten, die nach unserer Ansicht in diesen Worten vor Allem deßhalb enthalten sind, weil sie einestheils fortan den Werth aller Künste zu Gunsten der Musik negiren und anderntheils

die Hauptaufgabe der letzteren dahin definiren, das „Drama zu verklären", dem Drama also doch wieder einen wenn auch noch so bescheidenen Kunstwerth vindiciren, weil man doch unmöglich annehmen kann, daß die „einzig wirkliche" aller Künste ihren „einzig wirklichen" Zweck darin finden sollte, etwas total aus dem Bereich der Kunst Herausfallendes mit einem Glorienschein zu umweben. Wir wollen auch nicht weiter auf die Frage eingehen, ob überhaupt ein Drama, nach unseren Begriffen die höchste und vollendetste Gattung der Kunst, noch durch eine andere gehoben und verklärt werden kann, zumal durch eine weit tiefer stehende, die notorisch einzig und allein das Reich des Gefühls beherrscht, — wir müßten uns denn etwa zu der genialen Theorie Peter Lohmanns bekennen, der einmal das geflügelte Wort ausgesprochen und sogar hat drucken lassen, daß ein Drama — welches Wort bekanntlich nach der Angabe aller griechischen Lexika Handlung bedeutet — nichts weiter bieten solle, als: „in Empfindung umgesetzte Gedanken" —; wir halten uns einfach an die gerade durch das Erscheinen von Wagners gesammelten Dichtungen unwiderleglich festgestellte Thatsache, daß der Meister seinen dramatischen Texten eine entschieden hohe poetische Bedeutung beimißt und diese in ebenso vollem Maße, wie seine musikalischen Leistungen, von der Mit- und Nachwelt gewürdigt wissen will, und da — die Möglichkeit eines wirklich den höchsten Anforderungen genügenden „Musikdramas" zum Scherz einmal zugegeben — dasselbe jedenfalls auch in dichterischer Beziehung ein durchaus vollendetes sein müßte, so haben wir wohl das Recht und die Pflicht, von

diesem Standpunkt aus die Wagnerschen „Texte“ zu beurtheilen. —

Eine „parteilose, objective Würdigung“ ist unsere Absicht, wie wir schon hervorgehoben, und wenn wir diese gerecht erfüllen wollen, so müssen wir Richard Wagner, wenigstens was die erste Hälfte seiner dichterischen Bühnenthätigkeit, die Stücke bis zu Lohengrin inclusive anlangt, ein bedeutendes dramatisches Gestaltungstalent zuerkennen. Hierfür würde vielleicht schon der Umstand sprechen, daß er sich seit frühester Jugend auf diesem Gebiete versucht, — und wenn wir auch von den allerersten Anfängen nichts weiter wissen, als daß er, wie er selbst in scherzhafter Laune mittheilt, einmal ein aus Hamlet und Lear combinirtes Trauerspiel verbrochen, in dem schon während des Verlaufs der ersten Acte 42 Personen starben, so daß er sie in den letzten als Geister wiedererscheinen lassen mußte, um nicht ganz der Personen für seine Handlung zu entbehren, und daß der Text seiner ersten dreiactigen Oper: „Die Feen“ nach Gozzis: „Die Frau als Schlange“ gearbeitet war, so hat er uns doch durch die kurze Inhaltsangabe seiner zweiten, nur ein Jahr nach der ersten (1834) geschriebenen Oper: „Das Liebesverbot“ einen interessanten Einblick in sein damaliges dramatisches Schaffen gewährt. Der Stoff ist Shakespeares: „Maaß für Maaß“ entlehnt, aber in so freier Weise, „daß der in jenem vorherrschende Ernst im Sinne des jungen Europa und des Ardinghello umgewandelt wurde und die freie, offene Sinnlichkeit den Sieg rein durch sich selbst über puritanische Heuchelei erhielt. Wagner sagt

selbst*) darüber bei Gelegenheit der ersten und einzigen Aufführung in Magdeburg sehr offen und freimüthig: „Mit Ausnahme einiger Partien der Sängerinnen, welche auch beifällig aufgenommen wurden, blieb das Ganze, welches von mir auf kecke, energische Action und Sprache abgesehen war, ein musikalisches Schattenspiel auf der Scene, zu welchem das Orchester mit oft übertriebenem Geräusch seine unerklärlichen Ergüsse zum Besten gab.“ Soviel sich aus der Darlegung des Inhaltes ersehen läßt, ist das „Liebesverbot“ ziemlich geschickt und spannend abgefaßt und zeigt von bedeutender Beherrschung der Bühne, von Kraft und Phantasiereichthum in Erfindung effectvoller Scenen. Nur mit der Moral steht es etwas stark im Widerspruch, doch ist das ein Vorwurf, den man manchen Wagnerschen Dichtungen, geht man auf ihren innersten Kern, machen kann und der nicht immer, wie hier, durch eine zwar etwas verworrene, aber jedenfalls sehr lebendige Handlung ausgeglichen wird. Zwar ist dramatisches Leben auch dem „Rienzi“ nicht abzusprechen, aber zu einem wirklichen Drama mangelt demselben doch sehr viel. Von einer tieferen Charakteristik ist ebensowenig etwas zu finden wie von einer eingehenderen Motivirung

*) Man wird uns vielleicht den Vorwurf machen, daß wir nicht auf das Erscheinen der sämmtlichen 9 Bände von Wagners Dichtungen gewartet, die jedenfalls auch über die Entstehung der übrigen Stücke noch interessante Aufschlüsse geben — wir glaubten aber die einmal angefangene Arbeit auch so vollenden zu können, zumal unser aus den vorliegenden Texten gewonnenes Urtheil wohl im Ganzen und Großen unumstößlich feststeht, wenn sich auch im Einzelnen noch geringfügige Modificationen ergeben sollten. —

des Hauptconflictes; — wie der päpstliche Notar Rienzi überhaupt dazu kommt, vom ganzen Volk als Retter und Befreier begrüßt, zum Haupt und Führer gewählt zu werden, ist völlig unklar — und nicht minder unklar ist des Tribunen schließlicher Sturz. Der plötzliche Abfall des Volkes von ihm ist denn doch gar zu oberflächlich begründet, mag auch das Gefühl des furchtbaren Verlustes und der blutigen Erkaufung der Strafe an den Nobilis, die durch eine rechtzeitige Strenge Rienzis hätte vermieden werden können, vom Dichter mit ein paar Worten betont sein. Noch schwächer steht es um die Begründung des Abfalles der Kirche und des Bannes, den Legat Raimondo über Rienzi ausspricht. Die leitende Idee für Wagner scheint die gewesen zu sein, in Rienzi den Conflict der Nothwendigkeit der Gesetzesstrenge mit der angeborenen Milde, der Pflicht mit dem Herzen zu schildern, und das letztere auf Kosten der ersteren singen zu lassen, ein Sieg, der dann bei dem schwankenden, unstäten Charakter des Volkes seinen eigenen Fall naturgemäß nach sich zieht; — nur schade, daß dieser Gedanke nicht ganz rein herausgearbeitet und durch so manche unnöthige Dinge, durch soviel verworrenes Zeug getrübt und verwischt ist! Wozu die lächerliche, gar nicht zur Sache gehörige Vorladung, die Rienzi an die Fürsten Deutschlands behufs der Kaiserwahl ergehen läßt? ist das übertriebener Stolz, Ehrgeiz oder geradezu Narrheit? Freilich soll dadurch die Feindschaft des Papstes, mit dem der neue über Rienzis Hochmuth aufgebrachte Kaiser sich verständigt hat, erklärt werden; — aber das sind alles Dinge, die zwar in einem gewissen Zusammen-

hange mit der vorgeführten Handlung ſtehen, keineswegs jedoch nothwendig durch die auftretenden Charaktere bedingt ſind und auch erſt durch die Lectüre von Bulvers Roman, nach dem Wagner gearbeitet, wirklich verſtändlich werden. Am intereſſanteſten iſt noch die Figur Adrianos, in dem doch ein innerer Kampf vorgeht und ein Anlauf wenigſtens zur dramatiſchen Charakteriſtik gemacht iſt. Doch wir wollen nicht weiter die Mängel und Schwächen des „Rienzi" durchhecheln, ſoll doch nach Wagners eigenen Worten derſelbe nur als das muſikaliſche Theaterſtück angeſehen werden, von welchem ſeine weitere Ausbildung zum muſikaliſchen Dramatiker, ohne jede Berührung des Dichter-Metiers, ihren Fortgang nahm. Wir haben es alſo eigentlich mit einem ganz gewöhnlichen Operntexte nach der hergebrachten Schablone zu thun, der nicht beſſer und nicht ſchlechter ſein will, als die zu Meyerbeerſchen, Auberſchen und anderen Compoſitionen. Etwas ſeltſam aber iſt die Art und Weiſe, wie Wagner die auffällige Vernachläſſigung der Diction in Vers und Reim motivirt, ſie geradezu als abſichtlich hinſtellt, indem er geſehen haben will, wie ſtümperhaft ſchlecht überſetzte franzöſiſche und italieniſche Opern, ſobald das Sujet ſelbſt nur ein wirkungsvolles Theaterſtück ausmachte, über jede Beachtung der Worte und Reime hin effectuirten, während die Bemühung von fachmäßigen Dichtern, dem Componiſten anſtändige Verſe und Reime zu liefern, ſelbſt der vortrefflichſten, edelſten Muſik nie zu der allererſt nothwendigen Wirkung eines guten Theaterſtückes verhelfen konnte, ſobald dieſes eigentliche Stück eben mißglückt war. Nun, etwas Wahrheit liegt darin — aber leider iſt

gerade der „Rienzi“, wie wir gesehen, kein so absonderlich gelungenes Theaterstück geworden, daß sich die holperige Sprache dadurch entschuldigen ließe. Einen einigermaßen dichterischen Schwung und gute Verse hat eigentlich nur der Chor der Friedensboten:

„Ihr Römer, hört die Kunde
Des holden Friedens an!
Auf Romas heil'gem Grunde
Wallt freudig jede Bahn!
In düst're Felsenschluchten
Drang gold'ner Sonne Schein,
In Meeres sich'ren Buchten
Zieht froh die Segel ein!“

und die erste Einzelstrophe:

„Ich sah die Städte, sah das Land,
Ich zog entlang des Meeres Strand;
Soweit das Land der Römer reicht,
Trug mich mein Fuß beschwingt und leicht.
Und Frieden fand ich überall,
Froh tönt des Jubels Wiederhall.
Frei treibt der Hirt die Heerde hin,
Reich prangt der Felder Fruchtgewinn,
Der Burgen Wälle stürzen ein,
Denn frei will jeder Römer sein;“

sowie der berühmte Schlachtruf Rienzis im dritten Act:

„Ihr Römer auf, greift zu den Waffen,
Zum Kampfe eile jeder Mann,
Der Gott, der Roma neu erschaffen,
Führt euch durch seinen Streiter an.
Laßt eure neuen Fahnen wallen
Und kämpfet froh für ihre Ehre!
Den Schlachtruf lasset laut erschallen:
Santo spirito cavaliere!“

und merkwürdiger Weise sind nach unserer Laienansicht gerade diese Partien auch die musikalisch gelungensten, die einzigen, die uns durch ihre Melodie zu packen vermocht. — Noch ein Wort über die in den zweiten Act eingelegte Pantomime! In dieser herrscht nämlich fast mehr dramatische Bewegung als im ganzen übrigen Stück. Die Idee, daß Lucretia sich selbst ermordet, um ihre Ehre zu retten, bevor sie von Tarquin geschändet wird, ist neu und originell, und der Waffentanz, der den Kampf dieser alten von Brutus befreiten Römer mit den neuen und ihre endliche beiderseitige Versöhnung durch die Friedensgöttin versinnbildlicht, schließt sich trefflich an das Vorausgegangene an. —

Entschieden die bedeutsamsten und werthvollsten unter den Wagnerschen Bühnendichtungen sind: „Der fliegende Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin", sowohl was die geschickte dramatische Composition als auch die durchweg natürliche und vernünftige Sprache anlangt, die sich hin und wieder zu ächt dichterischem Schwunge erhebt, wir erinnern beispielsweise an das stimmungsvolle Lied des Steuermannes auf Dalands Schiff:

„Mit Gewitter und Sturm aus fernem Meer,
Mein Mädel, bin dir nah!
Ueber thurmhohe Fluth vom Süden her,
Mein Mädel, ich bin da!
Mein Mädel, wenn nicht Südwind wär',
Ich nimmer wohl käm' zu dir,
Ach, lieber Südwind, blas' noch mehr!
Mein Mädel verlangt nach mir;"

und die bittre Klage des „Holländers":

„Durch Sturm und böſen Wind verſchlagen
Irr' auf den Waſſern ich umher,
Wie lange? weiß ich kaum zu ſagen,
Schon zähl' ich nicht die Jahre mehr.
Unmöglich dünkt mich's, daß ich nenne
Die Länder alle, die ich fand,
Das einz'ge nur, nach dem ich brenne,
Ich find' es nicht, mein Heimathland;"

an die verſchiedenen Lieder der Sänger zum Preis der Liebe im „Tannhäuſer"; an Elſas Traumbild:

„Einſam in trüben Tagen hab' ich zu Gott gefleht,
Des Herzens tiefſtes Klagen ergoß ich in Gebet,
Da drang aus meinem Stöhnen ein Laut ſo klagevoll,
Der zu gewalt'gen Tönen weit in die Lüfte ſchwoll,
Ich hört' ihn fern hin hallen, bis kaum mein Ohr er traf;
Mein Aug' iſt zugefallen, ich ſank in ſüßen Schlaf",

u. ſ. w. und an die Worte, in denen Lohengrin das Geheimniß ſeines Namens und Standes offenbart:

„Im fernen Land, unnahbar euren Schritten
Liegt eine Burg, die Monſalvat genannt"

mit den Schlußverſen:

„Nun hört, wie ich verbot'ner Frage lohne,
Vom Gral ward ich zu euch daher geſandt:
Mein Vater Parcival trägt dort die Krone,
Sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt!" —

In den beiden erſten Stücken iſt daſſelbe Grundmotiv, die Rettung einer verlorenen Seele durch die aufopfernde Liebe und Treue eines reinen Weibes, intereſſant und geiſt-

voll durchgeführt, und in ihnen, wie nicht minder im Lohengrin, ist denn auch einzig und allein etwas von dem so oft und viel gerühmten deutsch-nationalen Gehalt der Wagnerschen Muse zu finden — in allen späteren haben wir von demselben, so emsig wir auch geforscht, nicht die geringste Spur entdecken können. Senta sowohl wie Elisabeth kann man als würdige und wahrhaft deutsch empfindende Frauengestalten sich immerhin gefallen lassen — jene nimmt durch ihre aufopfernde Hingebung, die mehr dem Mitleid als wirklicher Liebe entsprungen ist, den langjährigen Fluch von des Holländers Haupt; — das einzige Mittel zu seiner Erlösung, das ihm Gottes Engel offen gelassen, als er durch seinen tollen Uebermuth in des Satans Schlingen gefallen und den rastlosen Pilgerlauf durch alle Meere begonnen, bietet sie ihm freiwillig zum Geschenk, und wie sie einst von sich gerühmt:

„In meines Herzens höchster Reine
Kenn' ich der Treue Hochgebot;
Wem ich sie weih, schenk' ich die eine,
Die Treue bis zum Tod!"

und inbrünstig zu Gott gefleht,

„Von mächt'gem Zauber überwunden
Reißt's mich zu seiner Rettung fort;
Hier habe Heimath er gefunden,
Hier ruh' sein Schiff in ew'gem Port!
Was ist's, das mächtig in mir lebet?
Was schließt berauscht mein Busen ein?
Allmächt'ger, was mich hoch erhebet,
Laß es die Kraft der Treue sein!"

ſo ſtürzt ſie ſich auch endlich, ihr Wort einzulöſen, dem Unglückſeligen ins Meer nach mit dem Rufe:

„Preiſ' deinen Engel und ſein Gebot,
Hier ſieh mich, treu dir bis zum Tod!"

Dieſe, die hochherzige Eliſabeth, macht ſich in gleicher Weiſe zum uneigennützigen Schutzengel des gefallenen Tannhäuſer — ſchon ihr bloßer Name verſcheucht den böſen Zauber, der ihn im Venusberge umſtrickt, jubelnd ruft er aus:

„Ha, jetzt erkenne ich ſie wieder,
Die ſchöne Welt, der ich entrückt,
Der Himmel blickt auf mich hernieder,
Die Fluren prangen reich geſchmückt.
Der Lenz mit tauſend holden Klängen
Zog jubelnd in die Seele mir;
In ſüßem ungeſtümen Drängen
Ruft laut mein Herz: Zu ihr, zu ihr!"

und als er endlich ganz der Verzweiflung anheimgefallen und trotz aller Reue und Buße unentſühnt geblieben, iſt ſie es, die durch ihren Tod die Schuld des Geliebten tilgt und ihm des Himmels gnadenreiches Erbarmen erwirkt. Die keiner Schranke achtende, alles verzehrende ſinnliche Gluth iſt hier in grellen Contraſt zu der reinen, keuſchen Minne geſetzt, und pſychologiſch ſehr fein und wahr gedacht iſt es, daß, während auf der einen Seite der Ueberdruß am Sinnenreiz, die Sättigung aller Triebe, die das erſte Lied zur Harfe im Venusberg durch den dreimal wiederkehrenden Refrain: „Aus deinem Reiche muß ich fliehn — o Königin,

Göttin, laß mich ziehn!" so treffend markirt, den Helden zur Flucht aus den umstrickenden Armen der Venus, zur Rückkehr an's Licht des Tages, zur Freiheit treibt, doch auf der anderen Seite der Fluch der Sinnlichkeit nur um so fester an ihm haften bleibt und sich, wider seinen Willen, gerade in dem Augenblick in verderblichster Weise an ihm offenbart, wo sein höchstes Lebensglück auf dem Spiele steht, und zu seinem Elend jene verhängnißvollen Worte bewahrheitet, die er selbst zuvor der Venus zugerufen:

„Die Gluth, die du mir in das Herz gegossen,
Als Flamme lodre hell sie dir allein!
Ja, gegen alle Welt will unverdrossen
Fortan ich nun dein kühner Streiter sein!" —

Was endlich „Lohengrin" betrifft, so kommt er den beiden vorigen an trefflicher Durchführung des Sagenstoffes, geschickter scenischer Mache und gewandter Sprache nicht nur gleich, sondern übertrifft dieselben noch vielfach. Ueberhaupt liegt über dem Ganzen ein poetischer Zauber, dem sich schwerlich Jemand verschließen kann, und so sehr wir uns unserer Laienhaftigkeit in musikalischer Beziehung bewußt sind, hier müssen wir doch das Geständniß machen, daß auch die Composition desselben stets eine hinreißende Wirkung auf uns ausgeübt hat. Wie im „fliegenden Holländer" das Romantisch-Schaurige, im „Tannhäuser" das Wollüstig-Phantastische, so ist hier das Märchenhaft-Duftige und Zarte in meisterhafter Weise zum Ausdruck gebracht und gleichsam verkörpert in Scene gesetzt. Außerdem birgt die Grundidee des Stückes eine der tiefsten Wahrheiten in sich, die nämlich, daß man

nie fragen und forschen soll, woher ein plötzlich hereinbrechendes, ungeahntes Glück im Menschenleben kommt, daß man es gläubig und freudig hinnehmen nnd mit weiser Demuth und Selbstbescheidung genießen soll. „Aus den Wolken muß es fallen — aus der Götter Schooß das Glück!“ Mit einem Male, wie durch Zauberschlag, ist es da — es aber analysiren und zergliedern wollen, heißt ihm allen Reiz rauben, heißt den ganzen Nimbus zerstören und aus dem schönen Wonnetraum zur kalten, nüchternen Wirklichkeit erwachen. Das bunte, schillernde Farbenspiel der Libelle wird dann zum traurig dunklen Grau, wie Goethe es so treffend ausgesprochen. Freilich liegt auch noch die andere, nicht minder tiefe, wenngleich etwas tragikomische Wahrheit im „Lohengrin“, daß eine Frau niemals ihre Neugier bezähmen kann, daß sie dieselbe befriedigen muß um jeden Preis, sei dieser Preis auch das ganze Glück ihres Lebens! —

Mit dem „Lohengrin“ haben wir nun aber auch den Höhepunkt von Wagners dichterischem Schaffen erreicht; von hier an geht es bergab, bergab in jähem Lauf! Ist auch „Tristan und Isolde“, sehen wir allein auf die Durchführung der Handlung, immer noch besser, weil einheitlicher und einfacher, als manche der modernen Bearbeitungen dieses Vorwurfs, so steht es doch schon sehr tief unter den vorgenannten Stücken, deshalb vor Allem, weil der zum Grunde liegende Sagenstoff, der in jenen mit einer gewissen originellen Poesie von Wagners Seite ausgestattet und durch eigene Erfindungskraft gleichsam noch idealisirt war, hier im geraden Gegensatz dazu aller ursprünglichen Poesie entkleidet ist.

Nicht ein Atom von jenem wunderſamen Reiz, den Gottfried von Straßburg's Epos auf jeden empfindenden Menſchen übt, iſt dem gleichnamigen Stücke Wagners geblieben, und dazu dann noch dieſe widerwärtige, ſtellenweiſe geradezu ſinnloſe und ungenießbare Diction, die ſelbſt die berühmte Strophe des großen Verskünſtlers Johannes Minckwitz in ſeinem claſſiſchen „Prinzenraub“:

„Biſt du endlich, mein Geliebter, wieder zu mir heimgekommen,
Aus der Nacht, in die du ſankeſt, wieder an das Licht geſchwommen?“

und die glänzende Stabreimprobe noch übertrifft, die derſelbe geniale Mann einſt im Collegio improviſirte: „Linde Lüfte lächeln leiſe“. Wir wollen ganz ſchweigen von Ausdrücken wie „ſcheuchende Zünde“, „endlos ewig ein-bewußt“ und anderen mehr, aber Verſe wie „Nie Wiedererwachens wahnlos hold bewußter Wunſch“ oder: „Was wir dachten, — was uns däuchte —, all Gedenken, — all Gemahnen, — heil'ger Dämm'rung hehres Ahnen — löſcht des Wähnens Graus — welterlöſend aus“ werden auch dem Scharfſinnigſten wohl ſtets ein ungelöſtes Räthſel bleiben, und wenn Iſolde den Triſtan in der bekannten dreiviertelſtündigen Liebesſcene anſingt: „wie lang fern — wie fern ſo lang“, und er in demſelben Tone darauf erwidert: „wie weit ſo nah — ſo nah wie weit!“, wenn Iſolde zum Schluß an Triſtans Leiche ausruft: „In des Wonnemeeres — wogendem Schwall — in der Duftwellen — tönendem Schall — in des Welt-Athems wehendem All — ertrinken — verſinken — unbewußt — höchſte Luſt“, ſo weiß man wirklich nicht, ob

man mehr über die Sinn- oder Geschmacklosigkeit dieser Ausdrucksweise sich verwundern soll. Es sind hier schon, wenn auch noch in ziemlich unentwickelter Weise, die Keime jener Alliteration wahrnehmbar, die dann im „Ring des Nibelungen" ihre wunderbarsten, mehr als exotischen Blüthen getrieben hat. Die Alliteration aber heutigen Tages, wo wir weit Vollkommneres besitzen, wo Rythmus und Reim zu so hohem Grade der Vollendung gediehen sind, wieder auffrischen und durch ganze Dichtungen hindurch consequent durchführen wollen, ist einfach ein Anachronismus, ein ebenso großer Anachronismus, als wenn man im Jahre des Heils 1872 nach Shakespeare und Schiller einen „entfesselten Prometheus" in derselben primitiven Weise wie etwa Aeschylos, mit Aufwärmung des ganzen, uns wildfremd und unappetitlich gewordenen Sagenbreies, in bandwurmartig sich hinziehenden Trimetern, mit ellenlangen Chorgesängen und ohne irgend eine, unseren modernen Anforderungen entsprechende dramatische Lebendigkeit oder rasch und sicher fortschreitende Handlung schreiben wollte. Selbst Wilhelm Jordans Rhapsodien können doch nur als Kunststück bewundert werden; — für etwas wirklich Lebensfähiges, in Fleisch und Blut des Volkes Uebergehendes wird es wohl schwerlich Jemand, der gesunde Urtheilskraft besitzt, halten. Und wie geschmackvoll sind diese gegen Wagners kühne Ergüsse auf dem Stabreim-Gebiet! —

Daß die „Meistersinger von Nürnberg" wenigstens in dieser Hinsicht einen etwas vernünftigeren Ton anschlagen, ist wirklich lobenswerth, wenn wir auch leider bekennen müssen, daß dies der einzige Vorzug derselben ist — im

Uebrigen sind sie so unerquicklich und langweilig, wie kaum ein anderes Erzeugniß der Wagner'schen Muse. Schon die Breitspurigkeit und endlose Gedehntheit im Vorführen des ganzen zopfigen Apparates, mit dem die ehrsamen Handwerker bei ihrer dichterischen Production handthierten, verleidet die Lectüre des Werkes — noch mehr aber thut das der absolute Mangel an wirklicher Komik bei einem Stück, das denn doch augenscheinlich eine humoristische Wirkung üben soll. Zwar behauptet Herr Ludwig Nohl in seiner unnachahmlichen Weise, es sei dies Machwerk das einzig wahre deutsche Lustspiel, das unsere Nationalliteratur besitze, wo aber das Lustige der Sache steckt, wenn nicht etwa in der alle Grenzen überschreitenden, mehr als kindischen Simpelhaftigkeit des Beckmesser, läßt sich wohl schwer ergründen, ebenso schwer wie der deutsche Gehalt der „Meistersinger." Wir müßten denn annehmen, das Deutschthum z. B. einer züchtigen Jungfrau bestehe darin, daß sie dem ersten hübschen Fant, der ihr — und sei es auch in der Kirche — in den Weg tritt und „bald dringend, bald zärtlich durch Gebärden" seine Bitten und Betheurungen ausdrückt, sofort „seelenvoll und ermuthigend", wenn auch, wie Wagner hinzusetzt, „schüchtern und verschämt" durch das Spiel ihrer Augen antwortet, und von der verzweifelt naiven Frage desselben, ob sie schon Braut sei, zum offenen Geständniß ihrer lichterlohen Gluth hingerissen wird. —

Was sollen wir nun aber erst von dem „Ring des Nibelungen" sagen, jenem Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend, das auf einem eigenen Theater in

Scene zu gehen und das ganze deutſche Volk — womöglich in weißen Gewändern und mit Palmenzweigen in den Händen — herbeizulocken beſtimmt iſt, damit daſſelbe ſich das „Gelungenſte und Eigenthümlichſte des deutſchen Geiſtes“ in einer Muſteraufführung anſehe und ſich daran begeiſtere für alles Gute, Wahre, Schöne und wer weiß wofür ſonſt noch? Wir geſtehen offen, wir haben zu kritiſchen Zwecken ſchon viel Triviales leſen müſſen und auch wirklich durchgeleſen, denn oft findet ſich in ſolcher Spreu doch noch das eine oder andere Körnchen Waizen; durch eine ſo troſtloſe, jeder Oaſe baare Sandwüſte ſind wir aber noch nie hindurchgepilgert, als bei der Lectüre dieſer „Nibelungen“. Und hierin, meinen die Wagnerſchen Heißſporne, liegen die Keime eines ächten deutſchen Nationaldramas? Nun, wenn dem wirklich ſo wäre, dann ſtände es traurig um unſre moderne Literatur, trauriger, als ſelbſt die verbiſſenſten Gegner derſelben es uns bisher haben glauben machen wollen. Seit Hans Sachs ſeinen ſiebenactigen „Hornſeyfried“ geſchrieben, iſt eine ganze Reihe großer und kleiner Dichter an die ſchwere Aufgabe gegangen, die Nibelungen zu dramatiſiren; — gelungen iſt es Keinem, ſelbſt dem genialen Hebbel nicht; das Mißlungenſte aber hat entſchieden Richard Wagner zu Tage gefördert. Für wen hat dieſe altnordiſche Faſſung der Sagen von Siegfried und Brunhild, für wen dieſe ganze unerquickliche, unlautere und tödtlich langweilige Götter-, Rieſen-, Zwergen-, Nixen-, Nornen- und Reckengeſchichte auch nur das mindeſte Intereſſe? Will man einmal Figuren der Mythologie dramatiſch verwerthen, ſo giebt es

nach unſerer Anſicht nur zwei Wege; entweder idealiſirt man ſie und bringt ſie in der ganzen Größe und Majeſtät auf die Scene, wie es die alten griechiſchen Tragiker gethan und wie ſie nun einmal in unſerer Phantaſie leben, oder man behandelt ſie à la Offenbach, dann weiß man wenigſtens von vorneherein, auf welchen Standpunkt man ſich bei Beurtheilung der Sache zu ſtellen hat. Ein Mittelding giebt es da nicht, und doch hat das Wagner verſucht — er will ſeine Leſer und Hörer erheben, begeiſtern und führt ihnen gleich im Vorſpiel: „Rheingold" eine Geſellſchaft von — gelinde geſagt — ſehr anrüchigen Perſonen vor, die zwar theilweis Götter benamſet ſind, ſich aber nichts weniger als göttlich geberden, zahlungsunfähige Leute, die ſich Schlöſſer bauen laſſen, und als ihnen das Geld dafür mangelt, ſelbſt ihr an die Baumeiſter, die Rieſen, verpfändetes Wort zu brechen verſuchen — die endlich, als man ſie zur Einlöſung deſſelben zwingt, nichts beſſeres zu thun wiſſen, als dem Zwerge Alberich in richtiger Spitzbubenweiſe den wunderthätigen Ring zu ſtehlen, welchen dieſer ſich aus dem Golde geſchmiedet, das er ſelbſt wieder den Rheintöchtern geſtohlen. Dann ziehen ſie, froh im Gefühl redlich erfüllter Pflicht, per Regenbogen in die neue Burg ein. Eine reizende Geſchichte! — Sehen wir uns nun auch die „Walküre", den erſten Tag der Trilogie, etwas genauer an! Hier zeigt ſich vor Allem der deutſche Gehalt des Werkes in glänzender Weiſe. Siegmund der Wälſung kommt auf der Flucht in das Haus ſeines Todfeindes Hunding, und ſo matt und erſchöpft er auch iſt, kann er doch nicht umhin, ſich ſofort in das Weib

seines Wirthes, die minnigliche Sieglinde, sterblich zu verlieben. Schon beim Mahl wirbt er mit Blicken voll „schmerzlichem Feuer“ um sie, und die würdige Hausfrau fängt natürlich ebenfalls sofort Feuer für den Gast. Statt dem Gatten zur Ruhe zu folgen, mischt sie ihm rasch entschlossen einen betäubenden Trank und gesellt sich dann in „brünstiger Liebe“ dem Fremdling. Zwar erfahren beide im Laufe ihres Liebesgetändels, daß sie eigentlich Zwillingsgeschwister, Kinder desselben Wälse, d. h. Gott Wotans sind, aber das stört den ehrsamen deutschen Mann und die ehrsame deutsche Frau nicht im Mindesten; — im Gegentheil! sie freuen sich doppelt, daß sie auch noch durch dieses Verwandtschaftsband miteinander verknüpft sind, und nachdem Siegmund die bräutliche Schwester mehrmals mit „feuriger Gluth“ umfaßt und mit „sanftem Ungestüm“ auf das Lager gezogen, preßt er sie endlich, die schon längst entzückt an seinem Halse gehangen, mit „wüthender Gluth“ an sich; sie sinkt mit einem Schrei an seine Brust und — der gutmüthige Vorhang thut das Einzige, was ihm in solcher Lage zu thun übrig bleibt, — er fällt schnell! — Die beleidigte Göttin Fricka fordert nun von ihrem etwas lockeren Gemahl Wotan, der beiläufig über sich selber die sehr richtige Bemerkung macht, „daß er der Traurigste von allen sei“, ein exemplarisches Strafgericht für diese Blutschande; — er, dessen Blick stets, wie es sehr drastisch ausgedrückt ist, „lüstern dahingelugt, wo eine Höhe, wo eine Tiefe (!)“, schwatzt zwar längere Zeit von der Berechtigung des Minnezaubers, ruft pathetisch aus: „wer büßt mir der Minne Macht?“ aber als ächter Pantoffelheld fügt er sich

doch endlich dem Willen seiner Frau und gebietet seiner Tochter Brünnhilde, der Walküre, in dem bevorstehenden Zweikampf zwischen Siegmund und Hunding ersteren zu erlegen. Als diese gegen den Befehl Siegmund schützt, bringt Wotan ihm selbst den Untergang, wirft aber auch gleichzeitig den Hunding durch einen „verächtlichen Handwink" todt zu Boden, und nun ergießt sich sein ganzer Zorn und Grimm auf das holde „Wunschmädchen", das bei Licht besehen nichts anderes gethan, als was er selbst ihr im Anfang geboten, ehe die Gardinenpredigt seiner Frau ihm zur besseren Einsicht verholfen. Sie wird ihrer Walkürenwürde entkleidet und zur gewöhnlichen Sterblichen degradirt, die dem Manne zur Beute fallen soll, welcher sie dereinst aus ihrem tiefen Schlummer erweckt. Aus besonderer Gnade umgiebt ihr Vater sie noch mit einem Flammengürtel, damit nur ein mannhafter Held, der diesen zu durchdringen vermöge, sie zum Weibe gewinne. Dieser Held ist, wie das zweite Stück der Trilogie zeigt, Siegfried, der in Blutschande erzeugte Sohn des bräutlichen Zwillingspaares und ein seiner würdigen Eltern höchst würdiger Sproß. Denn nachdem er die Brünnhilde gewinnt, wird er auf einer Reckenfahrt in der Halle der Giebichungen am Rhein von Hagen, Zwerg Alberichs Sohn, der gern den von den Göttern an den Riesen Fafner verschenkten und diesem wieder durch Siegfried entrissenen Ring besitzen will, durch einen Zaubertrank seines Gedächtnisses beraubt — er minnt nun sofort Gutrune, Gunthers Schwester, erkiest für diesen Brünnhilde, die Strafe folgt der bösen That und — — doch was sollen wir die Leser noch weiter mit

Detaillirung einer solchen Handlung belästigen! Die Buchausgabe (Leipzig bei J. J. Weber, 1863) ist ja jedem zugänglich (netto 443 Seiten), und so beschränken wir uns einfach darauf, zur weiteren Würdigung des Ganzen hier einige kernige Proben von der alliterirenden Diction in den „Nibelungen" zu geben, die in jeder Beziehung das große Wort des Herrn Ludwig Nohl glänzend bewahrheitet, daß weder Shakespeare, noch Schiller, noch Goethe je solche Monologe geschrieben haben, wie Meister Richard. Nein wahrlich! hätten sie solchen Nonsens geschrieben, jeder Schulbube wäre berechtigt, sie zur Zielscheibe seines Spottes zu machen. Man höre! „Garstig glatter, glitschriger Gletscher"; — „schleckes Geschlüpfer"; — „schwarzes, schwieliges Schwefelgezwerg"; — „weihlich im Wag entgleißender Glanz"; — „ein aus dem Auge glänzender gleißender Wurm"; — „eine den Leib brechende Gewitterbrunst"; — „des seimigen Methes süßen Trank Jemandem zuschmecken"; — „süß sehnender Harm"; — „eine ertagende That"; — „eine mordliche That"; — „ein in Stücke zerstauchendes Schwert"; — „sich Knechte erkneten"; — „wonniger Rührung üppigen Rausch der Liebe Trank enttrinken"; — „die nagende Galle göttlicher Noth mischen"; — „zu Leib schwebendes, schwellendes Schwirren"; — „Die Glieder fahendes grieselndes Grausen"; — „aus Bappe ein Schwert backen"; — „etwas furchtlos zu ganz fegen"; — „des Stahles schmelzende Spreu"; — „ein erdünkender Gedanke"; — „mit queckendem Tranke erquicken"; — „den zottigen Gesellen zu sich entzücken"; — „des Jammers jauchzenden Schwall schweigen;" — „bruder-brünstig,

muthig gemiſcht blüht im Trank unſer Blut". — Nicht minder ſinnig iſt es, wenn Alberich in Bezug auf die Rheintöchter ſagt: „von vielen gefall' ich wohl einer — von einer kieſte mich keine!" — und zu Woglinde ſpeziell: „Mein Friedel ſei, du fräuliches Kind!" oder Siegmund: „zu zwei kam ich zur Welt, eine Zwillingsſchweſter und ich", oder Siegfried, der ſich überhaupt einer ſehr gewählten Ausdrucksweiſe bedient, den Zwerg Mime mit den Worten anredet: „Deinen Sudel ſauf allein!" und an einer anderen Stelle: „Eine zierliche Freſſe zeigſt du mir da — lachende Zähne im Leckermaul", ebenſo gleich darauf: „räthlich und fromm doch ſcheint's, du verreckteſt hier ohne Friſt!" Damit ſtimmt denn auch ſehr wohl, daß Siegfried ſich häufig ſelbſt: „Ich Dummer" titulirt, und Brünnhilde im höchſten Liebesjubel wild auflachend ihm zuruft: „o kindiſcher Held, o herrlicher Knabe, du hehrſter Thaten thöriger Hort!" —

Wir könnten dieſe Blüthenleſe leicht in's Unendliche vermehren, da faſt jede Seite der „Nibelungen" Material dazu bietet; aber das Angeführte wird hoffentlich genügen, und wer davon noch nicht genugſam befriedigt iſt, der leſe ſelbſt das Ganze, leſe es ſorgſam und — lache nicht! —

Julius Grosse.

Es ist für den Kritiker stets ein wohlthuendes und erhebendes Gefühl, in unserer nur allzumateriellen Zeit, die auch auf die rein künstlerische Production einen vielfach entnüchternden nnd depravirenden Einfluß übt, einer dichterischen Persönlichkeit zu begegnen, die wirklich aus Liebe zur Kunst und ihretwegen allein, nicht aber um einer zufällig herrschenden Mode zu fröhnen oder glänzende pecuniäre Erfolge zu erzielen, im Reich des Schönen wirkt und schafft, die aus tiefinnerstem Drange heraus ihre Stoffe und Figuren wählt, sie mit sorgsam fleißiger Poetenhand gestaltet und ausbaut und stets nicht nur in denselben, sondern zugleich auch mit objectiver Ruhe über denselben steht. Eine solche, vor vielen ihrer schriftstellerischen Collegen, die durch allzuflüchtige Production nur zu häufig das rechte, ächte Ziel der Kunst aus den Augen verlieren, sich vortheilhaft auszeichnende Persönlichkeit ist Julius Grosse, und wir fühlen uns um so mehr zu einer eingehenden Besprechung seiner dichterischen Erzeugnisse gedrängt, als dieser so ernst strebende und nach immer größerer Vervollkommnung ringende Autor noch lange nicht in den weiteren Kreisen unseres Vaterlandes die Beachtung gefunden, die er mit Fug und Recht verdient.

Grosse's reiches Talent hat sich in allen drei Dichtungsgattungen, im Lyrischen, Epischen und Dramatischen versucht, am glänzensten bewährt aber unstreitig in den beiden ersten. Hier giebt sich eine ganz eigenartige, in sich fertige und gereifte Dichternatur kund, deren emsiges Bestreben es ist, an

Stelle der alten, etwas ausgetretenen Pfade neue Bahnen der Poesie zu eröffnen; und wenn er in seinen ersten, bereits 1857 erschienenen „Gedichten" auch noch vielfach mit der Form kämpft, hie und da allzugrelle Contraste, allzukühne und gekünstelte Wendungen mit gewisser Vorliebe wählt und die ächt künstlerische Abrundung vermissen läßt, so zeigt er sich doch selbst schon in diesen als durchweg geistreichen und — was mehr sagen will — originellen Musensohn. Der Liedercyclus „Emma", die „Sommerfäden", „Mimosen" und die in „Vermischtes" zusammengestellten Stimmungen und Reminiscenzen enthalten des Schönen und Bedeutsamen in dieser Hinsicht gar Mancherlei und wir wollen wenigstens das eine oder andere dieser gedanken- und stimmungsvollen Lieder dem Leser mittheilen. So

„Erste Liebe. (S. 16.)

So hat noch Niemand mit mir gethan,
An beiden Händen faßt' er mich an
Und schaute mir in die Seele,
So unwiderstehlich, so tief herein,
Als wollt' er späh'n, ob ein Fältelein
Ihm etwas noch verhehle.

So hat noch Niemand zu mir gesagt,
Was ich gejubelt, was ich geklagt
Das schläft nun in seinem Herzen.
Drum ist mir's da drinnen wie ein Traum,
Ob ich's noch selbst bin, ich weiß es kaum,
Mich blendets wie Weihnachtskerzen.

So hat auch noch Niemand mich geküßt,
Nicht Vater noch Mutter am heiligen Christ.

Ach alle die Liebesgaben,
Wie gäb' ich sie gerne den Kindern hin,
So selig und fröhlich — so reich ich bin, —
Darf ich den Einen nur haben!"

das erste Lied aus den „Sommerfäden" (S. 33):

„Kleines Mädchen, kleines Mädchen
Mit den tiefen dunkeln Augen,
Weißt du schon, wozu sie taugen,
Und wie sanft die feuchte Pracht?
Wohl geschah's, daß sie in Sorgen
Still verborgen
Schon an süßes Glück gedacht.

Schelmisch Mädchen, schelmisch Mädchen
Mit den kleinen weißen Händen,
Ob sie sanften Druck verständen
Und der Gruß zum Herzen ging?
Nicht versuch' ich's, mehr zu fragen,
Mehr zu sagen,
Als dein kleiner goldner Ring.

Süßes Mädchen, süßes Mädchen,
Laß dein klares Lied ertönen
In der Sommernacht, der schönen,
Die von bangen Träumen glüht.
Von der Liebe Machtbewegen
Sang verwegen
Manche, der sie nie geblüht. —

Warum schweigst du, warum schweigst du,
Thränenthau in's Aug' ergossen?
Ist die Knospe schon erschlossen?
Wohl — ihr Schwellen thut es kund:
Schon geküßt von Morgenstrahlen
Süßer Qualen,
Schon geküßt ward dieser Mund;"

und ebenso das zehnte (S. 41):

„Nun ziehen herauf die Sterne all',
Im Thale läuten die Glocken —
Nun wehe herab, du träumende Nacht,
Uns Thau und Blüthenflocken!
Nun schwimmt herauf der blasse Mond,
Die Nachtfahrt anzutreten,
Du aber, mein Herz, sei fromm und still,
Nun ist es Zeit zum Beten.

Du Liebeshüter, du leuchtender Mond
In der Blumennacht des Maien,
Hast mitgeküßt, hast mitgeweint
Die Thränen von manchen Zweien.
Soll ich dir singen mein eig'nes Leid
Und alle verschwieg'nen Gefühle,
So horche den Wipfeln, sie rauschens all,
Und die Wellen im Rade der Mühle.

Die Pfade dunkeln, nun ruht das Thal;
Und küßt du mein Kind im Traume,
So grüß' sie von mir zehntausendmal
Vom Bach am Waldessaume;
Vom Rosenbusch und Schlehendorn,
Die haben's mit angesehen —
Nun fallen die Blätter der Rosen schon,
Nun reifen die stachlichen Schlehen.

Doch der Liebe nahet kein Sturm noch Frost.
Du weinst nun, daß ich ferne,
Die Sterne, sie glühen, drum sei getrost,
Meine Lieb' überdauert die Sterne.
Noch umsingen die Lerchen den heiligen Platz,
Wo wir einst frühmorgens geschieden;
Gott verzeih dein Grollen, herzlieber Schatz,
Und schenke uns Beiden Frieden."

Das Werthvollſte des ganzen Bandes ſind aber die italieniſchen: „Reliefs“, Charaktere und Figuren aus dem ſonnigen Süden, vorzugsweiſe aus Rom und Neapel, die, aus lebendiger unmittelbarer Anſchauung im Geiſte des Dichters empfangen, in Inhalt und Form meiſterhaft gelungen ſind und neben ihrer Plaſtik und Naturwahrheit noch vielfach einen ſo feinen und ſchalkhaften Humor zur Schau tragen, wie er ſich kaum in einem anderen Erzeugniſſe der Groſſeſchen Muſe wiederfindet. Gedichte wie „Cäſarenenkel“, „ein alter Bürger“, das heitere Lied von „Cucurulla“ (der ſingen kann, daß Wände ſchüttern, Schnecken ſieden, Ball ſchlagen, Brillen ſchleifen, Boccia ſpielen, Citronen preſſen und Eiswaſſer wirbeln, Pomade kochen und die Pudel ſcheeren, ſo daß ſie Troddeln an den Füßen tragen), das tiefernſte: „erloſchene Kohlen“, „im Kloſter“, „drei Briefe“, „Ferne“ und „Todtenbotſchaft“ ſchildern italieniſches Denken, Fühlen und Empfinden in einer getreu dem Volksleben abgelauſchten Weiſe, und mit richtigem Verſtändniß hat der Verfaſſer daher auch die beſten derſelben, noch um einige neue vermehrt, in ſeine zweite Liederſammlung: „Aus bewegten Tagen“ (Stuttgart 1869) wieder aufgenommen. Dieſe gehört unſtreitig zu dem Vollendetſten und Werthvollſten, was die deutſche Lyrik ſeit der claſſiſchen Zeit hervorgebracht hat; ein ungemein reiches Geiſtes- und Gemüthsleben ſehen wir aus ihrem hellgeſchliffenen Spiegel wiederſtrahlen — ein ganzer, voller Mann in des Wortes ſchönſter Bedeutung tritt uns aus dieſen auch formell durchweg vollendeten Schöpfungen entgegen. Es iſt kein leeres, ſüßliches Reim-

geklingel, wie wir es in so vielen modernen Gedichtsammlungen selbst von berufenen Poeten finden, keine schablonenmäßige Phrase, keine angelernte Poeterei; — aus dem Innersten heraus, durch den gebieterischen Drang wirklicher, das ganze Herz ergreifender Ereignisse entstanden, sind sie sämmtlich ächte Gelegenheitsgedichte — solche Gelegenheitsgedichte, wie nach Meister Goethes treffendem Ausspruch eben alle wahrhaft guten Gedichte sein müssen. Gleich dem ersten Cyclus, den Liedern: „an die Verlorene", ist dieser Stempel des Durchlebt- und Durchempfundenseins aufgeprägt, und mögen dieselben nun in stolzen Terzinen, in schwungvollen Trimetern oder in den Rythmen des leichten Liebesliedchens dahinfluthen, überall fühlen wir die ungekünstelte, ungeschminkte Wahrheit heraus, alle Seiten unseres Herzens werden ergriffen, weil der Dichter selbst mit ergriffenem, leidenschaftlich pochenden Herzen seinen Schmerz und seine Wehmuth in diese volltönenden Verse gegossen. —

Dasselbe gilt von den gedankenreichen „Tagebuchblättern", welche uns einen umfassenden Blick in die Leiden und Freuden einer Dichterbrust, in die innersten Gefühle und Anschauungen eines gottbegnadeten Sterblichen gestatten, der den an Wonnen und Schmerzen reichen Kelch des Lebens mit freudigem Gottvertrauen und unerschrockenem Mannesmuthe bis zum Grund geleert und stolz von sich rühmen kann:

„Auch mir ward voll die Schaale zugemessen
Des Erdenglücks in aller Erdenpracht,
Und keine Gabe hat das Glück vergessen;
Der reichen Liebe Gluth und Zaubermacht,

Der Jugend Vollkraft, Ueberfluß des Lebens,
Gedeihn der Kinder, daß das Herz uns lacht —
Der Seele Frieden trotz versagten Strebens,
Doch frischen Muth, sich neuer Müh' zu weihn,
Und auch die Kraft entsagenden Ergebens;"

dasselbe ferne von den „jungen Myrthen". Diese Lieder des Dichters an seine Frau sind wohl die vorzüglichsten Perlen der ganzen Sammlung, die frischesten und duftigsten Blüthen in dem reichen Kranze seiner Poesien. Wir citiren als glänzende Muster:

„Nocturno. (S. 153.)

Wo ist das Leid, vom Tag geboren,
So lang ein Stern am Himmel glüht?
Die weite Welt liegt schlafverloren,
Und Stille athmet mein Gemüth.
Und wieder geh' ich traumumfangen
Die mondeslichten Straßen hin,
Der Nachtwind kühlt die heißen Wangen,
Die Liebe glüht in Herz und Sinn. —

So tief wie nie in andren Jahren
Verschmähter Sehnsucht Gram und Treu
Nun ist das Leid dahingefahren,
Die gold'ne Welt ward wieder neu.
Und wie ein Gruß von Engelzungen
Ruft's nieder aus der hohen Nacht,
Mit Stürmen hast du ausgerungen,
Dich schirmt der Liebe heilige Macht.

Von Sternen grüßen ferne Seelen
Und ihre Scheitel sind bekränzt.
Was willst die Thräne du verhehlen,
Die hell an deinen Wimpern glänzt.

O Herr der Wolken und der Winde,
Wenn du dies Wunder haſt gefügt,
Laß mir den Traum in dieſem Kinde,
Daß dieſe Seele mir nicht lügt. —

Der du die Ströme lenkſt und Regen
Den Auen ſchickſt im Wetterbraus, —
Gieß allen deinen Himmelsſegen
Auf dieſe reine Seele aus. —
Verwittern ſah ich Heiligthume
Und Königsſtädte ſind verweht,
Um dich, du ſüße Mädchenblume,
Wird Gott erhören mein Gebet." —

„Erfüllung. (S. 169.)

Iſt es denn Wahrheit, daß dein ſüßer Mund
An meinem hing in innigem Umfangen,
Ein heiliges Feuer lodert noch zur Stund'
Um Seel' und Leib, mir brennen Stirn und Wangen.
Auf dieſen Schultern lag dein Lockenhaupt,
Du wollteſt deine Thränen mir verhüllen,
Gott ſah herab, an den die Liebe glaubt,
Gott, der die Sehnſucht krönte mit Erfüllen.

Und noch einmal und inniger umſchlang
Mein Arm dich, holde Seele, wonnetrunken,
Dein Auge weinte; doch die Seele ſang,
Daß zwiſchen uns der letzte Bann geſunken.
Aus warmer Nacht klang eine Glocke fern,
Und heimlich Grüßen kam aus allen Weiten,
Denn meinem Schwure leuchtete dein Stern,
So an dir halten will ich Ewigkeiten.

Mit deinen Thränen, die der Himmel ſieht,
Sind glückverheißend alle Zukunftsmühen,
Wenn Mond um Mond, wenn Jahr um Jahr entflieht,
Nie ſoll mir dieſe Stunde je verglühen;

Auf diesen Schultern lag dein Lockenhaupt,
In diesen Armen will ich dich bewahren;
Du hast in deiner Jugend mir geglaubt,
Du sollst es auch dereinst in grauen Haaren!" —

„Ewige Jugend. (S. 182.)

Wohl alle Tage, wenn ich bei dir bin,
Umschleiert mich ein Frühling ewigen Lebens
Und ewiger Jugend. Jahre fließen hin,
Der Zaubertrank, ich trank ihn nicht vergebens.
Und wenn du morgen welktest bleich und krank,
Die schöne Stirn gefurcht von Gram und Sorgen,
Mein Auge ist gefeit von jenem Trank,
Das Leben mir ein ewiger Hochzeitsmorgen.
Und wandelst du dereinst mit greisen Frau'n,
Müd' und gebeugt in silberweißem Haare,
Ich bin geweiht, dich stets als Braut zu schau'n,
Ohnmächtig überfluthen uns die Jahre. —
Ja, wie der Wein, der alt an Gluth gewann,
So glüht der Zauber mächtiger mit den Zeiten,
Du kannst nicht altern. Was ein Gott begann,
Wird göttlich dauern in die Ewigkeiten!" —

Ein nicht minder würdiges Denkmal hat sich Grosse in dem Liederkranze: „aus dem Hochland" gesetzt, der so recht Alpenluft und Alpenduft athmet, hier die grauenvoll schwindelnden Wände der adlerumschwebten Riesenberge, die weltverlorene Felseneinsamkeit, dort der Wasser Donnertosen in der Schauerkühle der Klamm, dort der Almen stilles Paradies, dort wieder der prachtvollen Seen schweigende Fluth und unergründliche Tiefen, dort endlich das stille grüne Jägerhaus am Waldesthal in reizenden, von dem bedeutenden malerischen Talent des Verfassers Zeugniß ablegen-

den Genrebildern verherrlicht. Als zwei besonders stimmungsvolle Gedichte sind noch die „vernarbten Namen", wie sie die Riesenbuchen im Bernrieder Haine zeigen, und „das Haus am Hügel" hervorzuheben, das sich in seiner trefflichen Tonfärbung den besten Schöpfungen eines Eichendorff und Wilhelm Müller an die Seite stellt. Was endlich Grosse's „Zeitbilder" anlangt, die zum größten Theil aus den Jahren 1859 und 1864 stammen, so gehören auch sie vielfach zu den Mustern ihrer Gattung. Wie kräftig erschallen die Mahnrufe zur Befreiung Schleswig-Holsteins in „Jetzt oder niemals (137)":

„Jetzt oder niemals heißt die Sturmparole,
Jetzt oder niemals gilt's des Rechtes Ruhm,
Nun, deutsche Fürsten, schürt zur Gluth die Kohle!"

mit den Schlußversen:

„Des Mantels Falten hält ein Gott zusammen,
Wählt Ruhm, wählt Schmach, wählt Frieden oder Krieg,
Verrath und Treu — wählt Wasser oder Flammen.
Wählt eins von beiden! Leicht noch ist der Sieg,
Bevor die Gluth zurücksinkt in die Kohle,
Jetzt oder niemals, deutscher Adler, flieg,
Jetzt oder niemals ist die Sturmparole!"

und ebenso in einem anderen Liede (141):

„Es hilft nichts mehr — nicht Worte noch Gesang,
Nicht Fackelflammen noch gestickte Fahnen,
Deutschland muß machen einen heißen Gang,
Drum eingedenk seid eurer Ahnen!
Die Männer waffnet, die Rosse zäumt,
Wir haben zu lange gesäumt und geträumt,
Kanonen laßt donnern wohl über das Meer,
Deutschland vorwärts — es hilft nichts mehr";

Wie mächtig ferner sind die Hiebe, welche er auf die Franzosen und den Abenteurer im Kaiserpurpur führt, der ihre und der ganzen Welt Geschicke so lange nach seinen Launen gelenkt. Mit wahrhaft prophetischem Blick hat er schon im Jahre 1859 den blutigen Zusammenstoß der deutschen Nation mit ihren übermüthigen Nachbarn vorausgeschaut, wir nennen hier nur das glänzende Lied: „Ein neuer Macbeth" (131) mit den schwungvollen Schlußversen:

„Reit heim — noch bist du mit Blut gefeit,
Die Nachwelt ist fern, dein Gewissen ist weit;
Noch dampfen die Leichenhügel am Po.
Stürz' um auch den Löwen von Waterloo!
Stürz' um das Babel am Themsestrom,
Stürz' um den Felsen am Petersdom!
Wir sehn' uns wieder im Wetterschein
In Deutschlands Wäldern — am grünen Rhein!" —

und ebenso ist er denn auch unter den Ersten gewesen, die im glorreichen Sommer 1870 ihre geharnischten Kampf- und Streitgesänge in die Reihen der todesmuthigen Vaterlandsvertheidiger schleuderten, sie anzufeuern zum heiligen Völkerkriege, sie entgegenzuführen dem Ruhme, dem Sieg! — In der Weihnachtsgabe für Straßburgs Kinder: „Wider Frankreich" sind diese alten und neuen Zeitlieder gesammelt, und wer nur ein paar derselben wie „Auf die Knie, Frankreich!" oder den „Generalmarsch":

„Tambour, schlag an! Laßt hoch die Fahnen ragen,
Ein Sturmwind braust herauf aus alten Tagen,
Und alte Wunden bluten neu. —

Wie Geisterruf hör' ich's bei Nachtzeit klagen:
Sind Friedrich schon und Blücher Märchensagen?
Starb deutsche Ehre schon und deusche Treu?
Hält euch ein Korse wiederum in Bann?
Hellauf — es will der Morgen tagen!
Tambour, schlag an!"

gelesen hat, wird zugestehen müssen, daß Grosse mit die bedeutendste Stelle unter den Vaterlandssängern unserer Tage einnimmt! —

Gehen wir nun auf das epische Gebiet über! Hier ist es zunächst die poetische Erzählung, in der Grosse's schönste Lorbeeren gewachsen sind, und man muß der Lipperheideschen Verlagsbuchhandlung in Berlin wirklich zu großem Danke verpflichtet sein, daß sie es unternommen hat, die sämmtlichen, bisher theils in Einzelwerken, theils in Zeitschriften zerstreuten Erzeugnisse Grosse's auf diesem Gebiete in einer sechsbändigen, vorzüglich ausgestatteten und illustrirten Gesammtausgabe dem großen Publikum zugänglich zu machen. Da wir eine eingehende Würdigung derselben nach ihrem vollständigen Erscheinen in einer eigenen kleinen Brochüre zu versuchen gedenken, so beschränken wir uns hier darauf, nur die drei vorzüglichsten derselben nahmhaft zu machen, „das Mädchen von Capri" (Schad's „Musenalmanach" 1859), „Epische Dichtungen" (München 1861) und „Gundel vom Königssee" (J. J. Weber, Leipzig 1863), die unstreitig die Reminiscenz an Goethes „Hermann und Dorothea" auf's Lebhafteste wachrufen. Gerade aus ihnen treten uns die hervorstechendsten Eigenschaften von Grosse's dichterischem Schaffen am klarsten und deutlichsten entgegen: eine reiche, blühende Phantasie

eine überraſchende Geſtaltungskraft, eine feine Beobachtungsgabe aller Vorgänge in der Natur wie im Menſchenleben, eine ſcharfe pſychologiſche Charakterentwickelung und ein klarer, durchſichtiger, niemals mit zu großem Prunk überladener und doch ſtets anziehender und feſſelnder Styl, der für alle Momente der Handlung einen gleich treffenden Ausdruck zu finden weiß. Durch eine ſorgfältige Ueberarbeitung ſind denn auch in dieſer neuen Ausgabe, die außer den genannten noch folgende Epen: „Tamarena“ (zuerſt im Morgenblatt der bayriſchen Zeitung abgedruckt und einen intereſſanten Stoff aus dem Morgenlande in ſerbiſchen Trochäen behandelnd), „Owaja“ (eine dichteriſche Bearbeitung der bekannten Epiſode in Armands Roman: „An der Indianergrenze“), „die Sphynx“, „des Ketzers Beichte“, „der Magier“, „Farek Muſa“ und „der graue Zelter“ (letztere beide in den „Epiſchen Dichtungen“ zuerſt erſchienen und durch Gedankenreichthum wie feinen Humor gleichmäßig hervorragend) enthalten wird, ſo manche frühere Härten im Versbau ausgemerzt worden, und hat dadurch das Ganze noch eine größere Abrundung und Formvollendung erhalten. In ein gleich helles Licht wird Groſſes poetiſche Bedeutſamkeit durch das moderne, in Trimetern abgefaßte Heldengedicht „Peſach Pardel“ geſetzt, das in den ſechziger Jahren bei der epiſchen Concurrenz des Frankfurter „Dichtergartens“ den erſten Preis erhielt und in der That viel an die beſten Muſter der Satyre Anklingendes hat. Zuſammen mit der nach Addiſons Spectator Nr. XXX. bearbeiteten vorſündfluthlichen Geſchichte von „Hilpah und Shalum“, die durch den Contraſt ihrer lang-

athmigen, geschnörkelten Verse und des Aufwandes von Mitteln zu der lächerlichen Unbedeutendheit des Inhaltes auf Keinen die beabsichtigte heitere Wirkung verfehlen wird, bildet es den siebenten Band der von Haller herausgegebenen „Bibliothek humoristischer Dichtungen" (Halle bei Barthel 1871), und wenn wir die häufig etwas sehr bei den Haaren herbeigezogenen Anspielungen und Angriffe auf bekannte lebende Persönlichkeiten darin ausnehmen, so verdient es seiner hochkomischen, auf einem wirklichen Ereigniß fußenden Grundidee, seiner reizenden, geistvollen und witzigen Ausführung, so wie der meisterhaft gehandhabten Verse wegen, deren Kothurnschritt gerade wie in „Hilpah und Shalum" gegenüber der in ihnen erzählten, durch und durch dem modernsten Leben und Treiben der Gegenwart entnommenen Begebenheiten unwiderstehlich auf die Lachmuskeln wirkt, die Beachtung aller Gebildeten, der wir es hiermit auf's Beste empfehlen, zumal gerade humoristische Werke von Kunstwerth in unserer ganzen Literatur, vor Allem aber in unserer neueren und neuesten, so äußerst selten gefunden werden. Das Epos in gebundener Rede wird ja überhaupt sehr wenig von unseren Dichtern cultivirt — die ganze Zeitrichtung neigt sich mit ausgesprochener Vorliebe der Prosaepik, dem Roman und der Novelle zu, und auch auf diesem — vollkommen berechtigten — Gebiete hat sich Grosses Feder mit entschiedenem Glück versucht. So groß die Menge belletristischer Novitäten auch ist, die der deutsche Büchermarkt alljährlich entsendet, so findet sich unter denselben bei genauerer Betrachtung doch nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von

wirklich vollendeten und abgerundeten Erzeugnissen; selbst hervorragende Dichter sinken nicht selten durch ihre allzu große Productivität auf diesem Felde zu dem Rang von bloßen Schriftstellern herab, die wohl immer noch, sei es durch die Vortrefflichkeit ihrer Charakteristik, sei es durch spannende Verwickelungen, sei es endlich durch den Reiz landschaftlicher oder culturhistorischer und ethnographischer Schilderungen im Einzelnen Unübertreffliches leisten, aber in der Behandlung und Zusammenordnung des Ganzen doch vielfach den Eindruck des Unfertigen und Unvollkommenen machen. Diesem Vorwurf weiß Grosse fast überall zu entgehen, und mögen seine Leistungen nach dieser Richtung hin auch im Einzelnen vielleicht noch manches zu wünschen übrig lassen, im Ganzen und Großen stehen sie doch hoch über den meisten Erzeugnissen der Tagesliteratur und können durchaus, als echte und wahre Kunstwerke, auf bleibenden Werth Anspruch erheben. —

Wir sehen von den frühsten, theils noch etwas von des Gedankens Bläße angekränkelten, theils mit zuviel unverarbeitetem historischen Material überladenen „Novellen" des Verfassers (3 Bände, München, Fleischmann, 1862—64) unter denen wohl nur „ein preußischer Minister" und die von Paynes Familienzeitung mit dem ersten Preise gekrönte Erzählung: „Am Golf von Neapel" höheren Ansprüchen genügen, ab und betrachten zunächst die im Verlage von Westermann in Braunschweig erschienenen Werke, den zweibändigen Roman: „Untreu aus Mitleid", die beiden Novellen: „Eine alte Liebe" und „Vox populi", das reizende

Phantasiestück: „Abenteuer einer Seelenwanderung nach den Visionen eines Haschischessers“ und den dreibändigen Roman in neun Büchern: „Gegen den Strom, Ideale und Carricaturen“. Die Sphäre, in der sich diese alle mit einziger Ausnahme des Phantasiestückes bewegen, ist das sociale Leben unserer Zeit, die drängende, treibende Gegenwart, aus welcher der Verfasser mit geschickter Hand stets neue und originelle Motive und Conflicte herauszugreifen, kunstvoll zu einem poetischen Ganzen zu gestalten und fast immer durch alle Dissonanzen hindurch zu einem versöhnenden Abschluß zu bringen weiß. Wir fühlen überall heraus, daß der Kern der Handlung ein psychologisches Problem ist, das nicht auf bloßer Erfindnng beruht, nicht am Schreibtisch ersonnen wurde, sondern dem Dichter in der Wirklichkeit aufgestoßen, von ihm künstlerisch durchgearbeitet, poetisch erweitert und modificirt und vor allem aus dem innersten Wesen der in die Handlung eingreifenden Charaktere selbst erklärt ist. Daher liegt auch über allen ein strenger, sittlicher Hauch, der nicht im Mindesten gestört oder getrübt wird durch manche vielleicht auf den ersten oberflächlichen Blick hin etwas zu grell erscheinende Episoden, weil diese eben die innere Wahrheit in sich tragen und aus dem vollen Menschenleben herausgeschöpft sind, nicht etwa aus einer mit dem Bizarren und Absonderlichen ihr Spiel treibenden Phantasie.

Am interessantesten ist in dieser Beziehung wohl: „Untreu aus Mitleid“, das neben den genannten Vorzügen auch noch die für das größere Publikum keineswegs zu gering anzuschlagende Eigenschaft besitzt, durch eine im höchsten

Grade fesselnd und spannend angelegte Handlung selbst den verwöhntesten Romanleser zu befriedigen. Zwei gleich treffliche, aber in ihrem innersten Denken und Fühlen vollkommen verschiedene Frauengestalten bilden den Kernpunkt dieser bis zu den ergreifendsten Conflicten zugespitzten Erzählung, die zarte, ächt mädchenhafte Wally und die in jeder Beziehung originelle und pikante Erscheinung der hochherzigen Sidonie, die alle Schranken der gewohnten Sitte durchbricht, um ein von Grund aus treffliches, durch Schicksalsschläge zerrüttetes, von Dämonen gehetztes Menschengemüth, das nur in ihrem Besitz noch einmal wieder glücklich werden zu können glaubt, dem sicheren Untergange zu entreißen. Vorzüglich ist der seltsame, an Widersprüchen reiche Charakter dieses Unglücklichen, des Sängers Violet, gezeichnet, der sich durch seine Frau wie durch einen lähmenden Zauber fesseln läßt, sie anbetet und zu gleicher Zeit tödtlich haßt, weil sie ihn zähmen und bändigen zu können glaubt, weil ihr scharfes Auge, ihre klare Vernunft, ihre Ueberlegenheit ihn auf Schritt und Tritt bewacht, — der endlich, mehr und mehr zerrüttet, sich selbst tödtet, nur um seine Frau vor sich, vor dem Dämon zu retten, der in ihm haust.

In mancher Beziehung ein Gegenstück zu diesem bildet die einbändige Novelle: „Eine alte Liebe", da auch in ihr das Mitleid eigentlich der erste Hebel zur Begründung eines dauernden Liebesglückes ist, das dann plötzlich durch eine im Herzen des Helden zurückgebliebene unaufgelöste Dissonanz, eine alte Liebe, wieder in Frage gestellt und fast ganz zerrüttet zu werden Gefahr läuft. Auch hier sind es wieder

zwei im Innersten verschiedene weibliche Naturen, die vor Allem den Leser fesseln: die einstige Geliebte, eine stolze, geistreiche, in moderner Blasirtheit befangene Weltdame, und die schließlich Erkorene, ein naives, ungekünsteltes Naturkind, zwischen denen die anmuthige Gestalt des geistvollen, begabten Tondichters Roderich steht. Einfach und naturgemäß, wie er den Knoten geschürzt, hat der Dichter ihn auch zu lösen verstanden, und der endliche, allseits befriedigende Ausgang ist nur eine richtige Folgerung aus den Charakteranlagen aller bei diesem Conflict direct Betheiligten.

Ein schneidendes Pasquill auf einen oft citirten Spruch ist die „vox populi", eine der vorzüglichsten kleineren Novellen Grosses, in der mit unerbittlicher, aber vollkommen richtiger Consequenz die erschütternden Folgerungen gezogen sind, welche aus einer einzigen ungeschminkten, der Begeisterung für die wahre Kunst entstammten Recension gegen eine von der großen Menge vergötterte aber völlig jedes Kunststrebens baare Virtuosin dem sich freilich als etwas zu halsstarrigen Idealisten erweisenden Verfasser erwachsen. Kränkung auf Kränkung stürmt über den Unglücklichen herein, und als gar ein intriguanter Mime denselben in einer lächerlichen Rolle mit Glück portraitirt und ihn so öffentlich an den Pranger stellt, da wird er vollig verbehmt von der „feilen Dirne", der vox populi, alles fällt von ihm ab, er sinkt in Noth und Elend, und das nothwendige Ergebniß seiner Verzweiflung ist endlich der Selbstmord. Zu dem Tone des gerechten Ingrimms, in dem das Ganze gehalten ist, scheint nun auf den ersten Blick auch der den Leser verhöhnende und ihn

mit einem Ruck aus jeder Illusion reißende Doppelschluß der Novelle vortrefflich zu passen, in welchem jedem die Wahl zwischen zwei Bildern freigestellt wird, von denen das eine der poetischen Gerechtigkeit Genüge leistet, indem es schließlich doch noch das Gute den Sieg erringen läßt, das andere die nackte Wahrheit des meistens dem Laster zum Triumphe verhelfenden wirklichen Lebens enthält. Aber so genial auch diese Wendung sein mag und so gut sie den vom Verfasser gewünschten Zweck erreicht — im Interesse der künstlerischen Abrundung müssen wir ein entschiedenes Veto dagegen einlegen und nothwendig einen anderen Schluß verlangen, der etwa zwischen diesen beiden Extremen liegen und der poetischen wie der realen Wahrheit in gleicher Weise Rechnung tragen dürfte. Mag der Held als zu pedantischer Rechthaber immerhin untergehen — aber seine Verderber muß ebenfalls mehr oder minder der Lohn für ihre Gemeinheit treffen, und das läßt sich nach der ganzen Anlage der Novelle auch leicht herbeiführen. Ja, wenn wir uns nicht täuschen, sind vom Dichter selbst hie und da, besonders im Anfang bei der Hochzeit der gefeierten Gambara, Anspielungen gemacht, die auf einen solchen Ausgang schließen lassen. — Phantasievoll und originell in Erfindung wie Durchführung sind die „Abenteuer einer Seelenwanderung", die uns die Aufzeichnungen eines alten Derwisches über seine dreitausendjährigen Erdenwandelungen bieten; nur glauben wir, daß sich das Ganze, etwas gekürzt und in metrische Form gegossen, noch besser machen würde. Grundgedanke ist die Idee von der Unvollkommenheit alles Irdischen und die traurige Wahrheit,

daß der Mensch sich nie und in keiner Lage vollkommen glücklich fühlt, daß immer noch unerfüllte Wünsche zurückbleiben. Mit großer Feinheit ist auch die jedesmalige neue Umwandlung durch den Ausgang der vorigen und die während der früheren Daseinsperiode gehegten Hoffnungen und Erwartungen dieses Seelenwanderers motivirt und überhaupt das Ganze im treuesten Lokalton mit ächt orientalischer Färbung geschrieben. —

Sind in den bisher genannten Prosawerken Grosse's feine psychologische Probleme in interessanter und geistvoller Weise gelöst, so bewegt sich dagegen der größte und bedeutsamste Roman des Verfassers „Gegen den Strom" mehr auf dem vor Allem von Spielhagen mit so großer Meisterschaft behandelten politisch-socialen Gebiet und hat das wechselvolle Parteitreiben unserer Zeit zum Gegenstande. — Alle Richtungen und Strömungen der Gegenwart, alle Seiten des modernen Staats- und Gesellschaftslebens sind hier in einem Brennpunkte zusammengefaßt, und wenngleich nicht zu läugnen ist, daß viele Verhältniße und Situationen durch eine etwas sehr subjectiv gefärbte Brille angeschaut und hie und da mehr originell als wahr aufgefaßt sind, daß manche Motivirungen auf etwas schwachen Füßen stehen, wir erinnern nur an die Art und Weise, wie des Helden Entfernung aus der Stadt gerade während der verhängnißvollen Kammersitzung herbeigeführt wird, und einige etwas zu bizarre Auswüchse, z. B. verschiedene Partien in dem „Tagebuch eines Eskimos", besser ganz weggeblieben wären, so legt das Ganze doch ein vollgültiges Zeugniß für die hohe dichterische

Begabung des Verfassers ab. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier das umfangreiche Werk auch nur annähernd skizziren oder alle seine Vorzüge und Schattenseiten in das gehörige Licht stellen; es möge genügen, wenn wir sagen, daß es dem Dichter gelungen ist, Scenen voll ernster, folgenschwerer Conflicte, voll erschütternder Ereignisse mit reizenden, duftigen Stimmungsbildern in anmuthige Wechselwirkung zu setzen und in dem Rahmen einer kühn verschlungenen, aber geschickt und spannend durchgeführten Handlung eine ganze Reihe von Typen der heutigen Zeit vorzuführen, von denen freilich — was wir nicht verschweigen wollen — die Caricaturen, wie Hofrath Marquardstein, Kayserling und Andere im Ganzen besser und lebenswahrer gelungen sind als die eigentlichen Ideale. Wir wollen von Gottfried Sonnemann, dem etwas närrischen Sohn eines närrischen Vaters, gar nicht reden — aber auch der Held, Graf Walram, bietet dem Tadel manche Blößen dar; ein so in phantastischen Luftschlössern schwebender Schwärmer, ein moderner Posa dieser Art würde schwerlich jemals ein Mandat für den Landtag erhalten haben, und was die Ungenirtheit seines Auftretens, besonders bei Besuchen und noch dazu Besuchen in Damensalons anlangt, so glauben wir entschieden, daß diese mit viel zu starken Strichen gezeichnet ist. Ein Aristokrat und mag er noch so liberal, noch so bürgerlich denken, bleibt im äußeren Benehmen doch immer Aristokrat; die adlige Tournüre verliert er nicht, auch wenn er den letzten Rest adliger Vorurtheile abgestreift hat. Wir könnten noch manche Ausstellungen dieser Art machen, aber trotz

alledem bleibt der Roman ein bedeutsames Werk, ein großer, die vollste Anerkennung verdienender Wurf, der sich schon dadurch sehr vortheilhaft vor vielen anderen seiner Gattung auszeichnet, daß er nicht etwa gehässige Portraitstudien noch lebender, bekannter Persönlichkeiten bringt, sondern durchweg mit Künstlerhand gestaltete Typen ganzer Menschenclassen, zum Theil wenigstens in scharfen Umrissen, vor das Auge des Lesers führt. —

Indem wir von den übrigen hier einschlägigen, selbstständig erfundenen Arbeiten Grosses nur noch den zweibändigen, im Einzelnen viel Feines enthaltenden Roman: „der neue Abälard" (Leipzig bei Günther 1871) und die beiden ganz musterhaften Novellen: „die neue Hagar" und „Lorbeer und Myrthe" (beide bis jetzt erst in Zeitschriften erschienen, erstere in der „Süddeutschen Presse" 1869, letztere in der „Didaskalia" 1870) erwähnen, schließen wir an diese gleich die drei geschichtlichen Erzählungen des Verfassers an, den „Revolutionär", „Maria Mancini" und „Caravaggio" (sämmtlich bei Hallberger in Stuttgart). Obgleich der Dichter hier durch den einmal vorliegenden historischen Stoff in mannichfacher Weise gebunden war, hat er es doch verstanden, auch der freien schöpferischen Phantasie ihr volles Recht angedeihen zu lassen, und so nachahmungswürdige Muster für die poetische Behandlung geschichtlicher Vorwürfe geschaffen. Mit Recht hat derselbe nicht die großen jedermann geläufigen, Charaktere der Weltgeschichte als Helden benutzt und ihnen wie es so vielfach von Schriftstellern à la Mühlbach, Redcliffe und ähnlichen geschieht, Worte und Ideen in den Mund

gelegt, an die sie wahrscheinlich nie gedacht, sondern Personen herausgegriffen, die wenig oder gar nicht bekannt sind und daher dem Dichter größeren Spielraum in Bezug auf die Gestaltung der Charaktere bieten, während die großen weltbewegenden Ereignisse nur den interessanten Rahmen für die Gemälde echt menschlicher Conflicte und Leidenschaften bilden. So werden wir im „Revolutionär", zu dem eine kurze Skizze von St. Hilaire: „Fünf Minuten zu spät" die erste Anregung geliefert, in die bewegte Zeit zu Anfang unseres Jahrhunderts versetzt, als der große Corse in das Gebäude seines Ehrgeizes den Schlußstein einzufügen bemüht war durch die Erlangung der französischen Kaiserkrone, wozu ihm bekanntlich die Entdeckung der royalistisch-jakobinischen Verschwörung des Cadoudal, Pichegrü und anderer den Weg bahnte. Auf diesem dunklen Hintergrunde tritt uns nun die interessante Gestalt des Helden der Erzählung entgegen, des jungen Mitverschworenen Victor Deville, den seine Geliebte Leonie durch das verzweifelte Mittel zu retten sucht, daß sie selbst die Verschwörung dem allmächtigen Reignier anzeigt um den Preis der Begnadigung sämmtlicher Complicen. Dies Beginnen stürzt dann gerade alle in's Verderben. Etwas störend wirkt der — freilich durch die Geschichte gegebene und daher kaum zu vermeidende — tragische Ausgang, da die ganze Anlage des Romans naturgemäß zu einem heiteren, versöhnenden Ende führen müßte — ein Mißverhältniß, das, wie wir hören, in einer bereits vollendeten dramatischen Bearbeitung desselben Stoffes ausgeglichen worden ist. —

Ungefähr 150 Jahre früher spielt der zweite größere, zuerst in „Land und Meer“ veröffentlichte historische Roman Grosse's: „Maria Mancini“, der auf Grundlage von Amadée René's trefflichem Werke in ungemein fesselnder und psychologisch vorzüglich durchgeführter Weise die Herzenskämpfe und die Charakterentwickelung der interessantesten unter den Nichten des gewaltigen und ehrgeizigen Mazarin schildert. Der allmächtige Cardinal opfert seine Lieblingsidee, Maria an den jungen Ludwig XIV. zu verheirathen und so Oheim des Königs zu werden, in dem Augenblick auf, als er mit Schrecken gewahrt, daß Maria selbständig in die Geschicke Frankreichs eingreifen und ihren Gemahl vor Allem der Bevormundung Mazarins entreißen will. Allen Intriguen zum Trotz besteht der König auf der Verbindung, bis endlich Maria selbst aus Gründen der Hochherzigkeit entsagt und in der Liebe ihres Jugendgespielen Colonna vollen Ersatz für das preisgegebene Glück findet. Auch das humoristische Element ist durch die Figur des derben, festungstürmenden Haudegens Karl von Lothringen vorzüglich vertreten; daneben zeichnen treffliche geschichtliche und culturhistorische Studien, wie den Revolutionär, so auch dieses Werk noch besonders aus. — Angehängt endlich ist diesem letzteren noch eine Erzählung aus dem italienischen Künstlerleben: „Caravaggio“, die der Verfasser aus dem gleichnamigen Drama des Luigi Marta in die Form einer Novelle umgegossen hat, gereizt durch die naturwüchsige Frische und realistische Wahrheit jenes Stückes. Beide Eigenschaften sind auch dieser Bearbeitung nachzurühmen, die noch durch die bekannte Genialität Grosses

in Schilderung italienischer Verhältnisse, Sitten und Charaktere bedeutend an Reiz gewinnt. —

Wir kommen schließlich zu Grosse's Dramen! Läßt sich auch nicht läugnen, daß dieselben an künstlerischer Vollendung hinter den lyrischen und epischen Erzeugnissen seiner Muse zurückstehen, daß ihnen nicht selten die Durchsichtigkeit und Klarheit der Composition und das wahrhaft Dämonische und Packende der Leidenschaft fehlt, so tragen sie doch entschieden mehr als viele unserer modernen Bühnenerzeugnisse die innere Berechtigung in sich, auf den weltbedeutenden Brettern in Scene zu gehen. Man ist leider heutigen Tages dahin gekommen, die „Mache" mehr oder minder als das Hauptmoment einer Bühnendichtung und gut zugespitzte Schlagscenen, wirksame Actschlüsse sowie größere oder kleinere Knalleffecte als die Quintessenz aller dramatischen Poesie anzusehen; „nehmt euch nur die Franzosen zum Muster!" ist der landläufige Zuruf an alle Jünger der tragischen wie der komischen Muse, „sie allein wissen, was der Bühne frommt und auf der Bühne wirkt", und wehe dem, der etwa Dumas' „Fräulein von Belle Isle" oder Stücke ähnlichen Genres, mit denen unsere Bühne nach der Ansicht mancher Leute noch immer viel zu wenig gesegnet ist, nicht für Meisterwerke ersten Ranges erklärt! Ob der innere Geistesgehalt eines Dramas wirklich ein werthvoller, die in ihm verkörperte Idee eine bedeutsame und den Menschen über das klägliche Treiben des Alltagslebens hinaus in idealere Sphären erhebende ist, danach fragt man viel weniger oder gar nicht, und doch sind das die allernothwendigsten Factoren für die

Heranbildung einer edleren und würdigeren Richtung auf diesem Gebiete, die unerläßlichsten Vorbedingungen für ein fruchtbringendes Blühen und Gedeihen unserer modernen dramatischen Dichtkunst. „Sehr schön zu lesen, aber wenig dramatisch und gar nicht theatralisch", mit diesem bekannten Bescheid eines berühmten Bühnenleiters wird auch von Seiten des Publikums so manches gehaltvolle Werk oft aus bewährter Feder abgefertigt, nur weil die ihm darin gebotene Kost nicht so mundgerecht, so pikant zubereitet ist, wie die große Menge es liebt, oder derselben bei aller ihrer inneren Güte und Trefflichkeit die eine oder andere Ingredienz mangelt, ohne die der überreizte Gaumen sie nicht genießen zu können sich einbildet. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß ein ähnliches Schicksal den Dramen Grosses erspart bleibe, die — mit Ausschluß eines talentvollen, für die Scene aber wohl kaum zu verwerthenden Jugend-Werkes: „Cola di Rienzi" — jüngst in sieben Bändchen, von welchen jedes ein Stück mit kurzer Einleitung und Darlegung seiner bisherigen Schicksale enthält, bei J. J. Weber in Leipzig erschienen sind; denn ihre Gesammtwirkung, gibt man sich derselben unbefangen und ohne Voreingenommenheit hin, ist eine unbestreitbar große und zur vollen Anerkennung zwingende! —

Am charakteristischsten für des Dichters Eigenart und am gelungensten in der künstlerischen Abrundung erscheinen uns die beiden dem nordischen Sagenkreise angehörigen Stücke „die Ynglinger" und „Gudrun" (Bändchen 1 und 6). Wenn es die Aufgabe des Dramatikers ist, in seinen Werken so

getreu wie möglich den ganzen Geist der Zeit wiederzuspiegeln, in welcher sich die jedesmalige Handlung bewegt, in vollem Einklang mit ihr die Personen und Motive zu erfinden und den tragischen Conflict zum Austrag zu bringen, so ist diese Pflicht in den „Ynglingern", die bei der Münchener Preisconcurrenz an erster Stelle nach Heyses „Sabinerinnen" und Jordans „Wittwe des Agis" genannt wurden und bei ihrer ersten Aufführung den Beifall der Kenner erwarben, nach besten Kräften erfüllt. Mit dem Blute der Edda ist das ganze Stück getränkt und die Titanenkraft jener gewaltigen Reckenzeit verkörpert in dem falschen Alf wie nicht minder in seinem edlern Bruder Yngwe, im Erik Jarl wie in dem blinden Oberpriester Thorstein und seiner leidenschaftlichen Tochter, gegen die sich hell und licht die Gestalt der hochherzigen Bera abhebt, welche, selber schuldlos, doch in beiden Brüdern den unversöhnlichen Haß weckt und den Untergang des Königshauses herbeiführt. Aber gerade diese Treue des Zeitcharakters und der durch ihn unbedingt gebotene wilde und blutige Ausgang des Conflictes dürften dem Erfolg des Stückes bei dem großen Publikum nicht eben günstig sein; die Wenigsten haben die Fähigkeit oder auch nur die Lust, sich ganz in den Geist einer so fern liegenden, uns so fremd anmuthenden Sagenepoche hineinzudenken, und was der Dichtung als solcher den höchsten künstlerischen Werth leiht, beeinträchtigt vielleicht die scenische Wirkung des Dramas auf der Bühne am meisten. —

Ein interessantes Seitenstück zu den „Ynglingern" bildet „Gudrun", in welcher der Versuch, diese „deutsche Iphigenia"

für die Bühne wirksam zu gestalten, nach unserem Dafürhalten vollkommen geglückt ist. Mit großer Kunst hat der Dichter die ganze Handlung in einen Zeitraum von 24 Stunden zusammengedrängt, der Bau des Stückes ist ein durchaus ebenmäßiger und harmonischer, die Characteristik besonders in den Figuren der Titelheldin, des Wate, der Gerlind, der Hilda und des Herwig eine vorzügliche, und so kann denn „Gudrun", die bereits von den Hofbühnen zu München, Weimar und Oldenburg zur Aufführung angenommen ist, wohl die reifste Leistung Grosse's auf dramatischem Gebiete genannt werden. Daneben zeichnet sich dieselbe noch ebenso wie die „Ynglinger" durch einen ungemeinen Wohlklang der Sprache aus, und wahre Muster der Diction sind die in beiden Stücken sich findenden lyrisch-epischen Partien, die zwar, vom specifisch-dramatischen Standpunkt aus angesehen, hie und da etwas zu breit ausgeführt sind, vom rein poetischen aber und an und für sich betrachtet dem Besten, was Grosse je geschrieben, an die Seite gesetzt werden können; so die Schilderung Yngwes von seinem Zuge nach Norwegen „abwärts die schwarzen Wälder des Colmorden", und seiner ersten Begegnung mit Bera, sein Monolog im fünften Acte, die wunderbar schöne Scene zwischen Erik und Thora, Gudruns Traum und andere mehr.

Glückliche Griffe hat Grosse auch in seinen drei historischen Dramen „Johann von Schwaben" „Friedrich von der Pfalz" und „Der letzte Grieche" (Bändchen 3—5) insofern gethan, als dieselben den verschiedenen politischen Bestrebungen der beiden letzten Jahrzehnte gleichsam einen Spiegel vorhalten

und durch poetiſche Geſtaltung analoger Vorgänge in der Vergangenheit unſere Gegenwart ſelbſt ſcharf beleuchten. Während nun aber einerſeits dieſer Umſtand ein Vortheil für die Dichtungen iſt, ſchließt er doch andererſeits auch einen Nachtheil dadurch in ſich, daß, ſobald einmal die Lage der Dinge eine andere geworden und die Verhältniſſe ſich in entſchiedener Weiſe gewandelt und gebeſſert haben, wie es jetzt bei uns ſo glorreich geſchehen, auch ihre poetiſchen Spiegelbilder gleichſam überholt erſcheinen und nicht mehr daſſelbe hohe Intereſſe wachrufen wie zuvor. Das trifft — freilich nur in beſchränktem Maaße — auch bei den hier in Rede ſtehenden Dramen zu, beſonders bei dem unter dem Eindruck des Fürſtentages von 1863 und dem Vorgefühl der herannahenden gewaltigen Kriſis entſtandenen „letzten Griechen“, der ſonſt mit ſeiner reich bewegten Handlung, der Fülle ſcharf individualiſirter Perſonen und der machtvoll dahinfluthenden Diction ein in jeder Beziehung gehaltvolles und von ächt antikem Geiſte durchwehtes Werk iſt, an dem uns nur der oft ziemlich willkührliche Wechſel zwiſchen Senar und Blankvers nicht recht zuſagen will. Unter allen tragiſchen Helden, die Groſſe geſchaffen, iſt Philopömen, dieſer letzte Vorkämpfer griechiſcher Freiheit, wohl die markigſte und kraftvollſte Geſtalt, welche in den Händen eines tüchtigen Schauſpielers jedenfalls bedeutende Wirkung erzielen müßte. Weniger glauben wir das von dem Titelhelden in „Johann von Schwaben“, zu deſſen Abfaſſung den Dichter augenſcheinlich die Verhältniſſe des Jahres 1859 angeregt haben. Er wollte mit demſelben, wie er es ſelbſt in der Vorrede

ausſpricht, im Gegenſatz zu den übrigen Dramen vor allem ein „Theaterſtück“ ſchaffen, und man muß zugeſtehen, daß eine Reihe von Scenen — wir heben beſonders den Schluß des erſten und die ganze zweite Hälfte des vierten Actes hervor — ächt dramatiſch zugeſpitzt und eines Bühneneffectes im beſten Sinne des Wortes ſicher iſt. Nur hat das Beſtreben Groſſe's, das Verhältniß Johann's zum König zu vertiefen und den Uebergang von Liebe und Verehrung zu glühendem Haß im Herzen des erſteren durch eine Menge verſchiedenartiger, von außen her eingreifender Momente genauer zu motiviren, dem Bau des Stückes und der Charakteriſtik, zumal der des Parricida ſelbſt, etwas Unklares und Schwankendes verliehen — es entwickelt ſich nicht aus einem Punkte heraus die ganze Handlung, und die Gegenſätze in den Anſchauungen und Gefühlen der handelnden Perſonen ſind nicht gleich von vorneherein ſo ſcharf und präcis hingeſtellt, daß ſie nothwendig aus ſich ſelbſt heraus zu einem unlösbar tragiſchen Conflict führen müßten. Weit klarer und durchſichtiger iſt das Trauerſpiel: „Friedrich von der Pfalz“, auf deſſen Stoff Groſſe ſchon im Jahre 1851 durch die damaligen Unionsbeſtrebungen geführt wurde und das bei dem Münchener Preisausſchreiben für das beſte Drama aus der bayeriſchen Geſchichte eine ehrenvolle Erwähnung unter den erſten erhielt. Zwar fehlt dem „Winterkönig“ ſehr viel zu einem tragiſchen Helden; — er iſt mehr paſſiv als activ, ein durchweg idealer Schwärmer, aber eben dadurch tritt er in den richtigen Contraſt zu dem thatkräftigen, auf dem realen Boden der Wirklichkeit ſtehenden

Bayernherzog Maximilian, und in dem Gegensatz dieser beiden Naturen spitzt sich das Stück folgerichtig und interessant zu. Vortrefflich ist die Exposition im Vorspiel sowohl wie im ersten Act — der Knoten ist geschickt geschürzt, die Motive sind anschaulich dargelegt und die Hauptströmungen jener gewaltigen Zeit sowie die thätig eingreifenden Personen mit wenigen Strichen scharf skizzirt. Freilich zerfällt das Stück seiner Anlage nach eigentlich in zwei gesonderte Theile, von denen der eine den Conflict zwischen Friedrich und Maximilian, der andere den zwischen Friedrich und den Schweden zum Austrag bringt, und soviel Kunst der Dichter auch aufgewandt, beide durch kleine Fäden miteinander in Verbindung zu setzen, vollständig ist es ihm doch nicht gelungen, sie zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen. — Ein in jeder Beziehung genialer Wurf ist die fünfactige Komödie: „die steinerne Braut" (Bändchen 2), in welcher die Geißel der liebenswürdigsten Satire über die Opposition der ultramontanen und nativistischen Elemente in München gegen die von König Max berufenen norddeutschen Gelehrten und Poeten, „die Athener in Macedonien" geschwungen wird. Hier ist alles neu und überraschend, Inhalt wie Form, Gedanke wie Ausdruck, Handlung wie Charakterzeichnung; keine einzige Figur hat auch nur das geringste Schablonenhafte, keine Situation etwas Herkömmliches und Conventionelles. Vom Herzog bis herab zum Centauren Calomelos und zu den atheniſchen Schneidergesellen ist alles voll naturwüchsiger Komik. Die Vorbilder Grosse's sind entschieden Shakespeare (im Sommernachtstraum,

Sturm und ähnlichen Werken), Ariſtophanes und Platen geweſen; vor des letzteren ſatiriſchen Komödien aber hat dieſe in ähnlicher Weiſe wie der Roman: „Gegen den Strom“ den großen Vorzug, daß jede Portraitirung beſtimmter Perſönlichkeiten vermieden und das Ganze in die Sphäre des reinen, idealen Kunſtwerkes von durchaus allgemeinem Intereſſe emporgerückt iſt. —

Das letzte Bändchen der Dramen füllt eine metriſche Bearbeitung von Hebbels: „Judith“, und über dieſe wird vorausſichtlich noch viel für und wider geſagt und geſchrieben werden, wie denn auch bereits von einer Seite (Rückblick auf das Literaturjahr 1870 in Webers Leipziger Illuſtrirter Zeitung) — nach unſerer Meinung mit Unrecht — entſchieden Proteſt dagegen eingelegt iſt. Die Gründe, welche Groſſe ſelbſt in der Vorrede für die Berechtigung ſeiner Umdichtung geltend macht, und mehr noch der Vergleich zwiſchen ihr und dem Proſa-Original — beiſpielsweiſe in dem großen Monolog Judiths im dritten Act — ſcheinen uns mehr denn hinreichend, den hier gemachten Verſuch zu rechtfertigen; die Pietät gegen Hebbels Dichtergenius iſt nach allen Seiten hin gewahrt, nur der allzu ſtarke Bombaſt und Schwulſt ſeiner Diction iſt gemildert und das Ganze in eine wirklich künſtleriſche Form gegoſſen, ganz analog der Art und Weiſe wie auch Goethe ſeine Iphigenie ſpäter ſelbſt in Verſe umgeſetzt hat. Ein genaueres Studium dieſes Vorbildes hat denn auch Groſſe jedenfalls in ſeiner Arbeit ſehr gefördert und ihm den richtigen Weg vorgezeichnet, und wir theilen ganz ſeinen Wunſch, daß doch eine unſerer bedeutenderen Schauſpielerinnen ſich dieſer Umdichtung annehmen möge! —

Indem wir nun die hier besprochenen Dramen Grosse's den Bühnenleitern auf's Angelegentlichste empfehlen und uns der frohen Hoffnung hingeben, es möge bald einmal das eine oder andere seine Wirksamkeit auf der Scene erproben, machen wir zum Schlusse noch auf desselben Verfassers Festspiele zur Friedens- und zur Albrecht Dürer-Feier: „Das Kaisermährchen" und „Meister Dürers Erdenwallen" aufmerksam. In sehr sinniger und poetischer Weise ist in ersterem Germania dem Dornröschen verglichen, das durch Barbarossa's Kuß aus seinem tausendjährigen Schlummer erweckt wird, während durch denselben Kuß der greise Kaiser selbst in neu verjüngter Jugendschöne sich erhebt und jenem nun das wiedererstandene mächtige deutsche Reich zu Füßen legt. Sollen wir etwas an dem Festspiel tadeln, so ist es der übergroße Reichthum an Phantasie, mit dem dasselbe ausgestattet ist, und die etwas zu unvermittelte Aneinanderreihung von Allegorie und realer Wirklichkeit. Ganz vorzüglich gelungen sind die Vertreter der neutralen Mächte, von denen ein jeder mit charakteristischen Zügen ausgestattet ist. — Ein ganz meisterhaftes kleines Charakter- und Genrebild ist das Dürerfestspiel, das sich durch die allgemeine Wahrheit und Tiefe seiner Idee sowie durch seine liebenswürdigen, sinnig durchgeführten Figuren weit über das Niveau gewöhnlicher Gelegenheitsstücke erhebt, und wie es in München und Weimar schon mehrere Male unter großem Beifall zur Darstellung gebracht ist, so wird es voraussichtlich auch auf anderen Bühnen sich Geltung verschaffen und eine stets willkommene Zierde des Repertoires bilden. —

Zweite Abtheilung.

Zur persischen und türkischen Literatur und Geschichte.

Ein türkischer Eulenspiegel.

Völker kommen und gehen — eine Nation nach der anderen betritt die Bühne der Welt und spielt ihre von der Vorsehung bestimmte Rolle ab, und fast immer ist es ein Trauerspiel, an dessen Schluß sie altersmatt und siech dem Tode anheimfällt, um einem neuen, jungen und kräftigen Geschlechte Raum zu machen. Mag sie in äußerem Glanz und politischer Machtfülle, in Cultur und Bildung, in Wissenschaft und Kunst auf eine noch so hohe Zinne sich emporschwingen — einmal hat sie ihren Gipfelpunkt erreicht und sinkt dann, oft in langsamer Abstufung, oft auch in jähem Fall von ihrer stolzen Höhe herab, immer tiefer dem Verfalle zu, um vielleicht Jahrhunderte oder Jahrtausende lang dem Auferstehungsmorgen entgegenzuharren, der sie aus dem Todesschlaf zu neuer Thatkraft, zu neuem glanzvollen Wirken und Streben erweckt und zum zweiten Male ihre lang begrabenen Keime ans Licht fördert und zur schönsten Blüthe entfaltet! —

Ein solch trübes, mit tiefer Wehmuth erfüllendes Bild zeigen uns heutzutage fast alle Völker des Morgenlandes, vor allem die islamischen in ihren drei Hauptvertretern, den Arabern, Persern und Türken. Wo ist sie geblieben, jene mächtige, aus Arabiens Wüstensand, aus Nomaden- und Beduinenzelten entsprossene Nation, die schon in den frühsten, von der Fackel der Geschichte bis jetzt noch wenig beleuchteten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung durch ihre kraftvollen Reckenlieder, ihre, Kampf und Streit, Jagd, Spiel und Becherklang, glühenden Haß und glühende Liebe in gleich erhabener und ergreifender Weise feiernden Gesänge, durch ihre Lobgedichte zur Verherrlichung ihrer Stammesgenossen, wie durch die schärfsten Satiren gegen ihre Feinde und Gegner Proben seltenen schöpferischen Talentes und hoher poetischer Gestaltungskraft gegeben; — die dann, durch den Genius eines Mannes, durch die machtvolle Hand ihres Propheten dem finsteren Dunkel des Heidenthums entrückt, auf die lichte Bahn einer edleren, monotheistischen Gottesanschauung emporgehoben und mitten in das drängende und treibende Leben der bewegten Gegenwart um sie her handelnd eingeführt, sich schnell zur Weltherrschaft aufgeschwungen, in unaufhaltsamem Lauf weithin nach Ost und West ihre siegreichen Banner getragen und mit Feuer und Schwert bis nach Europa hinein den Islam ausgebreitet; — die in kurzer Frist trotz ewiger innerer Kämpfe und Entzweiungen auf den mannigfachsten Gebieten des Wissens sich zur Vollendung emporgearbeitet, Jahrhunderte hindurch als Träger der Cultur und Bildung die Errungenschaften des classischen Alterthums

bewahrt, fortgebildet und so der Neuzeit überliefert; — die endlich in unzähligen Meisterwerken ihrer Gelehrten und Dichter uns Schätze hinterlassen hat, deren Erbschaft anzutreten erst unserer jüngsten Generation vorbehalten gewesen? —

Auch das mächtige Perserreich ist dahingeschwunden, und verstummt sind schon lange die sangesfrohen Kehlen jener großen Dichter, die weit und breit die Lande mit ihrem Ruhm erfüllten, aus deren unversiegbarem Born Generation auf Generation den belebenden und erfrischenden Trunk schöpfte, deren Geistesschätze fort und fort, von emsiger und unermüdlicher Gelehrtenhand aus dem Staube der Bibliotheken aufgegraben und so der staunenden Nachwelt zugänglich gemacht werden, damit auch sie sich labe und erfreue an den ewig jugendfrischen Gedanken und Bildern dieser von ächt indogermanischem Geiste erfüllten Poesien. —

Und nun endlich das türkische Volk — die Nation jenes „kranken Mannes", der von Tag zu Tag kränker wird und trotz aller gutgemeinten Reformen doch wohl in nicht allzulanger Frist seine Rolle in Europa für immer ausgespielt haben wird! Einst pflanzten diese tatarischen Steppensöhne auf den Trümmern des gesunkenen Chalifats die Fahne einer neuen islamischen Weltherrschaft auf und erfüllten noch einmal das Abendland mit Schrecken, Zittern und Zagen; und obwohl weit unproductiver als die übrigen Völker des Morgenlandes war es doch auch ihnen vergönnt, in ihrer Blüthezeit reiche Früchte vom Baume der Wissenschaft und Kunst zu pflücken. In ersterer ist es vor Allem

die Historiographie, die noch eine ungemein reiche Ausbeute den künftigen Forschern liefern wird, und nicht minder die Sprachwissenschaft, denn gerade den bedeutenderen türkischen Gelehrten und Philologen verdanken wir das tiefere Verständniß besonders der persischen Poesie. Sie waren es, die mit rastlosem Fleiß und mit Aufbietung alles geistigen Scharfsinnes vorzugsweise die großen Dichterwerke der Perser, wie die Lieder des Hâfiz, die Gedichte eines Sadî und Dschelâleddîn Rûmî bis ins Kleinste hinein commentirten und erläuterten, und es uns dadurch überhaupt erst möglich gemacht haben, dieselben durchforschen und erfassen zu können, da ohne sie uns wohl so manche Stellen und Anspielungen derselben für immer dunkel und unentzifferbar geblieben wären.

Was letztere anlangt, die Kunst und speciell die Dichtkunst, so war und ist zwar bis auf den heutigen Tag die eigentliche Kunstpoesie der Türken im Ganzen und Großen nur ein mittelmäßiger, jeder tieferen Originalität entbehrender Abklatsch der arabischen und persischen, und wie sehr sich auch Hammer in seiner vierbändigen Geschichte der osmanischen Dichtkunst bemüht hat, für dieselbe eine Lanze einzulegen und ihr wenigstens eine ähnliche Bedeutung wie die der römischen Literatur im Verhältniß zu der griechischen zu vindiciren, so beweisen gerade die von ihm gebotenen Proben aus mehr denn 2000 türkischen Dichtern und Dichterinnen am schlagendsten das Gegentheil davon. Aber eine ebenso interessante wie literarisch und culturhistorisch bedeutsame Seite bietet sich in derselben doch dem betrachtenden Auge

des Forschers dar, und das ist der reiche Schatz der alten türkischen Volksliteratur, sowohl im Fach des Volks- und Ritterromans, der besonders hinsichtlich der Sittenschilderung manche köstliche Perle birgt und in vielen seiner originell und kühn erfundenen Abenteuer und Reckenfahrten wie seiner naturwüchsigen Genrebilder erst den rechten Schlüssel für das Verständniß des Ursprungs und der Entstehung gleicher poetischer Erzeugnisse bei den germanischen und romanischen Völkern liefert — als auch in dem der niedrig komischen Schwänke und Späße. Gerade in letzteren ist das charakteristische Wesen des türkischen Volkslebens am schärfsten und bestimmtesten ausgeprägt und eine Fülle von Humor niedergelegt, der freilich vorwiegend in Anstößigkeiten und unserem veredelten Geschmack widerwärtig erscheinenden Plattheiten seine Pointen sucht, aber seiner Natürlichkeit und derben Frische wegen doch immerhin einiges Interesse für sich in Anspruch nehmen darf. —

Unter den mannigfachen Sammlungen dieser Art ist es nun vorzugsweise eine, auf die wir heute die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken möchten, da sie unbestritten die Quintessenz des türkischen Volkshumors in sich schließt und bis auf den heutigen Tag in türkischen Landen bei Alt und Jung, Vornehm und Gering in höchstem Ansehn steht, allerorten und bei allen Gelegenheiten, sogar in den Zwischenpausen der ernsthaftesten Gerichtsverhandlungen die Haupt- und Lieblingslectüre bildet. Es sind das die Schwänke und Späße des Meisters Nasreddîn, den man mit vollem Recht den türkischen Till Eulenspiegel genannt hat, da seine witzigen

Einfälle und dummen Streiche wie nicht minder seine stets schlagfertige Zunge recht wohl den Vergleich mit den Narrenspossen unseres berühmten und berüchtigten Braunschweiger Bauernsohnes aushalten.

Wann unser Nasreddin, der gewöhnlich durch den Titel: Chodschah, d. h. Meister im Sinne von Volkslehrer mit dem Nebenamt eines Kanzelredners und zeitweiligen Richters, geehrt wird, gelebt hat oder wenigstens angeblich gelebt haben soll, geht aus einzelnen Daten der von ihm erzählten Schalksstreiche selbst hervor; da er nämlich häufig als Gesellschafter theils des Sultans Alâeddin III., der im Jahre 1307, theils des bekannten allgefürchteten Eroberers Timurlenk, der 1404 starb, genannt wird, so müssen wir seine Lebenszeit annähernd in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts setzen, wenngleich schon aus der Zusammenstellung der beiden obengenannten Herrscher, deren Todesjahre fast um ein Jahrhundert auseinanderliegen, ziemlich ersichtlich ist, daß von einer genaueren historischen Fixirung seines Zeitalters überhaupt keine Rede sein kann*). Jedenfalls gehört er im Volksbewußtsein der Türken einer sehr frühen, weit in nebelhafter Vergangenheit liegenden Epoche an, und seine Person ist dadurch ein völlig imaginäres Phantasiegebild geworden, dessen magischer Nimbus aber durch die Jahrhun-

*) Andere, wie Flügel in der „Geschichte der Hofnarren", führen ihn als Hofnarren Kaiser Bajazets I. an, von dem aber in den Schwänken durchaus keine Rede ist. Hammer in seiner „Geschichte des osmanischen Reichs" nennt Akschehr, das auch in den Schwänken vorkommt, als Nasreddins Grabstätte.

derte hindurch bis zum gegenwärtigen Augenblick, statt zu verblaſſen immer mehr und mehr an Glanz und Helle zugenommen hat, ſo daß im langen Lauf der Zeiten überhaupt alle derben Witze und Poſſen ihm in die Schuhe geſchoben wurden und er gleichſam der Sündenbock für jeden im Munde des Volks fortlebenden Schalksſtreich, der Typus des derbkomiſchen, von Witz und Humor überſprudelnden Abenteuer- und Vagabundenthums geworden iſt*). —

Freilich ſind nun, wie ſchon oben betont iſt, die von ihm erzählten Hiſtörchen, ähnlich den meiſten türkiſchen Geſchichten dieſer Art, dem bei weitem größeren Theil nach ſehr kitzlicher Natur und leiden an gar manchen Unverdaulichkeiten, die Auge und Ohr eines europäiſchen Leſers und Hörers nicht gerade angenehm berühren dürften; nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl derſelben hält ſich in den

*) Wie Reinhold Köhler in einem intereſſanten Aufſatz über unſeren Nasreddin in „Orient und Occident“ (Bd. I, S. 431 ff.), auf den wir hiermit die Aufmerkſamkeit unſerer für vergleichende Sagenforſchung ſich intereſſirender Leſer hinlenken wollen, nachgewieſen hat, ſind nicht blos urſprünglich türkiſche Schwänke, ſondern auch ſolche, die den Türken von anderen Völkern zugekommen zu ſein ſcheinen, dem Nasreddin aufgebürdet, wie denn andererſeits viele ächt türkiſche wieder dem Auslande übermittelt ſind, vorausgeſetzt natürlich, daß nicht etwa alle bei verſchiedenen Völkern ſich findenden Verſionen zuletzt auf eine einzige Urquelle zurückzuführen ſind. So ähnelt z. B. die Geſchichte von dem alten Monde, aus dem beim Erſcheinen die neuen Sterne, oder wie es anderswo heißt, Blitze gemacht werden, einem alten Glauben auf der Sylt, nach welchem die alten Jungfern aus der alten Sonne Sterne ſchneiden müſſen; andere Schwänke ſind mehr oder minder identiſch mit deutſchen, lateiniſchen, tamuliſchen, indiſchen, hebräiſchen, mit Erzählungen des Boccaccio und ſo weiter.

Grenzen des Anstandes und ist von treffendem und schlagendem Witz auch nach unseren modernen Begriffen. Die der ersteren Gattung sind natürlich nur interessant als Zeugniß türkischer Geschmacksrichtung, als Beleg dafür, was ein gebildeter Osmane — denn gerade in den feineren Kreisen werden diese Späße allgemein unter großem Jubel der Anwesenden, häufig sogar von Kindern, ganz ungenirt erzählt, ohne irgend welchen Anstoß zu erregen oder den Meister Nasreddîn verpönt zu machen — für witzig und nebenbei für anständig und unschuldig hält. Und dabei ist es im höchsten Grade charakteristisch, daß in die 1849 zu Constantinopel gedruckte Volksausgabe von Meister Nasreddîns Schwänken, von der auch mit dem sehr passenden Motto „ländlich — sittlich" 1855 zu Triest eine von Wilhelm von Camerloher veranstaltete, lange in Oesterreich verbotene und erst neuerdings freigegebene, aber doch im Ganzen wenig in weitere Kreise, kaum auf die renommirtesten Bibliotheken gedrungene Uebersetzung erschienen ist, (auch von Mallouf giebt es eine solche „Plaisanteries etc.") mit wenigen Ausnahmen fast nur die unsaubersten und witzlosesten Späße aufgenommen, die besseren dagegen von ächt humoristischem Gehalt ausgeschlossen worden, so daß uns diese nur aus handschriftlichen türkischen Quellen zugänglich sind. Auch gehören, wie eine Vergleichung zwischen Schwänken, die in der Constantinopolitaner Ausgabe und in den bessern Handschriften, besonders in einer der königlichen Bibliothek zu Berlin, zugleich sich finden, deutlich zeigt, die ersteren einer anderen und weit kürzeren Redaction an, und es fehlt mehr

oder minder bei ihnen das — oder ist wenigstens in geringerem Grade vorhanden, — was den längeren Erzählungen der Handschriften ihren Hauptreiz verleiht, nämlich der ungemein getreu dem Leben abgelauschte Local- und Volkston. Von beiden Gattungen der betreffenden Schwänke mögen nun einige der besseren, im Ton dem Original getreu nachgebildet, hier ihren Platz finden, um auch dem größeren Leserkreise ein Pröbchen von dem Wesen und der Eigenthümlichkeit des türkischen Volkshumors zu liefern. —

Zunächst einige witzige Einfälle aus der gedruckten Ausgabe. Nach der phantastischen Vorstellung der Muslims treten zu jedem Gestorbenen, sobald er bestattet ist und die Leidtragenden sich entfernt haben, zwei rauhe und grobe Gesellen, die beiden sogenannten Grabesengel Munkar und Nekir, und stellen eine Prüfung mit ihm an hinsichtlich der Wahrheit und Lauterkeit seines Glaubens. Besteht er diese, so harrt seiner das Paradies; besteht er sie nicht, erhält er von Beiden einen Schlag mit einem eisernen Hammer, der ihm einen entsetzlichen Schrei erpreßt, und die ewige Höllenstrafe ist ihm gewiß. Diese für Nasreddin sehr wenig tröstliche Aussicht bewog nun den alten Schalk, als er sein Testament machte, darin folgende sinnreiche Bestimmung mit aufzunehmen: „wenn ich einst gestorben bin, so legt mich in ein altes Grab!“ Als die Versammelten ihn verwundert darüber ausfragten, entgegnete er: „Nun! wenn die Frageengel kommen, so werde ich sagen: was wollt ihr? ich bin ja schon ausgefragt; seht ihr denn nicht, daß mein Grab schon alt ist?“ — Ein ander Mal überraschte er in seinem

Hauſe einen Dieb, der alles, was er nur finden konnte, auflud und mit ſich nahm. Nasreddîn, mit raſcher Geiſtesgegenwart, packte noch den Reſt zuſammen, ging dem Diebe nach, und als dieſer in ſeine Wohnung getreten war, verlangte auch er daſelbſt Einlaß. Auf deſſen Frage: „was willſt du hier, Meiſter?“ erwiederte Nasreddîn gelaſſen: „Nun! ſind wir denn nicht in dieſes Haus umgezogen?“ — Kleider machen Leute! Auch in der Türkei gilt dieſer Wahlſpruch, wie bei uns, und Nasreddîn ſollte ſelbſt einmal die Wahrheit deſſelben an ſeiner eigenen Perſon erproben. Als er nämlich bei einem Hochzeitsmahl in ſchlechtem abgetragenen Gewand erſchien, wurde er vollſtändig ignorirt; ärgerlich darüber eilte er nach Hauſe, zog ſich einen koſtbaren Pelz an und erſchien nun wieder bei dem Gaſtgelage. Und ſiehe da! mit allen möglichen Ehrenbezeugungen wurde er aufgenommen, und ihm ein Sitz oben an der Tafel angewieſen. Als man ihn nun höflich zum Eſſen nöthigte, faßte der Alte den Aermel ſeines Pelzes und ſprach: „Beliebt zuzulangen, mein Pelz!“ „Was machſt du?“ riefen verdutzt die Leute. „Offenbar gehört die Ehre dem Pelz,“ lautete die Antwort, — „ſo mag denn auch dieſer das Mahl verzehren!“ — Eines Tages packte ein Rabe auf dem Waſchplatz die Seife, mit der Nasreddîns Weib eben die Kleider zu reinigen im Begriff war, und flog davon. Als ſie nun laut aufkreiſchend ihrem Manne zurief, er ſolle ihm nachlaufen und die Seife ihm wieder abjagen, entgegnete dieſer mit großer Gemüthsruhe: „Ach, laß ihn und mach nicht ſoviel Weſens davon; er iſt von außen weit ſchmutziger,

als wir, er mag die Seife benutzen und sich selbst damit waschen!" — Einem, der seinen Esel borgen wollte, erklärte der Schalksnarr, der Esel sei nicht da. Als nun aber plötzlich der Esel an zu schreien fing und jener sagte: „Ha, Meister, du sagst, der Esel sei nicht hier, er schreit ja drinnen", antwortete der Meister: „Was bist du für ein sonderbarer Mensch, daß du einem Esel glaubst, mir aber, einem Grauharte, nicht glauben willst?" — Auch der bekannte, durch viele Literaturen sich hindurchziehende Schwank von dem Mondstrahl ist von den Türken auf Nasreddîns Rechnung geschrieben, und zwar in folgendem Geschichtchen. Als eines Nachts der Meister einen Dieb auf seinem Hause herumschleichen sah, sagte er zu seiner Frau: „Als ich vorige Nacht gern in's Haus hineinwollte, habe ich das und das Gebet hergesagt und mich dann am Mondstrahl festgehalten und so herabgelassen." Kaum vernahm der Dieb diese Worte, so ahmte er dem angeblichen Beispiel des Meisters nach und stürzte durch den Kamin herab. Sofort packte ihn der Alte beim Kragen und rief seiner Frau zu: „Zünde schnell ein Licht an!" „Nun", stöhnte Jener, „ihr braucht euch nicht so zu beeilen, Dank eurem Gebet und eurem guten Witze werde ich hier wohl eine geraume Weile liegen bleiben können!" —

Interessanter, sowohl in der Ausführung wie in der Pointe, als die eben angeführten Witze sind nun die, wie oben bemerkt, nicht in der Constantinopolitaner Ausgabe, sondern in Handschriften sich findenden, von denen Dieterici in seiner türkischen Chrestomathie einige im Originaltext

veröffentlicht hat. Wie ebenfalls schon erwähnt ist, muß die Lebenszeit unseres Nasreddîn — angenommen, daß er eine wirkliche historische Persönlichkeit ist — einigermaßen mit der des Timurlenk zusammengefallen sein, da er häufig bei und mit diesem Fürsten seine Streiche verübt. Auf seinen Eroberungszügen war Timur nämlich eines Tages auch in die Nähe jenes Districtes gelangt, in welchem Nasreddîn als Chodscha fungirte, und da die erschreckten Dorfbewohner den Meister anflehten, dem gefürchteten Herrscher doch entgegenzugehen, ihm seine Huldigung darzubringen und etwaige Contributionen von ihnen abzuwenden, so machte sich der Alte mit einem mächtigen, Ka-uk genannten, tatarischen Turban, den vier Männer ringsherum durch Stützen über seinem Haupte aufrecht halten mußten, auf den Weg zum Timurlenk. Als der ihn von fern in so seltsamen Aufzuge herankommen sah, frug er verwundert seine Umgebung, was denn das für eine ungewöhnliche Erscheinung sei. Man erwiederte ihm: „Wahrscheinlich der Imâm des nächsten Dorfes, aber jedenfalls muß er von Sinnen sein.“ Timur gerieth in heftigen Zorn und beschloß, ihn wegen dieses unehrerbietigen und unpassenden Benehmens sofort tödten zu lassen; als aber Nasreddîn bei ihm angelangt war, wußte er durch einen schlagenden Witz, den hier wiederzugeben freilich der Anstand verbietet, nicht nur den Grimm des Herrschers zu beschwichtigen, sondern denselben auch in eine so heitere Stimmung zu versetzen, daß dieser ihn von Stund' an in sein Gefolge als Spaßmacher aufnahm. — So saßen sie nun eines Tages bei einander in scherzhaftem Plaudern,

als Timur plötzlich seinen Kopf betastend merkte, daß die Zeit zum Rasiren für ihn gekommen sei. Der Bartscherer wurde gerufen, und als er seine Obliegenheit verrichtet, besah sich Timur im Spiegel. Nun war, wie bekannt, der berühmte Mongolenfürst ein keineswegs schöner Mann; schon aus seinem Namen Timurlenk (Timur heißt nämlich Eisen und lenk — lahm) geht hervor, daß er hinkte und einen Fuß aus Eisen hatte: nebenbei war er noch auf seinem einen Auge blind. Als er daher seine häßliche Gestalt im Spiegel erblickte, fing er unwillkürlich zu weinen an, und Nasreddin, nicht faul, weinte mit. Eine ganze Zeit lang schluchzten Beide so um die Wette, bis endlich einige Tafelfreunde und Gesellschafter des Timur, die meistens, wie auch bei den frühern türkischen Sultanen, aus Stummen und Zwergen zu bestehen pflegten, dazukamen und durch tröstende Worte und amüsante Geschichten ihn sein Mißgeschick vergessen machten. Timur stellte sein Weinen ein, Nasreddin dagegen fing nur noch um so heftiger zu heulen und zu schluchzen an. Erzürnt rief ihm endlich der Herrscher zu: „Als ich mich vorhin im Spiegel beschaute, da schmerzte es mich tief, daß ich, der Großherr, bei all meinen reichen Schätzen und bei der Menge meiner Odalisken so abschreckend häßlich sei, und darüber brach ich in Weinen aus. Weshalb aber hattest du zu heulen und heulst auch jetzt noch unaufhörlich weiter?“ „Fürwahr!“ erwiederte der Alte mit höchst ernsthafter und bekümmerter Miene, „Du hast nur einen einzigen Augenblick Dein Antlitz im Spiegel gesehn und diesen Anblick doch so wenig ertragen können, daß Du laut

zu ſchluchzen begannſt; wir Armen aber müſſen Deine häßliche Erſcheinung Tag und Nacht ohne Unterbrechung ſehn, und wenn wir alſo nicht Veranlaſſung zum Weinen hätten, wer hätte es dann wohl?" — Dieſe Antwort wirkte ſo zwerchfellerſchütternd, daß Timur und die Uebrigen faſt vor Lachen barſten. — Einmal hatte Nasreddîn von ſeinem Nachbar einen Keſſel entliehen, und da er den Geſellen wegen ſeiner Schlechtigkeit und Habſucht nicht leiden konnte, wollte er ihm einen Streich ſpielen. Als Jener daher nach einigen Tagen zu ihm kam und ſein Eigenthum zurückverlangte, ſteckte der alte Schalk heimlich noch einen kleinen Keſſel in den großen hinein und übergab ihm beide. Sobald der Nachbar hineingeſehn, wandte er ſich zum Nasreddîn um und ſagte: „Dieſer kleine Keſſel gehört mir nicht, er muß anderswie da hineingerathen ſein." „Ja ſieh", verſetzte pfiffig der Alte, „als ich den Keſſel von Dir empfangen und mitgenommen, da ſtieß er plötzlich einen lauten Schrei aus, und als ich näher zuſah, bemerkte ich, daß Dein Keſſel guter Hoffnung geweſen und ſo eben geboren hatte. Sind ſie alſo nicht beide nothwendig Dein Eigenthum? nimm ſie, ſie gehören Dir von Rechtswegen zu." Der Beſitzer des Keſſels gerieth in höchſte Freude, rief: „Nun warum nicht? Gott der Allmächtige vermag ja alles!" nahm beide mit ſich und ging fort. Ein oder zwei Monate nachher ging der ſelige Nasreddîn wieder zu dem Nachbar hin und bat um einen Keſſel mittlerer Größe. Sofort brachte der einen mächtig großen daher, und als der Chodſcha bemerkte: „Gieb mir einen kleineren," erwiederte der habſüchtige Geſelle:

„ich habe keinen kleineren als diesen, und es hindert ja auch nichts; vielleicht mag dieser, wenn er ebenfalls gebiert, einen recht großen zur Welt bringen.“ Nasreddîn nahm ihn, trug ihn nach Hause und legte ihn dort bei Seite. Einen Monat ungefähr hatte der Besitzer desselben Geduld und ließ von einer Rückforderung nichts verlauten; als sich aber die Sache gar zu sehr in die Länge zog, ging er eines Tages zum Chodscha hin und bat sich seinen Kessel wieder aus. Der Meister seufzte einmal laut auf und sprach dann mit kläglicher Miene: „Ach! Du hast meinen Schmerz wieder neu aufgefrischt — es war ein so guter Kessel — nun ist er Todes verblichen; gehab Dich wohl!“ „Aber der Kessel kann ja nicht sterben,“ rief sein Nachbar ärgerlich aus. „Lieber Freund!“ versetzte Nasreddîn, „unlängst hatte der Kessel geboren, da sagtest Du: nun, Gott der Allmächtige vermag ja alles, und nahmst ihn mit Dir — und jetzt willst Du hieran nicht glauben?“ —

Eines schönen Wintertages, als der Chodscha ruhig schlief, fingen zwei Leute unter seinem Fenster einen furchtbaren Lärm an und kamen in heftigen Streit, der zuletzt so arg wurde, daß sie gar mit den Messern aneinander geriethen. Nasreddîns Weib stand aus dem Bette auf, sah zum Fenster hinaus und bemerkte zu ihrem Schrecken, daß Beide eben auf dem Punkte waren, sich gegenseitig umzubringen. Sie weckte daher rasch ihren Mann und rief ihm zu: „Steh auf, Alter, wenn Du Gott liebst, und trenne diese Streitenden, sie thun sich sonst ein Leides an; es wird Dir droben einst reich vergolten werden.“ „Ach, komm, Weib,

und lege Dich wieder an Deinen Platz nieder," erwiederte phlegmatisch der Alte, „giebts denn keinen anderen als mich auf der Welt, der sich ihrer annehmen kann? Mein Erbarmen würde mir schließlich nur eine Krankheit zuziehen, weiter nichts. Laß mich hier ruhig liegen, Frau, soll ich alter Mann bei der Kälte eines solchen Wintertages auf die Gasse hinauslaufen? Vielleicht würden sie mich in die Mitte nehmen und mich gehörig durchprügeln." Aber die Frau ließ nicht ab, sie umschlang seine Hände und Füße, wie Weiber bekanntlich thun, und endlich gerieth der Alte in Zorn, schimpfte weidlich auf seine Ehehälfte, wickelte sich aber doch in seine gesteppte Bettdecke und ging hinaus. Neben die beiden Raufer tretend rief er ihnen zu: „Thuts nicht, thuts nicht, Kinder! habt Mitleid mit meinem weißen Bart." In demselben Augenblicke, als er noch so redete, packten die beiden im Streit begriffenen Männer die den Rücken des Chodscha bekleidende Decke und rissen mit derselben aus. „Das hat sich sehr schön gemacht," murmelte ingrimmig der Alte, ging wieder hinein, schloß die Thür und legte sich nieder. Die Frau rief ihm aus ihrem Bette zu: „Hast Du nun gesehn, welch großen Gotteslohn Du Dir erworben? Sobald Du nur aus dem Bett gestiegen und hinausgegangen bist, hat der Lärm aufgehört." „Ja, in demselben Augenblicke hat er aufgehört," echote Nasreddîn. Als nun aber sein Weib ihn frug: „weswegen haben sie denn so gelärmt und gestritten?" polterte der Alte vor Ingrimm heraus: „Weswegen? nun, um unsere Bettdecke haben sie sich

gestritten; von jetzt an kannst Du Dich gefälligst in eine Schlangenhaut einwickeln!“ —

Ein ander Mal war Nasreddîn unter tausend Beschwerden auf das Dach seines Hauses hinaufgeklettert, um Ziegel zu decken. Eben hatte er damit begonnen, als an seine Thür gepocht wurde. Sein Weib ging hin und sah einen Menschen davor stehn. „Was giebts?“ frug sie, und Jener antwortete: „Geh, und rufe mir schnell den Meister her, er möge kommen, er ist ganz nothwendig!“ „Er hat auf dem Dache zu thun,“ lautete die Antwort. „Das hilft nichts, sag' ihm nur, er soll sich eilig herbemühen.“ Die Frau berichtete es dem Alten aufs Dach hinauf und dieser erwiderte ihr: „Eben bin ich erst mit unsäglichen Mühen heraufgeklettert, wie soll ich jetzt wieder hinabkommen? geh und bedeute ihm, was er auszurichten hat, soll er Dir ausrichten; Du kannst es mir dann hinterbringen!“ Die Frau ging wieder zur Thür und sagte: „Mein Mann kann nicht vom Dache herabsteigen, es ist eine halsbrecherische Passage, vielleicht fällt er noch gar dabei. Trage drum mir Dein Anliegen vor, und ich werde dann gehn und Dir seine Antwort zurückbringen.“ Aber der Mann vor der Thür ließ sich nicht bereden, er blieb dabei: „Ich muß es durchaus ihm selbst sagen, thu' ihm nur kund, er möge kommen, es sei unumgänglich nothwendig und ein höchst wichtiges Geschäft.“ Die Frau berichtete dies aufs Neue dem Alten, und der, bei sich überlegend: „vielleicht handelt es sich um ein Geldgeschäft,“ entschloß sich endlich, hinabzusteigen. Unter unsäglichen Beschwerden wurde dies in's Werk gesetzt, unglücklicher Weise

brach aber eine Sprosse der Leiter, der gute Nasreddîn fiel herab und verwundete sich den Arm. Im hellen Zorn eilte er nun zur Thür, öffnete sie und sieh! davor stand — ein Bettler, der den Chodscha devotest mit den Worten anredete: „um Gottes Barmherzigkeit willen, gieb mir einen Silberling zum Almosen.“ „Na, das ist wirklich sehr schön!“ rief der Alte wüthend aus, nahm den Burschen herein und schleppte ihn über die zerbrochene Leiter mit sich hinauf auf's Dach, dann sagte er zu ihm: „So! jetzt geh, Mensch, Gott mag's Dir geben — ich habe nichts für Dich!“ „Hättest Du mir das nicht auch unten sagen können, Meister?“ grollte der Bettler, „O Du ehrloser Kerl!“ wetterte nun der Alte, „als Du einen Silberling haben wolltest, hättest Du es da nicht auch meinem Weibe sagen können? weshalb mußtest Du mich erst vom Dache herunterholen lassen und so die Ursache zu meinem Fall und meiner Armverletzung werden? marsch, fort mit Dir!“ und damit jagte er den Bettler hinaus. —

Der selige Nasreddîn war gerade in seinem Hause mit dem Waschen von Leinzeug beschäftigt, als einer von den Dörflern plötzlichen Todes verblich, und gleich darauf Leute zum Chodscha, als dem Imâm des Ortes, eilten, und ihm zuriefen: „Komm, wir wollen den Leichnam waschen und dann aufheben und bestatten!“ „Ich kann jetzt nicht fortgehn,“ lautete der mürrische Bescheid des Alten, „ich bin mit meiner eigenen Wäsche beschäftigt; bringt ihr mir also Leiche und Waschtisch her, heißes Wasser ist hier auf dem Heerde parat, ich will sie hier waschen und euch dann über-

geben." — „Gegen den Chodscha giebt es keinen Widerspruch!" Mit diesen Worten holten die Leute, wie er befohlen, den Leichnam, der Chodscha nahm ihn mit hinein, streckte ihn der Länge nach auf dem Waschtisch aus und sagte dann zu der versammelten Menge: „Bleibt ihr draußen stehn, denn hier ist mein Frauengemach; wenn ich den Todten gewaschen habe, werde ich euch Nachricht davon geben." Man that nach seinem Gebot. Als nun aber der Meister die Thür geschlossen und sich die Leiche noch einmal angesehen, fing er an, bei sich zu überlegen: „Es ist doch eigentlich schade um dieses heiße Wasser; wenn ich's für diesen Todten verwende, so bleibt mir meine Wäsche liegen." Nun floß zufällig mitten durch Nasreddins Haus ein Wasserstrom, und schnell entschlossen sprach der Chodscha bei sich: „Ei was! ich stecke den todten Gesellen in diesen Fluß hinein, halte ihn am Fuß fest und tauche ihn ein paar Mal gehörig unter; dann hole ich ihn wieder heraus und übergebe ihn den Händen der Leute, damit Gott befohlen!" Gesagt, gethan, der Alte führte dieses Experiment aus, aber unglücklicher Weise war die Strömung des Flusses eine so gewaltige, daß sie ihm flugs den Leichnam aus der Hand riß und weit aus seinem Gesichtskreise mit sich fortführte. „Hier muß nothwendig eine List helfen", brummte der Meister, dem doch nicht ganz wohl bei der Geschichte war, vor sich hin, und schnell zur Thür gehend rief er den Draußenstehenden zu: „Hört einmal, was für eine Art Mensch ist denn eigentlich der Verstorbene gewesen?" Alle einstimmig entgegneten: „Ach, es war ein liederlicher Kerl,

ein Ränkeſchmied und räuberiſcher Geſell.“ „Pſt, Pſt, ſagt ſo etwas nicht!“ ließ ſich nun der Alte geheimnißvoll vernehmen, „dieſer Menſch — Gott mag's beſſer wiſſen — ſcheint droben Verzeihung für ſeine Sünden gefunden zu haben, denn denkt euch, ich wuſch ihn da auf dem Waſchtiſch, und als ich damit fertig war, putzte und rieb ich ihn ab, und in demſelben Moment öffnete er ſeine Augen und ſtand auf. Ich ſchaute ganz verwundert auf, da bemerkte ich, daß vom Himmel ſilberne Ketten heruntergelaſſen wurden, und Engel ihn an dieſen zu ſich heraufzogen. Merkt euch das wohl, Leute, und hütet euch, irgend etwas Schlimmes von dieſem Todten auszuſagen, ihr würdet euch dadurch einer Sünde ſchuldig machen; das muß ein ganz abſonderlicher Menſch geweſen ſein!“ Die Dörfler vertrauten feſt auf die Ausſage des Chodſcha, und mit einem: „Gott hat zu gebieten!“ entfernten ſie ſich. Leider aber wurde nach einigen Tagen der Leichnam, der von dem Strom weiter und weiter fortgeführt war und ſich endlich in ein Dorngebüſch verwickelt und feſtgehängt hatte, in ganz aufgedunſener Geſtalt von den Dorfbewohnern aufgefunden, und entrüſtet ſtrömte nun die Menge zum Chodſcha hin und hielt ihm ſeinen lügenhaften Bericht vor. „Und doch iſt es wahr und gewiß, daß ſie ihn zum Himmel hinaufgezogen haben“, betheuerte Nasreddin, ohne ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen; „aber habt ihr nicht ſelbſt geſagt, daß er ein Ränkeſchmied und Räuber geweſen? Nun, wer weiß, was er da oben wieder verübt hat, vielleicht hat er gar etwas geſtohlen, und da hat man ihn zur Strafe wieder hinabgeworfen. Geht jetzt nur und

bestattet ihn schnell, sonst steht er abermals auf und macht auch hier noch irgend welchen dummen Streich." —

Endlich sei noch einer scherzhaften Antwort des Nasreddin gedacht, die für seinen künstlerischen Geschmack freilich kein besonderes Zeugniß ablegt, und die wir jüngst bei einer besonderen Gelegenheit in etwas erweiterter Form in deutsche Reime gebracht. Da sich nun mit diesen unsere Skizze über den türkischen Volkshumor und die Schwänke des alten Meisters ganz passend schließen läßt, so mögen sie hier aufgeführt werden:

„Als jenen Schalksnarrn aus dem Türkenreich,
Der Eulenspiegel halb, halb Falstaff gleich,
Mit seines Munds allzeit schlagfert'gem Witze
So mancher drohenden Gefahr die Spitze
Geboten und zum Spaße sie verkehrt,
Den heut noch Jung und Alt im Osten ehrt,
An dessen Schwänken, dessen heitren Scherzen
Sich laben und erquicken alle Herzen,
— Ich mein' den Nasreddin — als den man fragte,
Welch Instrument am meisten ihm behagte,
Ob Geige, ob Guitarre, ob Hoboe,
Da sprach mit tiefem Ernst der Alte so,
Indeß sich seine Stirn in Falten legte
Und schüttelnd er sein würd'ges Haupt bewegte:
„Was Geige, was Hoboe? der einz'ge Klang,
Der mir gefallen hat mein Leben lang,
Das Klappern ist's der Schüsseln und der Teller,
Für alles Andre geb' ich keinen Heller;
Des Becherklirrens lustge Melodie,
Zuwider ward die meinem Ohr noch nie.
Laßt ihr getrost euch nur ein Liedchen klimpern
Von irgend welchen musikal'schen Stümpern,

Horcht auf der Flöte Ton — laßt euch was pfeifen,
Ich muß zu Teller und zu Becher greifen,
Die andren Instrumente taugen nicht!" —
Folgt diesem Spruch — hier endet mein Gedicht."

Verwandte persische und occidentalische Sagenstoffe.

Wohl selten oder nie hat eine Wissenschaft in so kurzer Zeit einen so ungeahnten glänzenden Aufschwung genommen und so überraschende Erfolge erzielt, als gerade die vergleichende Sprachforschung, speciell auf dem Gebiet des indogermanischen Sprachstammes, und immer zahlreicher wird die Menge Derer, die auf diesen Zweig der Linguistik ihre ganze Lebensthätigkeit concentriren. Aber nicht bloß die rein sprachlichen und kulturhistorischen Errungenschaften sind es, die von Tag zu Tag sich mehren; mit der genaueren Durchforschung speciell der Sprachen des Ostens werden auch für die vergleichende Literatur- und Sagengeschichte immer neue Funde gemacht, und diese verdienen es wohl vor Allem, auch dem fernerstehenden Laien von Zeit zu Zeit in verständlicher und fesselnder Form zugänglich gemacht zu werden. Bekanntlich hat Benfey in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der berühmten sanskritischen Märchensammlung „Pantschatantra" schlagend nachgewiesen, daß sich fast der ganze unermeßliche Schatz von Märchen und Erzählungen, der sich in den Literaturen der indogermanischen Völker findet, auf indische, im Buddhismus wurzelnde Urformen zurückführen läßt, die

ſich theils durch Ueberſetzungen ins Perſiſche und Arabiſche allmählich über die ganzen islamiſchen Reiche und von dieſen aus über Europa verbreitet haben, theils mit der buddhiſtiſchen Literatur nach Oſten und Norden und durch das Medium der Mongolen ebenfalls in den Occident gedrungen ſind. Ganz analoge Erſcheinungen begegnen uns nun noch vielfach innerhalb dieſer gewaltigen, anderthalb Welttheile umfaſſenden indogermaniſchen oder ariſchen Völkergruppe, deren gemeinſamen Urſitz einſt das Hochland weſtlich vom Gebirgszug des Belurtai bis hinab zum kaſpiſchen Meere bildete, und die mit Ausnahme der Lappen, Finnen und Magyaren noch jetzt alle europäiſchen Stämme insgeſammt und unter den aſiatiſchen die der Inder, Perſer, Armenier und eine Reihe kleinerer, mit dieſen in Verbindung ſtehender oder aus ihnen heraus entwickelter umfaßt. Und unter den Literaturen der letzteren iſt neben der indiſchen vor Allem für die Sagenforſchung am wichtigſten und bedeutſamſten die neuperſiſche ſpeciell in ihrer Epik, aber leider iſt dieſelbe bis jetzt nur wenig bearbeitet und von den eigentlichen Orientaliſten ſehr ſtiefmütterlich bedacht. Seit Rückert's unvergleichlicher meiſterhafter Nachbildung von „Ruſtem und Suhrâb", dieſer weiter unten noch genauer zu behandelnden Epiſode aus dem großen Heldengedichte des Firdûſi, ſind in neuerer und neueſter Zeit eigentlich nur zwei bedeutende Ueberſetzer und Nachdichter für dieſes Gebiet in Deutſchland aufgetreten, Fr. A. von Schack und der jüngſt verſtorbene Profeſſor Graf in Meißen. Und gerade dem Letzteren verdanken wir die erſt vor etwa dritthalb Jahren

in der Deutschen morgenländischen Zeitschrift veröffentlichte Analyse eines der bedeutendsten und interessantesten älteren persischen Epen, die hauptsächlich den Anstoß zu der vorliegenden vergleichenden literarhistorischen Skizze gegeben hat.

Bekanntlich beziffert sich die Menge ächt tragischer, für die Dichtkunst verwendbarer Konflicte gar nicht sehr hoch, und in den Literaturen aller bedeutenden Völker aus den verschiedensten Zeitepochen sehen wir daher gleiche Motive in mehr oder minder ähnlicher poetischer Ausführung wiederkehren, ohne daß wir dadurch jedes Mal zu der Schlußfolgerung berechtigt wären, der frühere Bearbeiter dieses oder jenes Stoffes habe auf den späteren mit zwingender Nothwendigkeit eingewirkt, oder es sei derselbe Vorwurf von den verschiedenen Dichtern aus einer und derselben Urquelle geschöpft und nur der eigenen Individualität gemäß mit der einen oder anderen abweichenden Modifikation gestaltet. „Gewisse Urtypen der Poesie", bemerkt Schack in seiner Vorrede zu Firdûsi's Heldensagen sehr treffend, „wiederholen sich fort und fort in den Schöpfungen des Menschengeistes." Aber ganz etwas Anders ist es denn doch hier in unserm Falle, wo diese zeitlich und örtlich weit von einander getrennten Bearbeitungen des gleichen Grundmotivs auch im Detail, sei es der äußeren Komposition, des Fortschrittes der Handlung, der Aufeinanderfolge der Scenen — sei es der Charakterzeichnung, der Seelenmalerei bei den einzelnen, handelnd eingeführten Personen eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen, und wo sie zugleich unter Gliedern desselben Sprachstammes, unter Völkern also auftreten, die

unzweifelhaft in grauer vorhiſtoriſcher Urzeit ein einziges großes Geſammtvolk gebildet haben. Sind nun auch die analogen indogermaniſchen Sagenſtoffe ſowohl mit Rückſicht auf ihren gemeinſchaftlichen Urſprung, der wohl am wahrſcheinlichſten in einer ſchon vor der Trennung und Wanderung aus den Urſitzen dem ganzen ariſchen Volksſtamme gemeinſamen Göttermythe zu ſuchen iſt, als auch in Bezug auf ihre theils mehr theils weniger übereinſtimmende Ausbildung bei den einzelnen Gliedern deſſelben ſchon vielfach in einzelnen Abhandlungen wie in größeren Geſammtwerken behandelt worden und hat beſonders Moritz Carrière in ſeinen verſchiedenen Schriften*) das culturhiſtoriſch-äſthetiſche Facit aller wiſſenſchaftlichen Forſchungen darüber gezogen, ſo glauben wir doch, daß es bei der hohen Bedeutung der Sache ſich der Mühe verlohnen dürfte, gerade mit Rückſicht auf ein weiteres Publikum, noch einmal den ganz beſonders intereſſanten Zweig der perſiſchen Sagen ausſchließlich zum Gegenſtand einer Betrachtung zu machen, zumal ja, wie ſchon oben angedeutet, neuerdings noch der eine oder andere wichtige Factor zu derſelben hinzugetreten iſt. Indem wir hinſichtlich der genaueren Detailforſchung auf die einſchlägigen Fach-

*) Zu vergleichen ſind hier beſonders in ſeiner Schrift: „Weſen und Formen der Poeſie“ die Abhandlung: „Ideen zu einer vergleichenden Darſtellung des indiſchen, perſiſchen, griechiſchen und germaniſchen Volksepos“ nebſt einem Nachtrag dazu in Prutz': „deutſchem Muſeum“ Jahrgang 7 (1857) Nr. 8, S. 273 ff.; — ferner „Die Kunſt im Zuſammenhange der Culturentwickelung“ Bd. 1, (2. Auflage) S. 98 ff., 378 ff., 579 ff. und Bd. 3, zweite Abtheilung S. 26 ff. u. ſ. w. —

schriften sowie auf die Carrière'schen Werke hinweisen, wollen wir hier nur die großen Züge der persischen Sagen in ihrem Verhältniß zum Occident darlegen und vor Allem unser Augenmerk auf die speziell dichterischen Unterschiede, die abweichende poetische Gestaltung richten, die sie unter der schaffenden Hand des betreffenden Volks- oder Kunstdichters erfahren haben.

Die Verwandtschaft epischer Sagenstoffe Persiens mit denen des Occidents tritt uns am auffälligsten in dem größten und gewaltigsten Dichterwerke des ganzen Orients entgegen, in dem „Schâhnâme oder Königsbuche" des persischen Dichters Firdûsi, das durch Mannichfaltigkeit des Stoffes sowohl wie durch Großartigkeit der ganzen Anlage und der einzelnen Heldenthaten, Reckenfahrten und Abenteuer unserem Nibelungenliede nicht nur ebenbürtig zur Seite tritt, sondern dasselbe noch bedeutend überragt und hinter den Homerischen Gesängen höchstens an Durchsichtigkeit und Klarheit, an eigentlicher Plastik zurücksteht, während es vor denselben die erschütternde tragische Kraft und Gewalt voraus hat. Gleich den Nibelungen bringt das große national-historische Epos der Perser, das Firdûsi's Dichtergenius im Laufe des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mit schöpferischer Phantasie und dem Aufgebot seiner ganzen Gestaltungskraft und seines immensen Darstellungstalentes aus alten Volksliedern und Volkssagen in die Form eines künstlerisch harmonischen, einheitlichen Ganzen gegossen, das reiche volle Leben, Denken und Fühlen eines gesammten Volkes in seiner ältesten Heldenzeit zum vollendetsten Ausdruck; und den innersten Kern

dieſer 60,000 Doppelverſe umfaſſenden Rieſendichtung bilden keine erdichteten Thatſachen, ſondern hiſtoriſche Begebenheiten, freilich nicht in der Weiſe, wie ſie wirklich vor ſich gegangen ſind, ſondern wie ſie in der mündlichen Tradition ſich durch Jahrhunderte und Jahrtauſende hindurch umgeſtaltet und umgeformt haben. Daneben hat wie alle großen Volksepen auch das perſiſche die Eigenthümlichkeit, daß nicht um einen einzigen Helden, um eine einzige Begebenheit wie um ihren Mittelpunkt die Handlung ſich dreht, ſondern Perſonen an Perſonen, Ereigniſſe an Ereigniſſe ſich organiſch reihen, die einen ſtets durch die zwingende Nothwendigkeit des allwaltenden, unvermeidlichen Schickſals aus den anderen ſich entwickelnd und fortgeſtaltend. Das ganze iraniſche Volk iſt der Held dieſes Epos, wie das deutſche im Nibelungenliede, und zuſammengehalten wird die durch Jahrhunderte ſich fortſpinnende Handlung nur durch den einen Grundgedanken von dem unerbittlichen Kampfe des ſonnigen Irân gegen das finſtere, nebelverhüllte Tûrân, von dem ewigen Ringen des Lichtes mit der Finſterniß, des Güten mit dem Böſen, des Ormuzd mit dem Ahriman, wie die alte Parſenreligion es lehrt.

Im deutſchen wie im perſiſchen Epos geht es fort und fort durch Schuld und Sünde zur Rache, und durch die Rache hindurch wieder zur Schuld. Dieſe innige Verwandtſchaft beider läßt ſich nur aus der feſtſtehenden Thatſache einer Urgemeinſchaft der indogermaniſchen Völker, einer Urheimat derſelben, wie die vergleichende Sprachwiſſenſchaft ſie ſo unleugbar nachgewieſen hat, erklären, und mit Recht

ſagt daher Schack in der oben erwähnten Vorrede: „Wie die Geſtalten Firdûſi's aus den dämmernden Fernen der frühſten Vergangenheit zu uns herantreten, glauben wir bekannte Stimmen zu vernehmen, geliebte Züge zu erkennen, es iſt, als ſähen wir die großen Bilder unſerer eigenen Sagenwelt tiefe, dunkle Schatten auf die ſonnige Fläche von Irân werfen, als hörten wir zwiſchen dem feierlichen Rauſchen der morgenländiſchen Palme das Brauſen der nordiſchen Waſſerfälle, Klänge, die wie aus einer älteren, verlorenen Heimat kommend ein Echo in unſerer Seele wecken".

Von dieſen Klängen einer verlorenen Heimat nun, die theilweiſe freilich nur bloße, abgeriſſene Anklänge ſind, theilweiſe aber auch zu vollſtimmigen, mit unſeren occidentaliſchen bis ins Kleinſte hinein harmonirenden Akkorden und ganzen Tonſätzen anſchwellen, mögen die folgenden Zeilen einige intereſſante Beiſpiele liefern. Gleich im Anfange des Schâhnâme von Firdûſi begegnet uns eine Epiſode, die man, wie auch Schack treffend bemerkt, als eine Art Fauſtſage der Urwelt anſehen könnte und die zugleich — wenigſtens in einer Beziehung — Verwandtſchaft mit dem Mythus vom Minotaurus zeigt, in dem man mit Recht ein Sinnbild für den einſt auf Kreta herrſchenden Molochkultus gefunden hat. Es iſt das die Sage vom Tyrannen Sohak, der, ein arabiſcher Fürſtenſohn, ſich in Folge ſeines Ehrgeizes und ſeiner unerſättlichen Herrſchbegierde dem böſen Geiſte Iblîs in die Arme wirft und von dieſem alle Macht und Herrlichkeit der Welt zugeſichert erhält. In der Geſtalt eines ſchönen Jünglings tritt dieſer als Koch in ſeine Dienſte und ſucht ihn

durch Nähren mit Blut beherzt und kühn zu machen. Nach Ermordung seines Vaters vertreibt Sohak den iränischen König Dschemschîd und herrscht über Irân zwei Jahrhunderte lang mit blutdürstiger Strenge, zum Schrecken der ganzen Menschheit. Aber der Fluch, den er durch sein Bündniß mit dem Teufel auf sich geladen, geht schon gleich im Anfange seiner Herrscherlaufbahn dadurch furchtbar an ihm in Erfüllung, daß in Folge eines verderblichen Kusses des satanischen Iblîs zwei schwarze Schlangen aus seinen Schultern hervorwachsen, die er nun sein ganzes Leben hindurch mit sich schleppen und gleich dem Minotaurus mit Menschenopfern sättigen muß, nur mit dem Unterschiede, daß diese täglich ihre schauerliche Kost verlangen, während jenes kretische Ungeheuer mit dem Menschenleibe und dem Stierhaupt doch nur alle neun Jahre den Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen forderte. Und wie dieser blutige Zoll endlich den Theseus zur Befreiung Athens von der Gewalt des Königs Minos, d. h. der phönicischen Fremdherrschaft anstachelte, so ersteht auch in dem jungen Helden Ferîdûn, einem Sproß aus Dschemschîds, des von Sohak vertriebenen und später gräßlich hingerichteten Königs, Stamme der Rächer des beleidigten und in den Staub getretenen Vaterlandes; ein persischer Theseus schüttelt er mit Hülfe des getreuen Volkes das Joch des Tyrannen ab, und der gefangene Sohak wird im Berge Demâwend an einen Felsen geschmiedet, wo er nach der Sage der Orientalen noch jetzt schmachtet.

Aber auch der edle Ferîdûn, der „sonnengleiche, gewaltige, weißlockige und cypressenwuchsgestaltige", dessen ganzes Thun edel und gerecht war, unter dessen weiser und gütiger Herrschaft eine Fülle von Segen sich über das ganze krâniſche Reich ergoß, bleibt nicht verschont von der Tücke des Schicksals, und zwei seiner eigenen Söhne sind es, die durch ihre aller Kindespflicht und Menschlichkeit Hohn sprechende Undankbarkeit das herbste Weh über ihn heraufbeschwören. Unwillkürlich werden wir bei dieser ergreifenden Erzählung an Shakespeare's „König Lear" erinnert, und wenn auch der Verlauf der Handlung nicht gerade eine besondere Uebereinstimmnng mit der des genannten Dramas zeigt, so bekundet sich doch einerseits in manchen feinen Zügen der Charakteristik eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit diesem und andrerseits in der wahrhaft erschütternden Großartigkeit des Stoffes, der mit dem britischen das gemein hat, daß, wie Schack es vortrefflich charakterisirt, „in beiden das Dasein bis zu seinen untersten Schichten aufgewühlt und das Leben in seiner äußersten Zerrüttung, welche die Pole der sittlichen Welt zu verrücken droht, dargestellt wird". Dort wie hier erscheint das stärkste sittliche Band, das die Menschheit zusammenhält, das Familienband, die Pietät und Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern, von frecher Willkür zerrissen, und wie im „Lear" die Töchter, so sind es hier die Söhne, die dem eigenen Vater, dem eigenen Bruder den Krieg auf Tod und Leben erklären. Der Ausgang freilich ist insofern ein anderer, als hier nur die Brüder, die schuldigen sowohl wie der schuldlose, zu Grunde gehn, der Vater aber, wenn auch

gebrochenen Herzens, siegreich den Kampf besteht. Selm und Tûr, die beiden ältesten, herrschbegierigen und unersättlichen Söhne Ferîdûns, fühlen sich bei der Reichsvertheilung ihrem jüngeren Bruder Iredsch gegenüber beeinträchtigt und verlangen von ihrem Vater Verbannung desselben aus seinem Reiche, widrigenfalls sie gegen diesen wie gegen ihn selbst zum Schwerte zu greifen entschlossen sind. In edler Selbstaufopferung begibt sich Iredsch, um eine Versöhnung herbeizuführen, mit einem liebevollen Schreiben des Vaters zu diesen und erklärt sich bereit, freiwillig auf seinen Thron zu verzichten, wenn der Groll der Brüder dadurch beschwichtigt werde. Als Dank erntet er den Tod in der Blüthe seiner Jugend — die Schändlichen ermorden ihn, und damit hat die tragische Katastrophe begonnen. Als Ferîdûn das Haupt seines schmählich hingeopferten Lieblingssohnes erblickt, da bricht er gleich dem alten Lear in der berühmten Scene auf der Haide bei Sturm und Ungewitter in einen Rache- und Verwünschungsschrei gegen seine entarteten Kinder aus, fleht vom Himmel sengendes Feuer in ihre Herzen herab und Brand in ihre Eingeweide, daß selbst die wilden Thiere Mitleid fühlen, und richtet nur den einen glühenden Wunsch an den allwaltenden Gott, daß er ihm das Leben erhalten möge, bis aus dem Stamme des Iredsch ein Rächer erstehe. Und diese Bitte wird erhört; — Iredsch' Enkel vollzieht das Strafgericht an den Schuldigen, Ferîdûn sieht den Mord seines jüngsten Sohnes gesühnt, aber ach! mit dem Blut der beiden älteren, mit seinem eigenen, theuren Blut, und

gramgebeugt und lebensmüde sinkt nun der Greis ins Grab mit den ergreifenden Worten:

„Mein Leben schwand, in Nacht versinkt mein Tag,
Weil Gram um jene Drei das Herz mir brach,
Um jene Söhne, die vor mir durch Mord
Und Rache hingesunken. So verdorrt
Die Jugend und so strömt sie hin ihr Blut,
Wenn sie nach Bösem strebt und Böses thut.
Nicht achteten die Söhne mein Gebot,
Umdunkelt hat darum ihr Sein der Tod." —

Auch ein Liebespaar, wie Romeo und Julia, fehlt dem großen persischen Heldengedichte nicht, und die Geschichte von Sâl und Rûdâbe ruft manche Reminiscenzen an das hohe Lied der Liebe wach, das des großen Briten Genius in so unerreichbarer Vollendung geschaffen. Die ganze künstlerische Komposition des ersten Zusammentreffens der beiden Liebenden, die durch die glühenden Schilderungen Dritter für einander entbrannt sind, ihrer Wechselgespräche, ihres gegenseitigen Treueschwurs bei süßem Kosen und Liebesgeflüster — in der äußeren Form wie im inneren Gedankengange erinnert sie lebhaft an die unvergleichliche Gartenscene und die nächtliche Zusammenkunft in Juliens Schlafgemach, nur daß die Stimmung des Bildes durch die Gluth und Farbenpracht des Orients noch eine entzückendere, berauschendere geworden ist. Wie ächt mädchenhaft unschuldig und keusch erscheint die liebliche Rûdâbe — wie ächt männlich Sâl, der schöne, reizbegabte Jüngling, gezeichnet! Auf ihres Daches Gipfel harrt in verschwiegener Nacht die rosenwangige, dem vollmondüberstrahlten Cedernwipfel vergleichbare Schöne, und

als er, der Erſehnte, ſich genaht und mit ihr die erſten Liebesworte getauſcht, da löſt ſie ihre nächtig-ſchwarzen Flechten und läßt ſie zur Erde hinab, um ihn an denſelben zu ſich herauf, an ihr leidenſchaftlich klopfendes Herz zu ziehen. Er aber weiſt aus Zartgefühl und holder Scham dieſes Anſinnen zurück und ſchwingt ſich an einer ihm von Sklaven gereichten Fangſchnur empor auf die Terraſſe, wo ihn die Geliebte in glühender Umarmung empfängt und mit ſich führt in ihr geſchmücktes, ambra- und moſchusdurchduftetes Prunkgemach. Selige Stunden verbringen ſie dort, bis ſich die Welt im Morgenlichte erhellt, und beide, die Wimpern feucht durch den Schmerz der Trennung, zur Sonne ſprechen:

„Nur einen Augenblick noch, nur noch einen,
O Ruhm der Welt — noch brauchſt du nicht zu ſcheinen!"

Welch treffendes Seitenſtück zu Juliens Beſchwörung: „Hinab, du flammenhufiges Geſpann!" — wie innig verwandt den flehenden Worten Frithjofs in Tegnérs berühmtem Gedicht nach der Liebesnacht mit Ingeborg: „Spät komme heut mit deinem Schimmer — verſchlaf dich, goldner Tagesſtern!" — Dieſelbe verzweiflungsvolle Sprache ferner, die Romeo dem frommen Pater Lorenzo gegenüber redet, prägt ſich in Sâls Brief an ſeinen Vater aus, wenn er ihm den Fieberbrand ſeines Herzens, das Liebesweh ſeiner Bruſt in einſamer Nacht beim Schimmer der Sterne, das Meer von Qualen ausmalt, das in ſeiner Seele wogt, denn auch er und Rûdâbe ſind ja Kinder feindlicher Eltern, auch in ihnen iſt aus dem verzehrenden Haß der Väter die ver-

zehrende Leidenschaft ihrer Liebe hervorgegangen. Rûdâbe stammt aus Sohaks verfluchtem Geschlechte, darum herrscht ewiger Grimm und Zwiespalt zwischen ihrem Vater Mihrâb und dem König von Irân, Sâls Oberherrn und Gebieter. Mihrâb übrigens ist seiner ganzen Charakteranlage nach innigst dem Polterer Capulet verwandt, und der Moment, wo er zuerst durch seine Gattin von der Liebe seiner Tochter zu Sâl erfährt, sie in aufwallendem Zorne tödten will und sich durch gar keine Vorstellungen und Vernunftgründe in seinem Schmähen und Schelten stören läßt, bis ihn endlich der Anblick des reizenden Mädchens selbst etwas milder und nachsichtiger stimmt, liefert ein hübsches Pendant zu der bekannten Scene zwischen Capulet, seinem Weibe und Julia, wie er der Letzteren den Paris als Gemahl aufzudrängen sucht. Wie aber die persische Liebesepisode von vornherein weniger ernst und tragisch angelegt ist, so ist auch ihr Abschluß naturgemäß ein anderer als im britischen Drama. Die feindlichen Gegensätze werden versöhnt und Sâl und Rûdâbe ein glückliches Paar. Beiläufig bemerkt, ist Shakespeare nicht der erste Dramatiker des Occidents, der diesen für das Abendland ursprünglich in einer italienischen Novelle vorliegenden Stoff auf die Bühne brachte. Schon der Italiener Groto benutzte ihn in seiner Tragödie „La Hadriana“, und die genaueren Forschungen Kleins in seiner „Geschichte des Dramas“ beweisen uns, daß gerade in der Brautnachtsscene bei beiden Dichtern die nämlichen poetischen Wendungen, fast mit denselben Worten, in höchst auffälliger Weise sich finden. — Eine ähnliche, aber weit tragischere Liebe zwischen

zwei Sproſſen feindlicher Familien iſt dann noch von einer großen Reihe perſiſcher Dichter, am ſchönſten von Niſâmi, dem größten Romantiker Perſiens, in dem Wüſtendrama von „Leila und Medſchnûn“ *) beſungen, deſſen Stoff andrerſeits wohl, in ſeinen Hauptzügen durch die Kreuzfahrer ins Abendland übertragen, die erſte Anregung zu Arioſts „Raſendem Roland“ gegeben hat, wenn auch in dieſem, ſeiner ganzen ritterlichen Denk- und Sinnesart angemeſſen, ſich die Raſerei ganz anders manifeſtirt als in dem von übergroßer Liebesleidenſchaft zum Wahnſinn getriebenen Beduinenhelden des morgenländiſchen Epos.

Aus der Verbindung von Sâl und Rûdâbe nun geht als Sproß der Hauptheros des ganzen Schâhnâme, Ruſtem hervor, der Starkleibige genannt, der, wie alle ſagenhaften Helden, Aeonen hindurch in ewiger Jugendkraft lebt, Jahrhunderte mit dem Ruhme ſeiner Thaten erfüllt, ein Königsgeſchlecht nach dem anderen kommen und vergehen ſieht und jedem ſeiner angeſtammten Herrſcher mit ächter Mannestreue zur Seite ſteht. Denn wie in unſerem deutſchen Nationalepos der unvergänglichen Treue der Stammesglieder gegen ihr Oberhaupt das ſchönſte Denkmal geſetzt iſt, ſo auch im perſiſchen, und ſein Held Ruſtem iſt nun das getreue Seitenſtück zu unſerem Siegfried, ebenſo wie zum griechiſchen Achill und dem Karna des indiſchen Mahabarata. Alle

*) Mit einer getreuen poetiſchen Ueberſetzung, ſowie mit einer kritiſchen Textausgabe deſſelben iſt der Verfaſſer dieſer Skizzen augenblicklich beſchäftigt.

vier sind jugendlich reine Helden voll majestätischer Schönheit, die nach tausend ruhmvollen Kämpfen endlich in der Blüthe ihres Lebens dem Verrath, der Hinterlist zum Opfer fallen, von meuchlerischer Hand vernichtet werden, aber noch im Untergange an ihren Verderbern sich rächen, sei es, daß sie, wie Rustem, mit ersterbender Hand dem Feinde selbst den Tod bereiten, sei es, daß sich, wie bei Siegfried, Achill und Karna, über ihren Leichen ein verzweifelter Kampf entspinnt, der ganze Geschlechter in den Schlund des Verderbens mit sich reißt. Uralte, allen indogermanischen Stämmen eigene Mythen, die in die frühesten Naturzustände zurückdatiren, liegen wie schon einmal bemerkt jedenfalls diesen Stoffen und den Gestalten dieser Helden zum Grunde. Gleich Macduff wird der gewaltige Rustem aus dem Leib der Mutter geschnitten, zehn Ammen sind zum Säugen für ihn nöthig und schon mit acht Jahren ist er ein starker, unbezwinglicher Kämpfer. Wie unser deutscher Held nach der Erzählung Hagens im „Nibelungenliede" und der genaueren Detaillirung der Sage im „Hörnenen Siegfried" den Drachen tödtet, flammenspeiende Ungeheuer, Riesen und Zwerge erlegt und den Nibelungenschatz erringt, so kämpft der Knabe Rustem mit dem wüthenden Elephanten, erstürmt das weiße Schloß auf dem Berge Sipend, an dem die Kraft aller seiner Vorfahren erlahmt ist, besteht hintereinander sieben Abenteuer mit Drachen, Zauberinnen und Dämonen und rühmt mit Recht von sich:

„Was sind mir Löwe, Div und Elephant,
Was mir das blaue Meer, der Wüstensand?

Und wenn mich tausend Feinde auch bekriegen,
Ich werde sie wie einen Mann besiegen.
Kurzweil ist mir der Kampf der Krokodile,
Die Tigerjagd dient mir zum Scherz und Spiele."

Aber nach allen diesen Heldenthaten unterliegt er endlich doch dem hinterlistigen Anschlag seines tückischen Bruders, der ihn, wie Hagen den Siegfried, auf's Jagdgefilde lockt und ihn dort in eine mit scharfen Pfählen, Pfeilen, Schwertern, Lanzen und spitzen Keilen angefüllte und geschickt verdeckte Grube hineinstürzen läßt. Zwar sinkt der Frevler durch einen Rachepfeil Rustems tödlich getroffen nieder, aber der strahlende Held ist für immer dahin, nicht mehr erlabt er sich an Fest und Schmaus, zieht nicht mehr zu Kampf und Streit ins Feld, spendet nicht mehr Geld und Schätze seinen getreuen Mannen. Auch er, der mit Stolz einst von sich gesagt:

„Ich siegte viel, doch wurde nie besiegt",

ist vom unerbittlichen Schicksal dahingerafft und eine Beute des Todes geworden. — Ergänzt wird diese Gestalt des Lieblingshelden der persischen Sage für unseren speziellen Vergleich mit Siegfried noch durch drei andere, ebenfalls bedeutsame Recken, durch Rustems eigenen Sohn Suhrâb, der, kecken, hochstrebenden Sinnes und starkbrüstig, schon mit drei Jahren Waffen führt, mit fünf Herz und Muth eines Löwen hat und mit zehn alle an Kampftüchtigkeit übertrifft, — ferner durch Sijâwusch, der, gleich schön an Körper wie an Seele, verklärt durch den Adel einer höheren göttlichen

Natur, alle Herzen unwiderstehlich an sich zieht und ebenso, wie Siegfried durch die Verbindung mit den Nibelungen, sein tragisches Verhängniß durch die Vereinigung mit den Turaniern, den finsteren Widersachern der lichthellen Iranier wachruft, — und endlich durch Isfendiâr, den zweitgrößten Helden des persischen Epos, dessen begeistertem Drange ebenfalls kein Wagniß, kein Abenteuer zu schwer und gefährlich ist. Isfendiâr theilt mit Siegfried die Eigenthümlichkeit, daß er durch Zauber am ganzen Körper gefeit und nur an einer Stelle verwundbar ist, nämlich an den Augen, wie jener zwischen den Schultern. Auch Isfendiâr besteht sieben Abenteuer, und zwar auf dem Wege zur ehernen Festung, aus der er seine beiden vom tûrânischen König gefangenen Schwestern befreien will. Es ist das eine bedeutsame Reminiscenz an den Drachenstein im „Hörnenen Siegfried", in welchem die von einem Drachen geraubte Kriemhild schmachtet. Gefahrvoll wie der Weg zu diesem ist er es auch zu der erwähnten Festung, denn Wölfe und Drachen, Löwen und Zauberinnen halten ihn besetzt, bald stürzt der Pfad in tiefe Schluchten, bald steigt er wieder jäh vom Meere auf, und Geier und Greife machen ihn unsicher, Frost, Schnee und Stürme erfüllen ihn und setzen dem kühnen Wanderer unüberwindliche Hindernisse entgegen. Aber Isfendiâr überwindet sie alle, erschlägt die beiden grimmigen Wölfe mit Hörnern, gewaltigen Hämmern gleich, elephantengleichen Zähnen und riesigen Nacken, tödtet dann zwei wüthende Löwen, fährt auf einem Schwerterwagen gegen ein Drachenungethüm an, einen Lindwurm, dem Blut aus den

Augen quillt, Feuersbrunst aus dem Rachen schlägt und der Schlund gleich einer Bergeshöhle klafft, erlegt eine listige Zauberin, die ihm, wie einst auch Rustem, in schöner, jugendlicher Gestalt mit verführerischen Reizen erscheint, bezwingt den Vogelriesen und gelangt so endlich, nachdem er noch einen fürchterlichen Schneesturm siegreich bestanden und einen meergleichen Strom mit Untiefen und morastigen Ufern glücklich passirt, zu der ehernen Burg. Hoch bis zu den Wolken erhebt sich ihr Bau, unersteiglich von unten, wo Felsgeklüfte und Ströme sie abschließen, mit vielen Getreidefeldern und Mühlen im Innern, so daß sie trotz der zahlreichen Menge ihrer erzumschienten Streiter hundert Jahre, ohne ausgehungert zu werden, einer Belagerung zu trotzen im Stande ist. Und doch dringt Isfendiâr, als Kaufmann verkleidet, in dieselbe hinein, tödtet den tûrânischen König, erhängt dessen Söhne und befreit seine Schwestern, die gleich unserer nordischen Gudrun — auch hier ist wieder ein wohl beachtenswerther Anklang an unsere Sagenwelt — lange Zeit von ihren Bedrückern zum niedersten Sklavendienst verdammt gewesen, baarfuß haben die Treppen auf- und ablaufen, wie Mägde Wassereimer schleppen und die gemeinste Arbeit verrichten müssen. So ergänzen sich denn die vier Helden des Schâhnâme, Rustem, Suhrâb, Sijâwusch und Isfendiâr gegenseitig und liefern ein ziemlich getreues Spiegelbild unseres deutschen Siegfried, des nordischen Sigurd. Auch die mit diesem in unserer Sage wie in der nordischen Mythe unlöslich verbundene Brunhild, die der Held von Niederland zweimal dem König Gunther erkämpfen muß, einmal im

ritterlichen Streit und dann in der Hochzeitsnacht, da ihr Neuvermählter zu schwach ist, die unbändige Jungfrau zu bezwingen, — auch sie tritt uns den Hauptzügen nach in der persischen Sage entgegen. Wie nämlich um unser großes nationales Epos sich eine Reihe von kleineren aus demselben Sagenkreise reiht, wie „Ortnit", „Hug- und Wolfdietrich", der „Rosengarten von Worms", „König Laurin" und andere mehr, so ist es auch mit dem Schâhnâme der Fall, und zwar zählt man dort vorzugsweise sieben, zum Theil mit Firdûsi's Gedicht an Länge wetteifernde Epopöen, die an einzelne Helden desselben anknüpfen und deren Familienschicksale, sei es auf Grund wirklicher alter Ueberlieferungen, die Firdûsi nicht benutzt hat, sei es mit rein poetischer Fiktion weiter ausspinnen. Eins von diesen ist das „Bânû-Guschâspnâme", das die Schicksale einer Tochter Rustems, der Bânû-Guschâps, schildert. Gleich einer Amazone geht sie auf die Jagd, kämpft mit Löwen, befreit gefangene Prinzen und wird endlich von ihrem Vater an einen der persischen Großen aus Zwang verheirathet, damit der gegenseitigen Eifersucht der Ritter, die sich alle um ihre Hand bewerben, ein Ziel gesetzt werde. Aber in der Brautnacht kehrt sie noch einmal ihre unbezwingliche Kampflust heraus, überwältigt ihren Gatten, und fesselt ihn mit ihrem Gürtel, ganz wie Brunhild den Gunther, und erst dem starken Arme Rustems, der sich ins Mittel legt und mit ihr ringt, gelingt es, sie zu bezwingen und dem machtlosen Gatten zu seinem ehelichen Rechte zu verhelfen. Fortan ist ihre Kraft gebrochen und

„auch sie nicht stärker, denn ein andres Weib", wie es im Nibelungenliede bei dieser Gelegenheit heißt.

Eins der ältesten uns aufbewahrten Erzeugnisse deutscher Volkspoesie ist bekanntlich das „Hildebrandslied", dessen Kern der Zweikampf Hildebrands, des alten Waffenmeisters Dietrichs von Bern, der nach dreißig in der Fremde verbrachten Jahren endlich in seine Heimat zurückkehrt, mit seinem allgemach ebenfalls zum Helden herangereiften Sohne Hadubrand bildet. Hadubrand tritt mit seinen Mannen dem Vater, dessen Person ihm unbekannt ist und den er längst als todt beweint, feindlich entgegen, und trotzdem dieser seinen Sohn, den er wohl erkennt, vom Kampf zurückzuhalten sucht, ihm sogar seine ganze Lebensgeschichte erzählt, will jener ihm doch keinen Glauben schenken und schilt ihn einen alten Hunnen, der ihn zu bethören sucht, um ihn dann desto sicherer zu tödten. Und so entspinnt sich denn wirklich, da auch Hildebrands Kampflust durch dies Benehmen des Sohnes geweckt wird, ein erbitterter Streit zwischen ihnen, in welchem schließlich — wie eine spätere Umdichtung des Liedes durch den Volkssänger Kaspar von der Roen am Ende des 15. Jahrhunderts uns lehrt — der Vater den Sohn besiegt und dann mit ihm versöhnt zu der verlassenen Gattin und Mutter heimkehrt.*) Ganz denselben Stoff, nur

*) Nach Wackernagels Vermuthung hat auch bei uns die älteste Dichtung tragisch geschlossen, und das wird um so wahrscheinlicher, als auch in der griechischen Telegonie des Eugammon von Kyrene ganz der nämliche Stoff zu einem erschütternden Abschluß gebracht ist. Telegonos, ein Sohn der Kirke, macht sich, als er Mann geworden,

mit viel größerer und erſchütternderer Tragik, behandelt im Schâhnâme die Geſchichte von Ruſtem und ſeinem ſchon oben genannten Sohne Suhrâb, die unſer Rückert meiſterhaft nachgebildet hat, und während das deutſche Gedicht gut und befriedigend abſchließt, endet dieſes perſiſche, der ganzen tiefernſten Anlage gemäß, mit dem Tode des Sohnes. Zu der tiefen Wehmuth, die jeden Leſer bei dieſer herrlichen, mit allem Aufwand dichteriſcher Kunſt komponirten Epiſode ergreifen muß, paſſen nun ſehr treffend die allgemeinen Einleitungsworte Firdûſi's, mit denen er dieſen Abſchnitt beginnt und die in der vortrefflichen Nachdichtung Schacks lauten:

„Der Hauch des Todes iſt ein zehrend Feuer,
Er ſchont nicht jung, noch alt — nichts, was dir theuer!
Und trotzt die Jugend auf der Wangen Roth,
Ihr, wie dem Alter, droht derſelbe Tod;
Jedwedem tönt allhier der Ruf: „brich auf!“
Stets ſpornt der Tod das Schickſalsroß zum Lauf.
So ward's durch ein gerechtes Loos verhängt,
Ein Thor, wer ſich zu murren unterfängt!
Die Jugend und das Alter ſind gleichviel,
Denn ſie gelangen an daſſelbe Ziel!“ —

Die Hauptumriſſe der Erzählung des großen perſiſchen Dichters ſind nun folgende. Auf der Suche nach einem verloren gegangenen Pferde kommt Ruſtem in ein fremdes

---

auf, ſeinen Vater Odyſſeus zu ſuchen und als er in Ithaka plündert, geräth er in Zweikampf mit ſeinem ihm unbekannten Erzeuger, den er erſt erkennt, als dieſer ihn tödlich verwundet hat. Vergl. Prutz: „deutſches Muſeum“ 1857, Nr. 8, S. 278. —

turanisches Land, schließt dort einen Herzensbund mit der Königstochter Tahmîne, verläßt sie aber bald darauf wieder und kehrt nach Irân zurück. Als der aus dieser Verbindung entsprossene Sohn Suhrâb zu einem stattlichen Jüngling herangewachsen, treibt ihn die unbezwingliche Ruhmbegier, nach Irân zu ziehen, dort nach Vertreibung des Königs seinen Vater Rustem auf den Thron zu setzen, und dann kampfschnaubend nach Turân zurückzukehren, um auch dort den Herrscher zu stürzen und seine Mutter zur Königin zu erheben.

„Wo Rustem Vater ist und ich der Sohn,
Da bleibe keinem Fürsten sonst der Thron;
Denn wenn vereinigt Mond und Sonne funkeln,
So muß der Sterne Kronenschmuck erdunkeln!"

Mit stattlichem Heere rückt nun Suhrâb, der da leuchtet wie die tagende Sonne, starkbrüstig wie Löwen, und Bergen gleich an Wuchs ist, daß Alle neben ihm wie Zwerge erscheinen, vor dem, wenn er sein indisches Schwert erhebt, das Gebirge zu erzittern und die Erde zu erbeben beginnt, dessen Kampfruf den Donner überdröhnt und dessen Lanze mit ihrer tödlichen Gewalt weit die Macht der Blitze überragt, zuerst gegen Irâns Hauptstütze, das schon oben einmal erwähnte weiße Schloß, und nimmt dasselbe im Sturm ein. Der König von Irân schickt dem frechen Eindringling Rustem mit starker Heeresmacht entgegen, und beide, Vater und Sohn, treffen nun feindlich auf einander, ohne von ihrer Blutsverwandtschaft zu wissen. Denn mit wahrhaft tragischer Ironie hat der Dichter es verstanden, stets durch eine Schick-

ſalsfügung oder auch durch eine Hinterliſt der Mitbetheiligten die Erkennungsſcene hinauszuſchieben, bis es endlich zu ſpät iſt. Zwar denkt Ruſtem gleich bei der erſten Schilderung von dem kühnen tûrâniſchen Recken an ſeinen Sohn, kann aber doch nicht glauben, daß der Knabe ſchon ſo ſtark und kampftüchtig ſei; zwar vermuthet auch Suhrâb bei Ruſtems Anblick nach allen Zeichen ſeinen Vater in ihm, aber der gefangene Vogt des weißen Schloſſes verheimlicht aus Furcht, der große Ruſtem könne durch dieſen Fremdling überwältigt werden, ihm deſſen Namen, und ſo kommt es, weil auch Ruſtem zu ſtolz oder zu ärgerlich iſt, dem kecken Knaben, der ihn zum Zweikampf fordert und nach ſeinem Namen fragt, dieſen zu nennen, zum erſten Waffengange zwiſchen beiden. Der Streit bleibt unentſchieden, beide kehren in ihr Lager zurück, und wieder regt ſich, noch mehr als zuvor, in Suhrâb die Ahnung, er habe ſeinem Vater gegenübergeſtanden. Aber ein Abgeſandter des tûrâniſchen Königs, der durch alle möglichen Liſten es verhindern ſoll, daß beide ſich erkennen, damit entweder Ruſtem durch des Sohnes Hand falle und Irân ſo heldenlos werde, oder Suhrâb dem Vater erliege und dieſer dann durch den Schmerz getödtet werde, redet dem Jüngling ſeine Vermuthung aus, und zum zweiten Male prallen die Helden aufeinander. Auf's Neue fragt Suhrâb den Ruſtem nach ſeinen Namen und bittet ihn vom Kampfe abzulaſſen, damit er nicht gezwungen ſei, ihn, einen ſolchen Recken, zu tödten, aber zornerfüllt ob dieſer Drohung ſteht der Vater ihm keine Rede, und als er nun gar von dem Knaben zu Boden geworfen wird, ent-

brennt die Kampflust so gewaltig in ihm, daß er erbittert ringt mit seinem Gegner und endlich sein Schwert siegreich in Suhrâbs, seines Sohnes, Brust bohrt. Jammernd ruft dieser, während er zusammenbricht:

„Die Frucht der Mühen hab' ich nicht gesehn,
Ach! nicht des Vaters Angesicht gesehn!
Doch ob ein Fisch du schwämmest durch die Welle,
Ob durch den Himmel flöhst mit Sternenschnelle,
Ob du dich bärgst in nächt'ge Finsternisse,
Ob deine Hand herab die Sonne risse,
Doch trifft dich meines Vaters Racheschwert,
Wenn er, daß mich dein Arm erschlug, erfährt.
Der Großen wird, der Krieger Einer schon
Dem Rustem melden, daß du seinen Sohn,
Indeß er seinen Vater aufgesucht,
Zur Erde hinwarfst leblos und verrucht."

Mit diesen Worten ist die unselige Binde von Rustems Augen gezogen, er erkennt in dem Erschlagenen den Sohn, wie dieser im Mörder den Vater, und die erschütternde Wehklage Rustems an Suhrâbs Leiche sowie die Jammerrufe Tahmînens, der unglücklichen Gattin und Mutter, beschließen diese ächt tragische Episode des Schâhnâme, die zu dem Erhabensten zählt, was jemals die Weltliteratur hervorgebracht.

Eine der bekanntesten Sagenstoffe des griechischen Alterthums ist die Geschichte von Phädra und Hippolyt — vielfach hat sich die Dichtkunst, vornehmlich die dramatische, an diesem Motive versucht, und wenn auch die betreffenden Stücke des Euripides und Seneca keine weitere Verbreitung gefunden haben, Racine's Trauerspiel „Phädra" wenigstens

ist durch unseren großen Schiller in so meisterhafter Weise den Deutschen zugeeignet, daß es längst auf der Bühne heimisch geworden und den an erschütternden Momenten reichen Stoff allgemein bekannt gemacht hat. Ganz der nämliche findet sich nun auch in der persischen Sage, und wieder ist es das Schâhnâme, in dem auch dieser poetisch gestaltet ist, und zwar in der Episode von Sijâwusch und Sûdâbe. Des Sijâwusch ist schon früher Erwähnung gethan, als eines mit allen Reizen leiblicher wie geistiger Schönheit ausgestatteten Jünglings, und wie Hippolyt fällt auch er dem furchtbaren Grimme verschmähter Liebe zum Opfer. Sûdâbe, des irânischen Königs Kai Kâwus zweite Gemahlin, von sinnlicher Leidenschaft verzehrt und gleich schnell zur glühenden Liebe wie zum glühenden Hasse bereit, hat heimlich ihr Auge auf ihren Stiefsohn Sijâwusch geworfen, dessen Bild sie nicht mehr aus ihrem Herzen zu reißen vermag, seitdem sie ihn einmal in seinen strahlenden Reizen erschaut. Gleich Phädra fühlt sie sich „durchschauert und durchflammt" von wilder Liebesraserei, und da er ihren Bitten, doch einmal das Frauengemach zu besuchen, den ganzen Stolz seiner Unschuld in den Worten entgegenstellt:

„Ein Lüstling bin ich nicht,
Laß ab, auf Trug und Listen sinn' ich nicht",

so weiß sie geschickt ihren Gemahl durch alle möglichen Vorwände dahin zu bringen, daß er selbst den Sohn auffordert, Sûdâbe's Wunsch zu erfüllen. Sijâwusch gehorcht diesem Wort des Königs, und als er eintritt in den Harem, er-

glänzt dieſer in ſchönſter Pracht, Moſchusduft erfüllt ihn, Muſik erklingt, Geſang erſchallt, in den Bechern perlt feuriger Wein, und auf den Seidenpolſtern des Throns von lauterem Golde, umgeben von den übrigen Frauen, ihren Töchtern und Dienerinnen, ſitzt Sûdâbe im Juwelenſchmuck, die Rubinenkrone auf dem Haupt, erſtrahlend gleich dem Stern Sohail, mit duftigem wallenden Lockenhaar. Sie umarmt und küßt mit Gluth den Jüngling und kann ſich gar nicht an ſeinem Anblick erſättigen. Beklommen und geängſtigt durch dieſe Art der Liebkoſung kehrt er bald wieder aus dem Frauengemache heim, aber auf's Neue weiß ſie mit Hülfe des nichtsahnenden Königs ihn in ihren Kreis zu ziehen, und als er nun, der vergeblich dem Vater ſeinen Argwohn mitgetheilt und von dieſem nur lächelnd mit der Erwiederung zurückgewieſen iſt:

„Die Sorgen banne aus der Seele dir,
Denn Sûdâbe iſt Mutter dir — es ſchlägt
Ihr Herz von Liebe, die ſie für dich hegt",

zum zweiten Male verlegen, bang und ſtumm den Harem betritt, fordert Sûdâbe ihn auf, unter den anweſenden Töchtern und Mädchen ſich eine Gattin zu wählen. Dies Mittel erwirkt augenblicklich das, was zu erwirken ihre einzige Abſicht war, nämlich daß alle Bewohnerinnen des Frauengemaches, ſchaamerröthend und jede in froher Erwartung lebend, ſich zurückziehen, und ſie mit ihrem Stiefſohn allein zurückbleibt. Blitzſchnell hebt ſie den Schleier empor, und Sijâwuſch in die Arme ſinkend und ihre Lippen feſt auf ſeine

Wange preſſend geſteht ſie ihm, daß die von ihr vorgeſchlagene Heirath nur zum Scheine vor ſich gehen ſolle, daß ſie ſelbſt einzig und allein ihm ihr Herz geweiht habe und von ihm verlange, daß er ihr, der ſtrahlenden Sonne, neben der die Uebrigen nur blaſſem Mondesſchimmer glichen, den erſten Preis der Schönheit zolle. Mit glühenden Worten fleht ſie um Gegenliebe:

„In Allem will ich mich dir willig zeigen,
So Leib als Seele geb' ich dir zu eigen,
Gewähren will ich, was du magſt verlangen,
In deinem Liebesnetz bin ich gefangen!"

Sijâwuſch, obgleich im Innerſten empört, will ſie doch nicht durch gänzliches Zurückſtoßen allzu ſehr beleidigen und erklärt ſich, indem er den Hauptpunkt geſchickt zu umgehen weiß, zur Heirath mit einer ihrer Töchter bereit. Als ſie ihn aber zum dritten Male in ihr Gemach beruft und noch einmal Worte heißer Liebe an ihn richtet, da wallt der Unmuth in ihm auf, und wie Hippolyt bei den Liebesworten der Phädra ausruft: „Vergiſſeſt du, daß Theſeus dein Gemahl, daß er mein Vater?" ſo ruft auch Sijâwuſch:

„Am Vater ſollt' ich zum Verräther werden,
Ich ſollt' ein ſchnöder Miſſethäter werden?
Du, Weib des Schâhs, du, Sonne ſeinem Thron,
Du lockſt zu ſolchem Frevel ſeinen Sohn?"

und ſtößt ſie mit Abſcheu von ſich zurück. Die Folge davon iſt, daß nun von Ingrimm erfüllt die Verſchmähte ſich an ihm zu rächen ſucht. Sie fürchtet ſeinen Stolz, und kurz

entſchloſſen ſtellt ſie wie Phädra in den Augen ihres Gemahls den Stiefſohn als den Verſucher hin, der ſie von Pflicht und Ehre habe abwendig machen wollen und liebeglühend Hand an ſie zu legen gewagt. Zwar weiß ſich Sijâwuſch in überzeugender Weiſe von dieſem böſen Verdachte zu reinigen, aber dennoch vermag der König nicht an Sûdâbe's Schuld zu glauben, er gedenkt der vielfachen Liebesbeweiſe, die ſie ihm gegeben, und als ſie endlich gar mit Hülfe von Zaubermitteln ſeinen Sinn zu bethören und ihn mehr und mehr auf ihre Seite zu locken weiß, da iſt er vollends im Zweifel, wer hier Recht, wer Unrecht haben mag. Auch die Mobeds, die weiſen Alten, vermögen keine endgültige Entſcheidung herbeizuführen, und ſo wird ſchließlich ein Gottesurtheil zur Erforſchung der Unſchuld angeſtellt. Sijâwuſch ſoll die Feuerprobe beſtehen, und im vollen Vertrauen auf ſein gutes Recht und des Himmels mächtigen Schutz erklärt er ſich hierzu bereit mit den muthigen Worten:

„Ob auch ein ganzer Berg von Feuer loht,
Weit beſſer als die Schande iſt der Tod!"

Er beſteht die Probe glänzend, durchſchreitet das Feuermeer unverſehrt wie Siegfried die Waberlohe, und Kai Kâwus, ſein Vater, verurtheilt nun die treuloſe Sûdâbe zum Galgen, aber auf Sijâwuſch' Bitten wird ſie endlich doch noch begnadigt, und beide Betheiligte gehen alſo unverſehrt aus dieſem Conflicte hervor. Inſofern ſcheint der Ausgang der perſiſchen Sage bedeutend von dem der griechiſchen abzuweichen, und der perſiſche Theſeus ein etwas verſtändigerer

und besonnener urtheilender Vater zu sein als der Heros des klassischen Alterthums. Aber es ist doch nur scheinbar, und der alte Spruch: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben“ bewährt sich auch hier. Die orientalische Gestaltung der Sage zeichnet sich eben durch größere Fülle des Details aus, sie hat den Faden der Handlung weiter und länger ausgesponnen als jene, das Endergebniß ist trotzdem in beiden ziemlich dasselbe. Sûdâbe lockt durch alle möglichen Künste den schwachen König, der allgemach wieder in heißer Liebesleidenschaft für sie erglüht, mehr und mehr in ihre Netze und schürt seinen Argwohn gegen Sijâwusch, um diesen doch noch zu verderben. Und das gelingt ihr nur zu gut. Als auf einem Feldzuge gegen Tûrân Sijâwusch mit dem Feinde gegen Stellung von Geißeln einen Vertrag abschließt, verlangt der von Sûdâbe mit Mißtrauen erfüllte König, empört über seinen Sohn, von ihm die Auslieferung der Geißeln, um sie zu tödten. Sijâwusch entzweit sich mit dem Vater über diesen von ihm geforderten Wortbruch und flüchtet sich nach Tûrân, dessen König ihn gastfreundlich aufnimmt und ihm sogar seine Tochter zum Weibe gibt. Im reizenden Luftorte Gangdis, der Stadt

„mit hochgethürmten Schlössern,
Mit Rosenhainen, sprudelnden Gewässern,
Mit Gärten voll Cypressen und voll Cedern,
Mit Ruhebänken und mit warmen Bädern“,

wo Hirsche und anderes Gewild sich in reicher Fülle tummeln, alle Hügel von Pfauen und buntfarbigen Fasanen wimmeln, wo der Sommer nie heiß und der Winter nie kalt ist, wo

süß und klar alle Quellen strömen und Frühling herrscht das ganze Jahr hindurch — dort verbringt der jugendliche Held in seinen Schlössern mit den wolkennahen Kuppeldächern und den Prachtsälen bei Musik und Gesang wonneselige Tage. Aber heimlich schleicht das Unheil heran, ein Verräther weiß dem König von Tûrân den Verdacht einzuflößen, als stehe Sijâwusch im Einvernehmen mit dem Feinde, voll wilden Hasses schickt dieser eine Mörderrotte aus, und unter ihren Streichen fällt des unschuldigen Jünglings Haupt. Laut wehklagt nun Kai Kâwus, der Vater, daß er einst seinen Sohn aus seinen Reichen verjagt, wehklagt wie Theseus, als er den schrecklichen Erfolg seiner an Neptun gerichteten Bitte um Bestrafung Hippolyts vor Augen sah; Rustem aber, der starke Held, des Sijâwusch Freund und Waffenbruder, entbrennt in glühendem Rachegefühl, und die erste, die seinem Grimme zum Opfer fällt, ist Sûdâbe, die tückische Stiefmutter, denn sie hat unaufhörlich des Königs Abneigung gegen seinen Sohn genährt und ist so mittelbar die Haupturheberin von dessen Tode geworden. An den Haaren faßt er sie, reißt sie vom Throne herab, schleppt ihre Glieder im Staube dahin und trennt ihr endlich das Haupt vom Rumpf. Dann erst zieht er gegen Tûrân zu Felde und übt auch da die blutigste Wiedervergeltung.

Zu diesem Phädrastoffe bieten übrigens auch manche andere morgenländische Literaturen ein bedeutsames Pendant. Die ganz ähnliche biblische Geschichte von Joseph und der Gemahlin des Potiphar ward zuerst von Muhammed in der zwölften Sure des Koran weiter ausgeführt, und auf Grund

dieſer Erzählung bemächtigte ſich dann vorzugsweiſe die perſiſche Poeſie des intereſſanten Stoffes. Schon Firdûſî ſchrieb neben ſeinem „Schâhnâme“ ein großes Epos: „Juſſuf und Zuleicha“, und nach ihm haben ſich viele bedeutende Poeten daran verſucht, mit größtem Glück aber Dſchâmî, der letzte hervorragende Dichtergenius Perſiens, deſſen gleichnamiges Epos von Roſenzweig in Text und metriſcher Ueberſetzung herausgegeben iſt. Auch in dem aus 1001 Nacht von Scheihzâde bearbeiteten türkiſchen Volksroman: „Die vierzig Vezire“ bildet eine ſolche Phädrageſchichte, ebenfalls mit günſtigem Ausgange für den unſchuldigen Stiefſohn, die Einkleidung, ſo zu ſagen den Rahmen des ganzen, eine Menge von kleineren Erzählungen umfaſſenden Werkes, das von Behrnauer trefflich verdeutſcht iſt. — Noch eine intereſſante Parallele endlich mit einer altnordiſchen Sage und zwar mit der vom Ragnar Lodbrok liefert daſſelbe Schâhnâme in der Drachenkampfgeſchichte aus der Zeit König Ardeſchirs, auf die Felix Liebrecht in Benfeys: „Orient und Occident“ Bd. 1, S. 560 zuerſt aufmerkſam gemacht hat. Die perſiſche Faſſung der Sage iſt die, daß eine Jungfrau beim Baumwollenſpinnen eines Tages einen Apfel, der vom Baume fällt, aufhebt und beim Aufſchneiden deſſelben einen Wurm darin findet. Da nun unter dem Glücksſtern dieſes Wurmes ihre Arbeit von Tag zu Tag mehr gefördert wird, ſo pflegen ihre Eltern denſelben wohl, machen ihm, als er immer größer wird, einen Kaſten, und als auch dieſer ihn nicht mehr zu faſſen vermag, einen großen Steinbehälter, in dem er nun ſtark und gewaltig heranwächſt zu einem elephanten-

gleichen Drachen. Zum Lohn für ihre Pflege werden diese durch seinen Einfluß immer reicher und mächtiger, und ihrer Beutelust und Kriegsgewalt kann endlich Niemand mehr widerstehen. Da gelingt es endlich Ardeschîr, in das neuerbaute Schloß Jener durch List einzudringen, die Schloßhüter und Diener berauscht zu machen, und nachdem er durch Uebergießen von flüsigem Metall die Kraft des Lindwurms gebrochen, denselben ganz zu vernichten, das Schloß zu erobern und ihre Besitzer zu tödten. In der Ragnar Lodbroksage erwächst aus einem Geierei ein Lindwurm, den Jarl Herraudr in Westgothland noch ganz klein seiner Tochter zum Geschenk macht. Als derselbe aber zuletzt zur gewaltigen Größe anwächst und durch seine Tücke und Bosheit allen gefährlich wird, verheißt der Jarl seine Tochter und das Lager von Gold, in welchem der Drache liegt, dem, der im Stande ist, dieses Unthier zu erlegen. Das geschieht durch den jungen Ragnar, und die Maid wird in Folge dessen sein Weib. Bemerkenswerth ist noch die Uebereinstimmung in der Schilderung vom Todeskampfe des Lindwurms; in der persischen Sage stößt er aus seinem Rüssel einen so gellenden Schrei aus, daß die Erde weitumher erzittert, in der nordischen windet er sich so furchtbar, daß das Haus erbebt. — Auch beim Saxo wird dieselbe Geschichte mit einigen Modificationen berichtet. —

Verlassen wir jetzt das „Schâhnâme“ und wenden wir uns zu dem zweitgrößten Dichterheroen Persiens, dem berühmten Nizâmî aus Gendsch, der im 12. Jahrhundert lebte und wirkte und in dem die romantische Epik ihren höchsten

Gipfelpunkt erreichte. Auch er liefert uns, vornehmlich in einem ſeiner Werke, dem „Heft Peiker“, eine intereſſante Parallele zu einem bekannten Stoff des Abendlandes. „Heft Peiker oder die ſieben Schönheiten“ iſt ein umfangreiches epiſches Gedicht, das die Liebesverhältniſſe des perſiſchen Fürſten Behrâmgûr (ſo genannt, weil er ein leidenſchaftlicher Jäger des Gûr oder Wildeſels war) zu ſieben ſchönen Prinzeſſinnen behandelt, die er alle zu gleicher Zeit geheirathet und denen er ſieben mit verſchiedenen Farben und Edelſteinen ausgeſchmückte Prunkgemächer eines eigens dazu erbauten prachtvollen Palaſtes zur Wohnſtatt angewieſen hatte. Jeden Tag der Woche pflegte er nun, in die Farbe des betreffenden Zimmers gekleidet, eine ſeiner Gemahlinnen zu beſuchen und ſich von ihr durch eine anmuthige Erzählung, die ſtets mit dem Lob der ſpeziellen Farbe ſchloß, unterhalten zu laſſen. Von dieſen ſieben Erzählungen, die alſo den Hauptbeſtandtheil des ganzen Werkes bilden, iſt nun die hier einſchlagende die vierte, die Behrâmgûr von der ſlaviſchen Prinzeſſin vernimmt und die zur Heldin eine ruſſiſche Fürſtentochter hat. Dieſe zuerſt von Franz von Erdmann in Text und Ueberſetzung herausgegebene Epiſode iſt ein überraſchendes Seitenſtück zu der durch Schiller in ſo vorzüglicher Weiſe aus dem Italieniſchen übertragenen oder vielmehr nachgebildeten und veredelten Gozzi'ſchen Tragikomödie „Turandot“, deren Stoff entſchieden aus dem Orient entlehnt iſt und mit unſerem Nizâmî'ſchen Märchen wahrſcheinlich eine und dieſelbe gemeinſame Urquelle hat, wenn ſich das jetzt auch nur noch in den gleichen Hauptmotiven,

nicht mehr in der sehr von einander abweichenden Detailausführung erkennen läßt. In der Charakterzeichnung der Heldin ist die Aehnlichkeit der beiden Erzählungen am überraschendsten. Turandot wie die russische Fürstentochter sind beide Frauen von höchster Schönheit, von erhabenem Sinn und seltenem Geistesadel, die gütig gegen alle Welt nur ein Laster, unbezwinglichen Stolz, besitzen und jeden Mann hassen und verabscheuen, weil sie in ihm den übermüthigen Unterjocher des Weibes, den wilden Jäger schauen, dem jede Schönheit zur Beute fallen muß. Beide werfen sich gleichsam zur Rächerin ihres beleidigten Geschlechtes auf, indem sie dem stolzen Männervolke, das nach ihrer Meinung keinen andern Vorzug als rohe Kraft vor dem Weibe voraus hat, den Krieg erklären, bis sie endlich doch die Uebermacht seines Geistes anerkennen müssen, und selbst von der Liebe Macht bezwungen, mit ihren eigenen Waffen geschlagen, frei dem Zuge ihres Herzens folgen und dem erkorenen Gatten in die Arme sinken. „Ein Weib zwar an Gestalt, ein Mann an Weisheit reich", so charakterisirt Nizâmî im Allgemeinen die Tochter des russischen Herrschers und malt dann in den glühendsten Farben, mit den überschwänglichsten Bildern bis ins Kleinste hinein ihre unvergleichliche Schönheit, ihren cedergleichen, hohen und schlanken Wuchs, überhaupt alle ihre äußeren Reize wie nicht minder ihre trefflichen Geistesanlagen aus. In allen Fächern des Wissens ist sie bewandert, den Lauf der Gestirne, die geheimen Kräfte der Natur kennt sie und weiß sie zu gebrauchen, und Witz und Scharfsinn stehen ihr in reichstem Maße zu Gebot. Aber hart und stolz

wendet sich ihr Herz von den Männern ab, nichts will sie von Liebe wissen, und da der Ruf ihrer Schönheit zahllose Werber aus allen Gegenden herbeilockt, so sinnt sie auf ein wirksames Mittel, um sich vor dem Ungestüm der verhaßten Freier zu retten und ihre unumschränkte Freiheit vor der Gefahr zu bewahren, einem Manne unterthan und damit für immer vernichtet zu werden. Sie begnügt sich aber nicht mit dem Aufgeben von spitzfindigen, unlöslichen Räthseln allein, wie Turandot, sie erfindet noch schwerere, unübersteigliche Hindernisse, die erst besiegt werden müssen, ehe der kühne Freiwerber überhaupt vor ihr Angesicht treten und auf die Fragen dieser Sphinx Rede und Antwort stehen darf. Und darin zeigt sich wieder die reichere, üppigere Phantasie der Orientalen, die gerade auf diesem Gebiete des Phantastischen und Märchenhaften keine Grenze noch Schranke kennt. Mit Einwilligung ihres Vaters, der sich gleich Altoum in Gozzi-Schiller erst lange geweigert, dann aber doch schwach genug gewesen ist, dem Wunsch seiner geliebten Tochter zu willfahren, hat sich unsere russische Heldin auf einem abgelegenen Berge eine feste Burg erbaut, in der sie, von reichen Schätzen umgeben, wohnt, und den zu dieser Veste führenden steilen Pfad mit Talismanen aus Erz und Stein verwahrt, die, ausgenommen des Schlosses Wächter, Jeden, der sich unüberlegt in sie hineinstürzt, vernichten. Will nun trotzdem noch Jemand um ihre Hand werben, so muß er zuvor folgende vier Bedingungen erfüllen, deren Erlaß nebst ihrem eigenen Porträt am hohen Altan der Stadtpforte angeschlagen ist. Erstens muß er von gutem

Ruf und makelloſer Tugendreinheit ſein, zweitens die Talismane ſiegreich aus dem Wege räumen, drittens, wenn er ſie erlegt und in ſichere Feſſeln geſchlagen, mit ihnen ſich bei der Prinzeſſin melden und Stand und Namen nennen, und viertens endlich am Hof ihres Vaters in der Hauptſtadt, wohin er in ihrem Gefolge zu reiſen hat, verſchiedene tief verſteckte Räthſelfragen löſen. Wer dies nicht erfüllt, fällt unrettbar als Opfer, und wie in Peking auf Turandots Befehl werden auch hier die Köpfe der Wagehälſe zum warnenden Exempel mit ihrem blutigen Schopf am Stadtthor aufgehängt. Viele edle Jünglinge unternehmen nun, gereizt von der himmliſchen Schönheit, das Wageſtück, aber alle unterliegen, geben Haupt und Leben in dem grauſamen Spiele dahin und ernten als Lohn für ihre Tollkühnheit und thörichte Verblendung nichts, als was bei Schiller mit den kurzen, treffenden Worten ausgedrückt iſt:

„Der Kham beſeufzt die fürchterliche That,
Doch ungerührt frohlockt die ſtolze Schöne!“

Da endlich naht ein Prinz aus angeſehenem Fürſtenblut, von ſchöner Geſtalt, edelmüthigem beherzten Sinn und hoher Geiſteskraft dieſer Gegend und wird beim Anblick ihres Bildes ebenfalls von glühender Liebe für die herzloſe Schöne entflammt. Aber weniger vorſchnell als Kalaf, der ſich gleich lieberaſend in das Wagniß hineinſtürzt, kämpft dieſer lange Zeit einen harten Kampf zwiſchen ſeiner Leidenſchaft und der Furcht vor dem gräßlichen Ende, und ſehr bezeichnend ſagt Nizâmî von ihm:

„Er war im Herzen voll Verlangen Nacht und Tag,
Nicht Nacht war ihm die lange Nacht, der Tag nicht Tag!"

In ſeiner Rathloſigkeit geht er ſchließlich zu einem kundigen, in allen geheimen Künſten erfahrenen Greiſe, und als dieſer ihn wohl inſtruirt hat, beginnt er ſeinen Kriegsplan zu entwerfen, ſchließt — ächt orientaliſch — mit den Geiſtern einen Bund und macht ſich nun mit dem feſten Vorſatz:

„Entweder fall' des Haupts Tiare in den Staub,
Ja oder ſchmück' das Haupt mit neuem friſchen Laub"

auf den gefahrvollen, verderbendrohenden Weg zu der Burg. Glücklich überwindet er die Talismane und dringt gewappnet bis an das Thor der Veſte vor, wo er von der durch ſeine ungeahnten Erfolge überraſchten Schönen den Beſcheid erhält, zur Stadt zurückzukehren und dort noch zwei Tage zu harren, bis ſie ſich an ihren Vater gewendet und mit ihm Rückſprache genommen. Die Bürger aber geleiten den ſiegreichen Jüngling im Triumphzuge in die Mauern der Stadt heim und geloben feierlich, ſich gegen den Schâh zu empören, wenn er dieſen nicht zum Eidam erküre, ihn vom Throne zu ſtürzen und dieſen tapferen Prinzen ſelbſt zum Herrſcher zu erwählen. Die ruſſiſche Turandot ſetzt ſich indeſſen mit ihrem Vater ins Einvernehmen, und obwohl ſich in ihr bereits die Liebe zu dem ſchönen, mannhaften Jüngling regt, kann ſie doch die Härte ihres Herzens noch nicht ganz überwinden und beſchließt, es noch auf die letzte Probe mit den Räthſeln ankommen zu laſſen, um auch Beweiſe ſeines Scharfſinns zu erhalten. Dieſe Räthſel haben nun eine ganz eigen-

thümlich orientalische Fassung, und auch wohl nur ein Orientale mit dem spitzfindigsten Grüblergeist war von allen Sterblichen im Stande, sie zu lösen — jeder Andere würde selbst bei allem Aufwand von Geistesschärfe die richtige Antwort auf die von der Prinzessin gestellten geheimnißvollen Fragen gewiß niemals gefunden haben. Der Schâh richtet nämlich ein großes Gastmahl an, zu dem alle Edlen des Reiches und auch der prinzliche Freiwerber geladen werden, und als man tüchtig geschmaust, besteigt der Herrscher den Thronsitz, die Gäste reihen sich um ihn herum, und die verschleierte Schöne nimmt nun zunächst zwei Perlen aus ihrem Ohrgehäng und läßt sie dem Prinzen überreichen. Das ist die erste Räthselfrage. Er löst dieselbe glücklich dadurch, daß er den beiden Perlen drei andere zufügt und diese fünf seiner angebeteten Geliebten zurücksendet. Der Sinn der Frage war, wie die Prinzessin ihrem Vater später erklärt:

„Ich meinte durch der beiden Perlen glanzvoll Bild,
Daß mir das kurze Leben nur zwei Tage gilt",

und er beantwortet den feinen Sinn derselben sehr treffend dahin: „wenn es auch fünf Tage sind, es geht trotzdem im Nu vorüber", wobei man zum näheren Verständniß wissen muß, daß dem Perser das Bild von fünf Tagen für dies kurze, vergängliche Erdenleben ein ganz geläufiges und tausendmal von Dichtern angewandtes ist. Die Prinzessin schreitet zur Aufgabe des zweiten Räthsels, indem sie diese Perlen zusammen mit Zucker in eine Schachtel legt und wieder an den Prinzen befördert. Das heißt: dieses kurze

Leben von fünf Tagen ist reich an Sinnenlust, und schließt also die Frage in sich ein, wie diese am besten aus demselben getilgt und durch edlere Gefühle ersetzt werden könne. Der Prinz mit rascher Geistesgegenwart gießt Milch auf diesen Zucker, wodurch derselbe geschmolzen wird, und deutet damit höchst sinnig einestheils die innige Verschmelzung zweier Liebenden an, nach dem Ausspruch des großen persischen Dichters Dschâmî:

„Paar Gleich mit Gleichem wohl, und Gleich mit Ungleich laß,
Weil Oel und Wasser dies, doch Milch und Zucker das",

anderntheils aber auch, daß ebenso, wie durch einen Tropfen klarer Milch der Zucker weggelöscht wird und verschwindet, auch die bloße gemeine Sinnenlust durch die völlige Seelen- und Leibesverbindung von zwei gleichgestimmten Liebenden vernichtet oder doch wenigstens veredelt und geläutert wird. Diese Proben überraschenden Scharfsinns beim Prinzen haben nun bereits den letzten Rest von Stolz und Härte aus dem Herzen des Mädchens verscheucht, nicht länger kämpft sie wie Turandot mit sich selbst und sucht dem Geliebten neue Qualen zu bereiten, sondern fest entschlossen, die Seine zu werden, gibt sie nun durch die Fassung der dritten Räthselfrage ihm schon genugsam ihre Liebe und ihre Einwilligung zur Ehe mit ihm zu erkennen, indem sie einen Ring vom Finger zieht und dem Prinzen überreicht. Er sieht darin mit Recht ein Liebesunterpfand, und gibt an sie eine Perle zurück, die sie schnell so deutet:

„Er sagte mir durch diesen Edelstein,
Er werd' ein Gatte mir gleich einer Perle sein."

Damit ist nun eigentlich das Räthselspiel zu Ende; was noch folgt, ist bloßer symbolisch-allegorischer Firlefanz im morgenländischen Geschmack, der aber dem Prinzen keine weiteren Nüsse zu knacken gibt. Die Schöne fügt nämlich der von ihm erhaltenen Perle noch einen kostbaren Hyacinth bei, löst des Busens Band, d. h. die Perlenschnur auf ihrem Busen, und

„Verleibt sodann dem Bande alle beide ein,
Denn beide sollten eins, nicht mehr, nicht minder sein."

Sie bekennt sich also dadurch als seine fortan von ihm unzertrennliche, mit ihm eins gewordene Gattin. Endlich nimmt sie noch eine andere Perle und läßt sie dem Prinzen überbringen, der seinerseits zu derselben einen himmelblauen Siegelring legt und ihr beides zurückstellen läßt. Sie steckt den Ring an den Finger, die Perle ins Ohr und ruft dann ihrem Vater freudestrahlend zu:

„Mein Glück erkenne du in diesem meinen Freund,
Der als der einz'ge mir für meine Wahl erscheint,
An dem ich den Gemahl gefunden, dessen Geist
In allen Gegenden der angestammte heißt.
Und wenn die Einsicht wohl sich unter Freunden gleicht,
Mein Wissen seinem Geist doch nicht das Wasser reicht." —

Auch dieses morgenländische Seitenstück zu einem im Abendlande geläufigen Stoff steht keinesfalls vereinzelt da,

ja selbst semitische und türânische Pendants zu ihm sind vorhanden. Unter den von Herrn von Haxthausen im ersten Bande von „Transkaukasia" mitgetheilten armenischen Märchen kehrt derselbe in ganz ähnlicher Weise wieder und wird auch da als ein seinem Ursprunge nach wahrscheinlich persischer aufgeführt; und in dem großen türkischen Volks- und Sittenroman von Sajjid Batthâl, einem poetisch wie kulturhistorisch überaus interessanten Ueberreste altmorgenländischer Literatur*), findet sich ebenfalls eine ähnliche weibliche Heroine, Adana, die Tochter des Königs Hamîrân, die nur dem Ritter ihre Hand reichen will, der sie im Einzelkampf besiegt, und endlich in dem Helden des Romans selbst ihren Meister findet. Ebenso tritt in einer von Garcin de Tassy aus dem Hindustânî übertragenen Erzählung**) eine Prinzessin Mihrangîz (die Liebeerweckende) auf, die, von zahllosen Königssöhnen umworben, jedem die Frage aufgiebt, was die Rose der Cypresse gethan habe? und jedem, der sie nicht beantworten kann, den Kopf abschlagen läßt, welcher Kopf dann an den Zinnen des königlichen Schlosses aufgehängt wird. Dem Prinzen Almâs gelingt es endlich, den Schlüssel zu dieser seltsamen Frage aufzufinden, sie zu beantworten und so die Jungfrau zu gewinnen. Freilich nimmt in diesem Mährchen die Erzählung, wie Almâs den Schleier des Ge-

*) In einer vollständigen deutschen Uebersetzung von dem Verfasser dieser Skizze zum ersten Male herausgegeben: „Die Fahrten des Sajjid Batthâl", zwei Bände bei Brockhaus, Leipzig 1871.

**) Zu vergl. Felix Liebrecht: „Rose und Cypresse" in Benfey's: „Orient und Occident", Bd. 2, S. 91 ff. —

heimnisses lüftet, den größten Theil in Anspruch, während das Uebrige nur den äußeren Einschlag des ganzen sehr kunstvollen Gewebes bildet. — Auch die arabische Erzählung von der Heldentödterin (in des Verfassers „Morgenländischen Studien" in der Novelle „Kampf und Sieg" frei bearbeitet) bietet eine interessante Parallele.

Noch manche andere bedeutsame Anklänge an unsere Sagenwelt ließen sich aus der persischen Poesie anführen, wir wollen uns aber damit begnügen, hier nur noch einen der wichtigsten eingehender zu besprechen, und mit diesem unsere Skizze beschließen. Es ist das ein Seitenstück zu Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde", das sich in dem schon Eingangs erwähnten und von dem trefflichen Orientalisten und Uebersetzer Professor Graf in Meißen jüngst durch eine auszugsweise metrische Nachbildung einem größeren Kreise zugänglich gemachten „Wîs und Râmîn" aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts findet. Beide Dichtungen, die persische wie die deutsche, zeichnen sich durch gleiche Formvollendung, durch gleichen Schmelz der Darstellung und gleiche Meisterschaft in der Charakterzeichnung und Seelenmalerei aus, in beiden ist dasselbe Motiv mit der größten psychologischen Wahrheit und Tiefe poetisch und künstlerisch durchgeführt, die unbezwingliche, den ganzen Menschen überwältigende und alle Schranken der Sitte, der zu Recht bestehenden Moralgesetze durchbrechende Gewalt der Leidenschaft, das lodernde Feuer der sinnlichen Liebe mit allen ihren dem feineren Gefühl Hohn sprechenden Verirrungen und bedenklichen Situationen. Und nur insofern verletzt das persische

Epos bei weitem mehr als das Lied Gottfrieds von Straßburg unſere innerſten Empfindungen, weil der darin zum Austrag gebrachte Ehebruch wirklich für die beiden Betheiligten einen günſtigen Ausgang nimmt, ſie nicht in dem Widerſtreit von heißer Liebesleidenſchaft und ſtrenger Sittenpflicht zu Grunde gehen, ſondern am Ende gar noch triumphiren und über der Leiche des ſchmählich betrogenen Ehemannes ſich zum geſetzlichen Bunde die Hände reichen. Der Anfang des perſiſchen Gedichtes iſt freilich ein ganz anderer als in unſerem, aus einer britiſchen Quelle gefloſſenen Epos; aber ſo verſchieden die Fäden auch ſind, die am Anfange der beiden Erzählungen geſponnen werden, ſie führen im weiteren Verlauf doch zu dem vollkommen gleichen Reſultate, zu ehelicher Untreue der Heldin aus heißer Liebesgluth zu einem Dritten und zu fortwährendem ſchamloſen Betrug gegen den angetrauten Gemahl. Bei einem prachtvollen Feſt erblickt der König Mobed, der in unſerem Epos ſpäter die Rolle von Triſtans Oheim Marke zu ſpielen hat, unter den perigleichen Schönen als ſchönſte die Schâhrû und begehrt ihre Liebe. Als ſie ihm nun aber erklärt, daß ſie einen Gemahl ihr eigen nenne, dem ſie ſchon eine Reihe ſtattlicher Söhne geboren, da erſucht der König ſie, ihm für den Fall, daß der Himmel ihr noch eine Tochter beſcheere, dieſe zum Weibe zu geben, worüber ein förmlicher Vertrag zwiſchen beiden aufgeſetzt wird. So iſt der verderbliche Knoten geſchürzt, und mit Recht begleitet der Dichter dieſes Moment ſeiner Erzählung mit den ſinnigen Verſen:

„Sieh, wie viel Unglück sie heraufbeschworen,
Daß sie vermählten, die noch nicht geboren!
Des Dunkelfarb'gen hat gar viel die Welt,
Was dem Verstande schwer zu bill'gen fällt.
Was das Geschick von Knoten weiß zu schlingen,
Kann dem Verstand zu lösen nicht gelingen." —

Viele Jahre nachher gebiert nun Schâhrû wirklich eine wunderbar schöne Tochter Wîs; und gerade als diese, zur Jungfrau herangewachsen, von der Mutter ihrem Bruder vermählt werden soll, kommt der Vezîr des Königs Mobed, um die Erfüllung des alten, vertragsmäßig festgesetzten Versprechens zu begehren. Wîs weist ihn mit den schnöden Worten zurück:

„Kann die Cypresse an die Brust ich drücken,
Wie sollte mich ein dürrer Baum beglücken?"

auch die Mutter will von dem alten Uebereinkommen nichts wissen, aber Mobed ruht nicht, zettelt Krieg gegen ihren Gemahl und den für Wîs bestimmten Bräutigam an und sucht während dessen durch unermeßliche Schätze und Versprechungen aller Art Schâhrû's Herz zu kirren und seinem Wunsche geneigt zu machen. Endlich gelingt ihm das auch, heimlich bei Nacht wird er von der Mutter ins Schloß gelassen, er ergreift Wîs und führt sie als sein Weib fort nach Merv, seiner Residenz. Unterwegs aber erblickt Râmîn sie, der jüngere Bruder des Königs, der Tristan des persischen Gedichtes, der, mit ihr von derselben Amme auferzogen, seit seiner Kindheit heimlich für sie geglüht, und nun auf's Neue in das heftigste Liebesentzücken geräth. Und während Wîs

in Merv traurig dasitzt, und die herbeigeeilte Amme gleich ihrer Kollegin in Romeo und Julia sie vergeblich mit ihrem Geschick auszusöhnen sucht, vergeblich ihr vorstellt, wie zwar eine Perle ihrer Hand entfallen, ihr dafür aber von Gott ein kostbarer Edelstein geschenkt sei, wie der Himmel ihr einen silbernen Apfel genommen, um ihr dafür eine goldene Apfelsine zu reichen, wird Râmîn von seiner Leidenschaft fast verzehrt. Endlich knüpft er mit der Amme selbst Unterhandlungen an, und diese, so recht „auserlesen zu Kuppler- und Zigeunerwesen", thut Alles, um Râmîns Reize vor Wîs in das rechte Licht zu stellen und Liebe für ihn in ihrem Herzen zu erwecken. Mit Strenge weist diese zuerst solches Ansinnen zurück, aber die Listen und Ränke der Amme, ihre schmeichlerischen, berückenden Reden machen sie allmählig willfähriger, und als sie ihn einmal vom Gartensaal aus erblickt, da ist es um sie geschehn.

„Der Div der Liebe trat ihr wild entgegen,
Die blut'ge Kralle ihr an's Herz zu legen,
Er zog und riß, bis er dem Geist Verstand,
Dem Herzen Ruh', der Wange Farb' entwand."

Zwar bändigen Schaam und Gottesfurcht noch eine Zeit lang ihre Triebe, wie es denn auch von Meister Gottfrieds Isolde heißt:

„Die Schöne stritt dawider
Und sträubte sich noch Schritt für Schritt.
Sie wehrt' und sperrte sich gar sehr
Und versenkte so nur mehr
Die Hände und die Füße
In die verfangende Süße
Des Mannes und der Minne.

Was auch Isolt gedachte
Und sich Gedanken machte,
So war nicht dies noch das daran
Als Minne nur und Tristan.
Und geschah das all verschwiegen.
Doch sehr im Streite liegen
Mußten Herz und Augen dort,
Trieb die Scham die Augen fort,
Die Minne fand das Herz bereit" —,

aber die Drohung der Amme, sie zu verlassen, wenn sie nicht Râmîn erhöre, besiegt sie endlich ganz, sie duldet, daß Râmîn zu ihr kommt, als der König einmal abwesend ist; in beiden entbrennt die alles verzehrende Sinnengluth, und von nun an wird dem arglosen Mobed ein Betrug und ein täuschender Streich nach dem anderen gespielt, die der persische Dichter alle nicht minder gewandt und mit nicht geringerem Talent als unser Gottfried von Straßburg ausführlich beschreibt. Der Verlauf der Geschichte ist nebenbei in beiden Gedichten ziemlich derselbe, Wîs weiß des Königs Argwohn, der nach und nach doch rege geworden, immer wieder zu beschwichtigen, und als er sich endlich nicht mehr übertölpeln lassen will, geht sie darauf ein, in einem Gottesurtheil ihre Treue zu beweisen, gerade wie Isolde, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie diese durch eine listige Erfindung, die sich übrigens gerade so in indischen und mongolischen Märchen wiederfindet, wirklich den Meineid vermeidet und aus der Feuerprobe unversehrt hervorgeht, sondern schon in dem Augenblick, als der Holzstoß angezündet wird, mit Râmîn das Weite sucht und fern in Rai,

in der Wohnung eines seiner Freunde fünf Monate lang, wie Tristan mit Isolde in der berühmten Grotte, mit ihrem Geliebten selige Tage verlebt, „das Herz für die Lust geöffnet, die Thüre für die Welt verschlossen". Nichtsdestoweniger verzeiht der schwache König wieder der Ungetreuen und nimmt sie und Râmîn aufs Neue zu Gnaden an — ja! sie weiß ihn sogar nochmals von ihrer ungetheilten Liebe zu ihm zu überzeugen, während sie ins Geheim natürlich ihren Verkehr mit dem Geliebten fortsetzt. Neue Scenen erfolgen, gleich Marke ist der König Mobed von ewigen Zweifeln geplagt, ob seine Gattin denn wirklich treulos oder nicht sei, und wie jener spricht er:

„Ist hier Schuld oder ist sie nicht?
Schuld, sprach er, meiner Treuen ja!
Schuld, sprach er, meiner Treuen nein!"

Endlich jedoch kommt es zu einem großen Eklat, in Folge dessen sich nun Râmîn wirklich zu einer Trennung von Wîs entschließt, in die ihm vom König großmüthig verliehene Statthalterschaft abreist und dort, gerade wie der wankelmüthige und die Veränderung liebende Tristan nach der Trennung von seiner ersten Isolde in die zweite Isolde Weißhand, so sich in eine strahlende Schöne Gûr verliebt und mit dieser vermählt. Er geht in seiner Treulosigkeit sogar so weit, die Liebe zu Wîs auf ewig abzuschwören und ihr einen harten Absagebrief zu schreiben, der sie so tief kränkt, daß ihr, wie der Dichter sagt: „eine Hölle im Innern brannte, während sie außen heiter war wie das Paradies". Bald aber wird er dieser seiner neuen Gemahlin überdrüssig

die Sehnſucht nach Wîs erfaßt ihn, auch dieſe theilt ihm brieflich ihr Verlangen nach ihm mit, und ſo vereinigen ſich beide wieder, nachdem ſie zuvor jeder den beleidigten Unverſöhnlichen geſpielt. Hier gehen nun die beiden Epen, das deutſche und das perſiſche, auseinander. Triſtans Herz bricht bekanntlich eher, als die von ihm herbeigerufene erſte Iſolde bei ihm anlangt, und ſie ſtirbt dann vor Gram. Der perſiſche Dichter giebt dem Ganzen einen guten, wenn auch nicht gerade auf unſer beleidigtes Gefühl verſöhnend wirkenden Abſchluß. Râmîn nämlich faßt den verzweifelten Entſchluß, den läſtigen König ſich für immer vom Halſe zu ſchaffen, bemächtigt ſich ſeiner Schätze, bringt mit Hülfe derſelben ein großes Heer zuſammen und tritt nun offen ſeinem Bruder Mobed als Feind entgegen. Es kommt zum Kampf, und der König fällt auch wirklich, aber nicht durch brudermörderiſche Hand, ſondern durch einen wüthenden Eber, der ihn zerreißt; Râmîn beſteigt den Thron, heirathet Wîs und lebt mit ihr noch lange Jahre in glücklicher und kinderreicher Ehe.

Ein moderner Prophet des Morgenlandes.

Es war im Jahre 1851, als durch den Miſſionär J. Perkins in Urumia die erſte kurze Notiz des Dr. Wright daſelbſt über eine neue, in Perſien kürzlich aufgetauchte religiös-politiſche Sekte und die tragiſchen Schickſale ihres

Stifters sowie einer Menge ihrer hervorragenden Parteigänger an die „Deutsche morgenländische Zeitschrift“ in Leipzig eingesandt und bald darauf in den Spalten derselben zum Abdruck gebracht wurde. Freilich lieferte dieser abgerissene Bericht kein deutliches Bild von den eigenthümlichen Bestrebungen und Zwecken der neuen Lehre und konnte es auch nicht, da einestheils seine Quellen völlig unzulängliche waren, und anderntheils die von dem neuen Religionsstifter angeregte sociale und politische Bewegung damals noch zu keinem Stillstand, viel weniger zu einem definitiven Abschluß gelangt war, was sie zuverlässigen Berichten zufolge auch heute noch nicht ist und heute sogar noch weniger denn je. Die Schlußworte der besagten Notiz daher, daß die Sekte bereits so ziemlich ausgerottet sei, entbehrten jeder thatsächlichen Begründung, und die neueren ausführlichen Darstellungen dieser kulturhistorisch höchst interessanten und bedeutsamen Doktrin haben im Gegentheil gezeigt, daß sie, wenn auch für den Augenblick durch keine äußere Aktion gefördert, doch im Stillen in Persien reißend um sich greift, bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft hinauf ihre Anhänger zählt und durch ihre vielfachen trefflichen und fruchtbringenden Ideen sehr wohl berufen scheint, wenn anders die äußeren Umstände es begünstigen, in Zukunft noch eine große Rolle in der Reformirung und — wenn wir so sagen sollen — Europäisirung und Civilisirung des schiitischen Islâm zu spielen. Die hier in Rede stehende Sekte ist die, nunmehr in den trefflichen Arbeiten Gobineau's in seinem berühmten Werke „Les: religions et les philosophies dans l'Asie

centrale“ und Kasembegs im „Journal asiatique“ (Jahrgang 1866) sowie in mehrfachen Berichten Vámbéry's und Anderer ziemlich eingehend und ausführlich geschilderte der Bâbîs, so genannt nach dem Beinamen und Ehrentitel ihres Begründers, Bâb, d. h. Pforte zu Gott und der Wahrheit; und wir wollen nun in Nachfolgendem versuchen, auch einem größeren und allgemeineren Leserkreis in kurzen Zügen ein klares und übersichtliches Bild ihrer historischen Entwickelung wie ihrer neuen und eigenthümlichen Lehren zu entrollen, so weit sich das an der Hand der obengenannten Gewährsmänner, die sich im Einzelnen freilich noch vielfach widersprechen, thun läßt. Wir können dabei nach reiflicher Prüfung und Sichtung des vorliegenden Materials — so gern wir uns sonst Vámbéry's durch jahrelangen Verkehr mit den Orientalen geschärftem Urtheil unterwerfen — uns doch nicht mit der von dem berühmten Reisenden in seinen „Wanderungen und Erlebnissen in Persien“ ausgesprochenen Ansicht einverstanden erklären, als hätten wir es bei den Lehren Bâbs und der Bâbîs auch nur, wie bei so vielen im Islâm neuerdings auftauchenden und durch einige erhitzte Köpfe auf kurze Zeit zur Geltung gebrachten Neuerungen, mit einer völlig spurlos vorübergehenden Erscheinung zu thun; wir glauben entschieden, daß die durch sie einmal angeregte Bewegung der Geister, wenn ihr auch vorläufig mit Gewalt Einhalt gethan ist, sich doch keineswegs auf die Dauer hemmen und unterdrücken lassen, sondern eines Tages sich mit um so größerer Wucht geltend machen wird, zumal sich in derselben unläugbar eine Lebenskraft kundgegeben hat, die

man dem durch Anarchie und Despotismus so zerrütteten Orient niemals zugetraut haben würde. —

Man hat vielfach die Ansicht aufgestellt, als ob der Islâm an und für sich, der muhammedanische Glaube als solcher von jeher das Haupthinderniß für den Fortschritt und die geistige Entwickelung Vorderasiens gebildet habe und noch fortwährend bilde. Das ist aber entschieden in Abrede zu stellen, und Gobineau sowohl wie Kasembeg, der selbst geborener Muselmann ist, haben schlagende Gründe dagegen vorgebracht. Schon der eine Ausspruch des Islâm: „Die Tinte des Gelehrten ist kostbarer als das Blut der Märtyrer" könnte diese fälschliche Meinung widerlegen; mehr aber als solche todten Buchstaben beweist die thatsächliche Wirklichkeit, beweist die hohe Vollendung, zu der sich in kurzer Frist nach dem Aufblühen und Umsichgreifen des Muhammedanismus in Arabien sowohl wie in Persien Kunst und Wissenschaft emporgerungen, und einen wirklich ganz merkwürdigen Eindruck macht es, zu sehen, wie sehr gerade die beiden semitischen Nationen, die schon frühe der Segnungen des Christenthums theilhaftig wurden, nämlich die Syrer und Aethiopen, an Bedeutsamkeit und Werth ihrer Literaturen hinter ihren jüdischen Stammesgenossen, den Hebräern, und noch mehr hinter ihren muhammedanischen, den Arabern, zurückstehen. Wie schaal und flach ist vor Allem die syrische und äthiopische Poesie, fast ohne jeden dichterischen Gehalt, ganz im Dienste der christlichen Kirche, ebenso wie die Historiographie dieser beiden Völker, lauter Formelwesen, fromme Phrasen, oft bis zur Absurdität getrieben, während lichtvolle Klarheit und eine Fülle der er-

habenſten und tiefſinnigſten Gedanken der arabiſchen Literatur und in noch höherem Maße ihrer Schweſter, der freilich indogermaniſchen, aber doch auch mit dem Blut des Islâm getränkten perſiſchen den Stempel der Klaſſicität für alle Zeiten aufgedrückt hat. — Das, was eigentlich dem Aufſchwung des Orients, ſeiner Civiliſirung im modernen Sinne des Wortes beſonders in den letzten Jahrhunderten hindernd in den Weg getreten iſt, ſind ganz andere Dinge als die Religion; es ſind vor Allem die ewigen Dynaſtienkämpfe und ihre blutigen Grauſamkeiten, die zügelloſe Anarchie, der militäriſche und adminiſtrative Despotismus, der Quietismus und Indifferentismus des Volkes, ſeine phyſiſche und moraliſche Trunkenheit, wie Gobineau es treffend nennt, und die daraus reſultirende hartnäckige Gleichgültigkeit, ja Feindſeligkeit deſſelben gegen alle Neuerungen und Reformen, und endlich der klerikale Fanatismus mit ſeiner Unwiſſenheit auf der einen und ſeiner Sittenloſigkeit auf der andern Seite. Und eben gegen dieſen hat ſich die Lehre des Bâb gerichtet, gerade mit den Mollas haben er und ſeine Anhänger die erbittertſten Kämpfe geführt und als Grundprincip ihrer Doktrin das Streben zur Wahrheit und ſelbſtbewußten Freiheit aufgeſtellt, auf ihr Panier die Pflege der Nächſtenliebe, der Freiheit und der Menſchenrechte, vielfach auf der Baſis ächt chriſtlicher Ideen, geſchrieben. —

Ehe wir nun auf dieſe intereſſante Doktrin ſelbſt genauer eingehen, müſſen wir zunächſt eine zuſammenhängende hiſtoriſche Darſtellung von dem an erſchütternder Tragik reichen Lebenslaufe des Bâb und ſeiner Freunde geben,

unter denen ſich Charaktere von immenſer Geiſtesgröße und unerſchütterlicher Energie, der Bewunderung jedes Unparteiiſchen würdig, finden. Der eigentliche Name, den der Stifter des Bâbismus trug, bevor er ſeinen Ehrentitel ſich beilegte oder von Anderen erhielt, war Alî Muhammed, mit der Nebenbezeichnung Seid, d. h. Abkömmling des Propheten durch deſſen Tochter Fâtima, Alî's Gemahlin, — ein Vorrecht, das er wahrſcheinlich ebenſo wie eine große Menge Perſer ohne jeden Grund für ſich in Anſpruch genommen, da bei dem Mangel an beglaubigten Dokumenten, die alle im Laufe der Zeit zerſtört oder verloren gegangen ſind, dieſe Abſtammung ſich durchaus nicht mehr nachweiſen läßt, und nur ungefähr vier Familien ſich mit wirklich unbeſtrittenem Recht derſelben rühmen können. Sein Geburtsjahr iſt unbekannt, und zwar ſo völlig unbekannt, daß die beiden beſten Gewährsmänner, Gobineau und Kaſembeg, in der Angabe ſeines Alters um 9 Jahre differiren; denn erſterer läßt ihn 1843 erſt 19, letzterer bereits 28 Jahre zählen. Wie dem auch ſein mag, — und wahrſcheinlich müſſen wir uns mehr dem letzteren zuneigen, — jedenfalls hat er in ſehr jugendlichem Alter ſeine Prophetenrolle geſpielt und iſt entweder ſchon als Jüngling, oder doch noch im erſten Beginn ſeines Mannesalters den Märtyrertod geſtorben. Sein Geburtsort war Schîrâz, die Vaterſtadt ſo vieler großer perſiſcher Dichter, eines Sadî und Hâfiz z. B., welcher letztere beſonders häufig die Reize dieſes Ortes und ſeiner Roſengärten gefeiert hat, weshalb auch Bodenſtedts Mirza Schaffy in An-

betracht der für einen nüchternen Europäer keineswegs so unvergleichlichen Lage desſelben mit Recht ſingt:

„Wodurch iſt Schirâz wohl, die Stadt,
Berühmt mit Roſ' und Wein geworden?
Wodurch berühmt der Roknâbâd,
Berühmt Moſella's Hain geworden?
Nicht ihre Schönheit war der Grund, —
Viel Schöneres auf Erden giebt es, —
Sie ſind berühmt durch dein Gedicht,
Durch dich, Hâfiz, allein geworden!“ —

Von wohlhabenden Eltern geboren und gut erzogen, ſoll er nach Kaſembeg zunächſt zum Kaufmanne beſtimmt geweſen ſein; aber ſchon früh regte ſich in ſeiner Seele ein höherer Drang, und ſchon früh ſuchte er daher nach geiſtiger Nahrung und Erbauung. Die genaueren Daten über ſein erſtes Jugendleben weichen nun leider ebenſo ſehr von einander ab wie die über ſein Alter, und wir erſehen aus ihnen nur, daß er daſſelbe außerhalb Schirâz theils in Kerbelâ am Euphratufer, wo Ali's Sohn Huſſain, der Enkel des Propheten, den Märtyrertod im Kampfe mit dem Omajjaden Jezîd ſtarb, theils in Kûfa, in Bûſchir, der Seeſtadt von Schirâz und dem berühmteſten Handelsplatz zwiſchen Perſien und Indien, und auf der Wallfahrt nach Mecka vollbrachte; in welcher Reihenfolge aber, iſt ungewiß. Ueberall beſtand ſein Hauptumgang aus Gelehrten und Reiſenden, und beſonders waren es die Lehrmeiſter der ſcheichitiſchen Sekte und die der reinen Myſtik oder des in Perſien ſo weit verbreiteten ſûfiſchen Pantheismus (über welche beide wir unten ausführlicher ſprechen werden), deren Unterweiſung er

ſich mit regem Eifer hingab; und ſeine Sittenſtrenge, ſeine asceti-ſche, über jeden Makel erhabene Lebensweiſe, dabei ſeine ungemein einnehmende Erſcheinung, ſeine hinreißenden Fort-ſchritte in der myſtiſchen Doktrin und vor Allem ſeine raſch hervortretende gewaltige und zum Herzen ſprechende Beredt-ſamkeit erregten bald allgemeines Aufſehen, wohin er nur kam. Sein Ruf nahm von Tag zu Tag zu und verbreitete ſich überall, und nicht lange dauerte es, ſo ſtand er bei dem Volke, das gerade in Perſien eine beſondere Vorliebe für alle neuen und außerordentlichen Erſcheinungen zeigt, in dem Geruche großer, ja übernatürlicher Weisheit und Wunderkraft und wurde von demſelben in der überſchwänglichſten Weiſe gefeiert. Zwar erfüllte er anfangs noch alle praktiſchen religiöſen Vorſchriften des Islâm mit ſtrengſter Gewiſſen-haftigkeit, aber nebenbei grübelte er ſchon fortwährend über neuen Doktrinen, zu denen ihn ſein vielfacher Verkehr mit Juden und ſeine Lektüre der Evangelien in perſiſcher Ueber-ſetzung, worauf er ſicher manche Zeit verwandt, wohl beſon-ders angeregt und angeſtachelt haben mag. Sein ſcharfer Blick hatte längſt die Mißſtände im kirchlichen und ſocialen Leben ſeines Volkes, die Gebrechen des muſelmänniſchen Klerus und des mit der orthodoxen Hierarchie im Orient ebenſo wie im Occident ſtets Hand in Hand gehenden Des-potismus erkannt; und mag die ihm früh in ſo hohem Maße gezollte Bewunderung und faſt abgöttiſche Verehrung ſeiner Landsleute auch bedeutend ſeinen Ehrgeiz angeſtachelt haben, gewiß war es nicht bloße Heuchelei und eitle Ruhm-ſucht, wie Vámbéry meint, ſondern wirklich ernſte Begei-

sterung, die ihn mehr und mehr in dem Glauben bestärkte, er sei ein von Gott besonders auserwähltes Rüstzeug und vom Himmel selbst berufen, als Prophet einer neuen, besseren Religion aufzutreten und zum Heile und Wohle seines Volkes eine Reformation des hergebrachten Glaubens an Haupt und Gliedern herbeizuführen. Und wenn er in Kerbelâ sich durch häufiges Besuchen des Grabes von Hussain, durch anhaltendes Beten auszeichnete, wenn er als ächter Muselmann die Wallfahrt nach Mecka unternahm, so können wir auch hier nicht wohl vermuthen, er habe es nur zum Schein gethan; theils trieb ihn gewiß dazu das Verlangen, sich selbst völlig über den Islâm klar zu werden, an sich selbst zu erproben, ob derselbe ihn zu befriedigen vermöge oder nicht, und theils auch der von ihm mit Vorliebe gepflegte pantheistische Sûfismus, dessen erstes Gebot an seine Jünger die regelrechte Erfüllung aller vom Islâm vorgeschriebenen Riten und Ceremonien ist, da nur der zum vollkommen orthodoxen Muselmann gewordene Schüler in die tiefen Geheimnisse der mystischen Lehren einzudringen vermag. Auch hat er später in seinen Hauptwerken, ähnlich wie Christus, vielfach den Grundsatz ausgesprochen, daß er keineswegs gekommen sei, die einmal bestehenden religiösen Vorschriften umzustoßen, sondern zu vervollkommnen und in genügenderer Weise, als es bisher möglich gewesen, zu erfüllen.

Nachdem Alî Muhammed in Kûfa noch manche bittere Seelenkämpfe durchgerungen und endlich aus diesen siegreich hervorgegangen war, mit dem festen Entschluß, seine neuen

Ideen bis zum Tode ohne Wanken durchzufechten, finden wir ihn im Jahre 1844, nach Bámbéry ſchon 1843, in Schirâz wieder, wo er die erſten Anhänger um ſich verſammelte und nun in der Moskee unter großem Zulauf der Menge mit gewaltiger Beredtſamkeit ſchonungslos gegen die ſchreienden Uebelſtände im Klerus wie überhaupt in allen Klaſſen der Geſellſchaft zu Felde zog. In zahlreichen Disputationen wußte er die gegen ihn eifernden Mollas zum Verſtummen zu bringen und ihre Sitten der Verachtung des Volkes preiszugeben; und wenn er auch noch äußerlich den Islâm und ſeine Gebote reſpektirte, ſo wies er doch bereits öffentlich, zwar nur in dunklen räthſelhaften Anſpielungen, auf den Kern ſeiner neuen Lehre hin. Insgeheim aber ſchaarte er ſeine treuen Genoſſen in ſeiner Wohnung am Abend um ſich, deckte ihnen dort ganz ohne Rückhalt ſeine innerſten Ideen auf und legte ihnen ſeine beiden erſten ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe vor, ein Tagebuch über die Pilgerreiſe nach Mecka und einen Kommentar über die zwölfte Sûre des Korân (die Geſchichte Joſephs), in denen die Quinteſſenz ſeiner originellen Doktrin enthalten war. In dieſem abgeſchloſſenen Freundeszirkel ſoll er nun auch nach Gobineau den Titel Bâb, Pforte zur Erkenntniß Gottes und der Wahrheit, angenommen haben, während ſeine Anhänger ihn Hasret-i-alâ, die höchſte Majeſtät, nannten und im Volk das Gerücht verbreiteten, in ihm ſei der Heiland und Erretter der Welt, der von den Perſern ebenſo ſehnlichſt wie von den Juden der Meſſias, ſeit Jahrhunderten erwartete Weltimâm erſtanden, und mit ihm beginne das goldene

Zeitalter auf Erden. Andere, wie Kasembeg, stellen nicht mit Unrecht die Behauptung auf, daß es mehr seine fanatischen und vielfach von unlauterem Ehrgeiz getriebenen Jünger gewesen, die diese seine spirituelle Rangerhöhung ins Werk gesetzt, als Alî Muhammed selbst, und daß überhaupt viele von den unter seinem Namen gepredigten Ideen nicht direkt von ihm, sondern von jenen ausgegangen seien, besonders von dem energischsten seiner Schüler, dem Molla Hussain. Dieser hervorragende Parteigänger Bâbs, dem ein bedeutendes Wissen und eine gewaltige, unerschütterliche Willens- und Thatkraft zu Gebote stand, und der sich erst durch Bâb selbst von der Wahrheit seiner Lehre hatte überzeugen lassen, ehe er mit Leib und Seele zu seiner Fahne schwur, war auch der erste Sendbote, der von Schîrâz ausgeschickt wurde und als Missionär für seinen Meister die Provinzen Irâk und Chorâsân durchzog, überall die Schriften Bâbs vorzeigte und erläuterte, in Ispahân und Kâschân eine Menge Anhänger warb und in Teherân sogar dem schwachen König Muhammed-Schâh zu imponiren wußte. Bald setzte sich mit ihm ein zweiter Hauptjünger Bâbs, Hâdschî Muhammed Alî aus Balfurûsch, ein gelehrter und glaubensreiner Mann, in Verbindung und eilte dann in den Norden, in die Küstenlandschaft Mâzenderân am Kaspischen Meer, um dort Bâbîs zu gewinnen, während zu gleicher Zeit in Aserbîdschân ein dritter Schüler des Reformators, Molla Jusuf aus Ardebîl, mit großem Erfolg wirkte. Zu diesen gesellte sich dann in Kurzem noch eine vierte, nicht minder bedeutende und durch ihr Geschlecht jedenfalls am

meiſten Staunen und Bewunderung in allen Schichten der Bevölkerung erregende Perſönlichkeit, eine Frau nämlich von vollendeter Körperſchönheit und umfaſſender Geiſtesbildung, mit ſeltenem Wiſſen im Arabiſchen, in der Tradition und Interpretation des Korân ausgeſtattet, von makelloſer Tugendreinheit und zugleich von ſo hohem perſönlichen Muth und unerſchrockener Kühnheit erfüllt, daß ſie ganz einzig und unvergleichlich in der Geſchichte des Orients daſteht und im Andenken des geſammten Volkes als ein Weſen wunderbarer, nie dageweſener Art fortlebt. Geboren in Kazwîn, der Vaterſtadt des berühmteſten orientaliſchen Kosmographen, des morgenländiſchen Plinius Kazwînî, Tochter eines Mudſchtehid, d. h. eines Mannes von höchſter Autorität, der ſelbſtändig gleichſam wie eine letzte unfehlbare Inſtanz in allen Religions- und Glaubensſachen zu entſcheiden hat, und ſpäter ſelbſt Braut, nach Anderen ſogar ſchon Frau eines Mudſchtehid, hatte ſie die reichſte Gelegenheit gehabt, ſich geiſtig in jeder Beziehung auszubilden, und als nun die neue Lehre des Bâb hervortrat und überall im Volke Wurzeln ſchlug, warf ſie ſich mit wahrer Leidenſchaft und Begeiſterung derſelben in die Arme, hauptſächlich wohl durch den Theil ſeiner Doktrin hingeriſſen, der, wie wir weiter unten noch genauer ſehen werden, den orientaliſchen Frauen zum erſten Male dieſelben Rechte wie den Männern ertheilte, auf Abſchaffung der Polygamie, des Schleiertragens und ähnlicher Dinge drang und eine entſchieden ſegensreiche Reform in dieſen Punkten anſtrebte. Allen Ermahnungen, Drohungen und Schmähungen ihrer Eltern zum Trotz ſetzte ſie ſich mit

den Bâbis in Verbindung, trat öffentlich und unverschleiert auf und predigte mit glühender Beredsamkeit. Und wenn sie in kurzer Zeit eine überraschend große Zahl von Anhängern um sich schaarte, so war es gewiß nicht blos ihr äußerer Schönheitsreiz, der, wie ein klerikal-parteilicher persischer Schriftsteller dieser Epoche wegwerfend sagt, „Anbeter und Courmacher" um sie vereinte, sondern bei weitem mehr die siegreiche Gewalt ihres Geistes und die Innigkeit und Reinheit ihrer Ueberzeugung, die unwiderstehlich die Hörer mit sich fortriß; und nicht aus Schamlosigkeit, wie Kasembeg treffend bemerkt, hob sie den Schleier empor und zeigte ihr edles Antlitz den Umstehenden, sondern um ihren Worten desto größeren Nachdruck zu verleihen und durch die That selbst ihren Eifer für die Befreiung des so lange geknechteten weiblichen Geschlechts zu beweisen. Ihr eigentlicher Name Zerrîn-tâdsch, Goldkrone, war bald in den Hintergrund gedrängt durch die neuen Ehrentitel, die ihr von ihren Anhängern beigelegt wurden: Vollmond der finstern Nacht, Sonne im Mittag, Tâhira, die Reine, und vor Allem Gurret-ul-Ain, die Augenkühle, wie sie fortan allgemein genannt wurde und unter welcher Bezeichnung sie für alle Zeiten im Buche der Geschichte eine hervorragende Stelle einnehmen wird. —

Inzwischen hatte sich das Ansehen Bâbs in Schîrâz und die Zahl seiner Anhänger so sehr vermehrt, daß nicht nur die von ihm in Disputationen so vielfach geschlagenen Mollas und der orthodoxe muselmännische Klerus überhaupt, sondern auch die weltlichen Behörden in Angst und Schrecken

geriethen und ſich von Teherân, der Hauptſtadt des Reiches, Verhaltungsmaßregeln gegen den Aufruhrſtifter erbaten. Zwar legte Bâb ſelbſt in einem Briefe an den König alle die Gebrechen und Krebsſchäden der Geiſtlichkeit, ihre Entſittlichung und Unwiſſenheit in der Religion offen dar und bat um die Gunſt, ſelbſt nach Teherân kommen zu dürfen, um ſeine Behauptung zu erweiſen; — zwar wirkte Molla Huſſain mit aller Kraft in Teherân ſelbſt für die Lehre ſeines Meiſters und ſuchte den König und ſeine Räthe von der Nothwendigkeit einer religiöſen und ſocialen Reform im europäiſchen Sinne, der Abſchaffung der Vielweiberei und ähnlicher Uebelſtände zu überzeugen — aber der dem Klerus ſonſt keineswegs ſehr geneigte Premierminiſter Hâdſchî Mirza Aghaſſî ließ ſich doch durch die Rathſchläge eines gelehrten Scheichs, der ihm die Gefahren einer aus Bâbs noch gar nicht einmal genau bekannten Tendenzen vielleicht reſultirenden Zwietracht in beredter Weiſe zu ſchildern wußte, dahin beſtimmen, daß er über Bâb in Schîrâz Hausarreſt verhängte, während er Molla Huſſain bei Gefahr des Kopfes aus Teherân verwies. Ziemlich abweichend hiervon erzählt Kaſembeg den Vorfall ſo, als ob Bâb noch in Bûſchîr, dem obengenannten Hafenplatz, den Haß des Klerus gegen ſich herausgefordert habe, beſonders durch ſeine Lehre, man müſſe dem wahren göttlichen Geſetz mehr gehorchen, als den willkürlichen Beſtimmungen der Prieſter, und vor Allem ſeine Leidenſchaften zügeln, und ſchon von dort aus auf höheren Befehl nach Schîrâz transportirt und in Haft gebracht ſei. Jedenfalls aber vermehrte gerade dieſe milde

Art der Bestrafung sein Ansehen noch um ein Bedeutendes und machte ihn selbst kühner und entschlossener denn zuvor; — seine Anhänger triumphirten, daß die Gegner nichts Besonderes gegen den Reformator hätten auszurichten vermocht, und Bâb ging nun so weit, sich nicht mehr für die bloße Pforte der Wahrheit und des Weges zu Gott, sondern für eine wahrhaft göttliche Erscheinung, für eine allmächtige Manifestation und Inkarnation des höchsten Wesens selbst, für den sogenannten „Punkt" — über welchen Ausdruck wir weiter unten ausführlicher sprechen werden — zu erklären und den Titel eines Bâb auf seinen Hauptschüler Molla Hussain zu übertragen. Hier liegt entschieden ein bedeutender Wendepunkt des Bâbismus, denn mit diesen Erklärungen kam, wenn auch vorläufig noch in ziemlich harmloser Weise, ein neues Moment, ein politisches, und zwar von höchster Tragweite, wie sich später zeigen wird, in denselben hinein. Nach einer alten feststehenden Bestimmung nämlich gelten in Persien nur solche Fürsten als wirklich berechtigte, die legitime Alîden, Nachkommen also jenes vierten Khalifen Alî sind, der von den Persern einerseits als der einzige rechtmäßige Nachfolger und Stellvertreter Muhammeds, als der wahre Chef der Religion, und andrerseits als eigentlicher Nationalheros angesehen wird, besonders seines Sohnes Hussain wegen, der als Gemahl einer Tochter des letzten Sassanidenkönigs Jezdeschird gleichsam in seiner Person und seinen Abkömmlingen die alte angestammte Dynastie fortgepflanzt hat. Die regierende Königsfamilie konnte nun dieses Recht der Legitimität nicht

für sich in Anspruch nehmen und übte in dieser Hinsicht also nur eine Tyrannei aus; Bâb dagegen bezeichnete sich selbst als einen Seid, einen Nachkommen Ali's und galt überall dafür; es bedurfte also nur noch dieser weiteren Rangerhöhung, zu der wahrscheinlich Molla Hussain und Muhammed Alî aus Balfurûsch, die eigentlichen Vertreter der politischen Seite des Bâbismus, das Meiste beigetragen haben, um ihn dem Volke als einen der wiedererstandenen sogenannten zwölf Imâme, die von den Persern abgöttisch verehrt werden, und deren erster eben Alî ist, oder gar als den neugeborenen Alî selbst zu präsentiren und ihn als den einzig rechtmäßigen Thronprätendenten hinzustellen, was nach Bâbs Märtyrertode im Jahre 1849 denn auch wirklich geschah. —

Während nun der Reformator selbst in der milden Haft zu Schîrâz und später in Ispahân, wohin er, wie Kasembeg angiebt, entweder durch heimliche Flucht oder auch durch Beihülfe des dortigen ihm wohlgesinnten Gouverneurs Minûtschihr-Chân sich begeben, und wo er von ihm in einem Palaste verborgen gehalten wurde, versenkt in seine mystischen Betrachtungen war und mit unermüdlichem Fleiß an der theoretischen Weiterbildung seiner neuen Lehre arbeitete, unterhielten zwei der gefährlichsten und verschlagensten seiner Parteigänger, Seid Hussain und Seid Hassan, die sich ganz seines Geistes bemächtigt hatten und ihn vollkommen beherrschten, die Verbindung mit den Hauptsendboten und Werbern und wirkten für den praktischen Erfolg des Bâbismus. Durch Briefe und Schriften aller Art, durch vertheilte Gebete entzündeten sie

im Verein mit Molla Hussain, Hâdschi Muhammed Ali, Gurret-ul-Ain und anderen Parteigenossen eine immer größere Begeisterung für Bâb in allen Schichten der Gesellschaft; von Tag zu Tag, von Monat zu Monat wuchs die Zahl der Anhänger in allen Theilen des persischen Reiches, und offen unter den Augen der schwachen, kraftlosen und indifferenten Regierung wurde eine förmliche Revolution in ganz Irân vorbereitet, die bei der ersten günstigen Gelegenheit zum gefährlichen Ausbruch kommen mußte. Die politische Seite der neuen Lehre, die feindliche Tendenz derselben nicht nur gegen das fanatische Regiment des Klerus, sondern auch gegen die Obrigkeit, die weltliche Regierung trat immer deutlicher und unverhüllter hervor, nicht galt es bloß Bekehrungsversuche mehr durch die Kraft der Rede, durch die siegende Gewalt des Wortes, — schon sammelte man bewaffnete Schaaren überall, und wenn auch Bâb diese neuesten gefährlichen Konsequenzen seines gepredigten Glaubens nicht persönlich unterstützte, ja nicht einmal billigte, so lehnte er sich doch auch in keiner entschiedenen Weise dagegen auf und ließ schweigend alles geschehen, was in seinem Namen zu vollführen seine energischen und heißblütigen Schüler für gut und zweckdienlich hielten. Bald sollte nun auch der sich massenhaft häufende Zündstoff in lichten Flammen auflodern! —

Als Molla Hussain aus Teherân verwiesen war, erkor er die Provinz Chorâsân und Orte wie Nischâpûr, Mesched und andere zum Feld seiner Wirksamkeit und fand um so mehr günstigen Boden, als bei der größeren Entfernung dieser

Gegend vom Centrum des Reiches die Neigung zu religiösen und politischen Streitigkeiten und Neuerungen hier eine viel größere war als irgend wo anders, die Küstenlandschaft am kaspischen Meer, Mâzenderân, ausgenommen, die denn auch kurz darauf der Hauptschauplatz der kriegerischen Aktion wurde. Ueberall schaarte sich bewaffnete Mannschaft unter Molla Hussains Fahnen, und obwohl ihn der erbitterte Klerus in Mesched gefangen nehmen und festsetzen ließ, gelang es ihm doch, bei Gelegenheit eines bald darauf ausbrechenden Soldatenaufstandes zu entfliehen, und mit um so größerer Kühnheit verfolgte er nun seine Pläne. Eine kleine Schlappe, die er durch einen vom Klerus aufgehetzten Volkshaufen erlitt, zwang ihn, sich nach der Stadt Schâhrûd zurückzuziehen, und während er noch hier, oder, wie Andere wollen, in dem etwas nördlicher gelegenen Bastân und seinen Umgebungen weitere Vorkehrungen zu einer ernstlichen Offensive traf, verbreitete sich plötzlich — es war im September 1848 — die Trauerkunde von dem Ableben des Königs Muhammed-Schâh durch das Land. Jetzt oder nie war der günstige Augenblick gekommen, denn jeder Regierungswechsel pflegt in Persien eine Zeitlang alle Gesetze zu suspendiren und Troubel und Verwirrungen aller Art in seinem Gefolge zu haben. Gelöst sind dann die Bande der Zucht und Ordnung, und die Wirren des Interregnums beschäftigen die einzelnen Gouverneure und Statthalter, überhaupt sämmtliche Regierungsautoritäten und Beamten so vollständig, daß dem Aufruhr und der Anarchie Thür und Thor geöffnet ist. Da Chorâsân dem Molla Hussain augenblicklich keine weiteren

Verstärkungen zu bieten vermochte, so marschirte er rasch entschlossen nach dem schon mehrmals genannten Mâzenderân mit seinen unzugänglichen, tiefen Wäldern und festen, uneinnehmbaren Plätzen, und auf der Gränze dieser Provinz vereinigte er sich mit den Schaaren des Muhammed Alî von Balfurûsch, welcher schon im Frühjahr nach Chorâsân aufgebrochen war, und der schönen Gurret-ul-Ain, welche letztere zu ihrer eigenen Sicherheit längst ihre Vaterstadt Kazwîn hatte verlassen müssen und seitdem als wandernde Predigerin unter stets sich mehrendem Zulauf die Lande durchzogen. Und gerade ihre Truppen waren die muthigsten und entschlossensten von allen; mit Begeisterung hingen sie an ihrer hochherzigen Führerin und sich ihrer unbeschränkten Autorität blindlings unterwerfend, waren sie jeden Augenblich bereit, Blut und Leben für die neue Lehre einzusetzen. So einfach sie sprach, so zündend wirkten ihre Worte, und als sie nun angesichts der drei vereinigten Heerlager noch einmal allen Versammelten die zwingende gebieterische Pflicht ins Gedächtniß zurückrief, die Gott allen den Seinen, selbst den Greisen, Frauen und Kindern auferlegt, sich seinem Dienste mit Leib und Seele zu weihen, den Sieg des Bâbismus und mit ihm die Unterwerfung aller Reiche unter Bâbs Oberherrlichkeit in nahe Aussicht stellte und die treuen Truppen ermahnte, nur nach dem Gesetze, das Gott selbst Jedem ins Herz geschrieben, zu leben, als Brüder alles untereinander zu theilen und fest verbunden auszuharren in Noth und Tod — — da wurden nicht nur die bereits gewonnenen Bâbîs von Bewunderung und Entzücken erfüllt

und vergoſſen Thränen der Freude, ſondern auch Alle, die ſich aus bloßer Neugierde rings um ſie her verſammelt, gingen über zu ihr und reihten ſich unter die Fahnen des neuen Meſſias. Nach gepflogenem Kriegsrath zog ſich dann Gurret-ul-Ain tiefer in die waldigen Diſtrikte Mâzenderâns, um dort ihr Predigeramt fortzuſetzen; Molla Huſſain aber und Hâdſchî Muhammed Alî, durch immer neue Schaaren verſtärkt, marſchirten auf Balfurûſch, die Hauptſtadt der Provinz, ſelbſt und ſuchten dieſe zu okkupiren. Da ergriffen die Mollas energiſche Gegenmaßregeln und erbaten Hülfe vom Gouverneur, die ihnen denn auch zu Theil wurde und ſie in den Stand ſetzte, mit den Bâbîs einen erbitterten Kampf zu beſtehen. Aber Molla Huſſain wußte durch Liſt und durch die trügeriſche Verſicherung, er ſei nur ein Mann des Friedens und, weit entfernt davon, Gewalt anzuwenden, wolle er durch das Wort allein die Lehre des Bâb zu verbreiten ſuchen, den Gouverneur zu beruhigen und ſicheren Abzug zu gewinnen, unter der Bedingung, daß er Mâzenderân räume. Sobald jedoch die Autoritäten der Provinz nach Teherân zur Huldigung des neuen König Nasreddin-Schâh, des noch jetzt in Perſien regierenden Herrſchers, abgegangen waren, und ſomit den Bewohnern des Landes fürs Erſte jede Widerſtandskraft fehlte, ergriffen die Bâbîs aufs Neue die Initiative, und nach verſchiedenen ſiegreichen Treffen und Scharmützeln mit den vom Klerus aufgehetzten Volksmaſſen ſetzten ſie ſich in dem zwiſchen Balfurûſch und Sârî gelegenen berühmten Wallfahrtsorte des Scheich Teberſî feſt, der bald unter der umſichtigen Leitung des Molla

Hussain und des Hâdschî Muhammed Alî zu einem mit Mauern, Thürmen, Laufgräben und Verschanzungen aller Art wohl befestigten und fast uneinnehmbaren großartigen und geräumigen Kastell umgeschaffen wurde. Wohl verproviantirt warteten hier nun die Bâbîs der Dinge, die da kommen sollten, und ihr Vertrauen wuchs von Tag zu Tag, je mehr Anhänger herzuströmten und sich mit ihnen verbanden.

Auch Molla Jussuf, der bisher mit großem Erfolg in der Provinz Aserbîdschân gewirkt und dort ebenfalls den Aufstand vorbereitet, gesellte sich jetzt zu ihnen, und so hoffte denn die ungefähr 2000 Mann zählende Schaar der Bâbîs allen Angriffen siegreich Trotz bieten zu können. Eine strenge unerbittliche Disciplin übten die Heerführer im Kastelle des Scheich Tebersî; — Molla Hussain und mehr noch Hâdschî Muhammed Alî wurden überall von den Truppen mit tiefstem Respekt wie höhere Wesen empfangen, und diesen noch zu vermehren, gebrauchte ersterer das Mittel, seinen Hauptoffizieren die Namen der verschiedenen für hochheilig geltenden Imâme aus Alî's Nachkommenschaft beizulegen, öffentlich zu erklären, in ihnen seien jene aufs Neue lebendig geworden, und jeder Gläubige, der im Kampfe für Bâb sterbe, werde nach 40 Tagen wieder auferstehen in lichterer, verklärterer Gestalt. Es war dies übrigens, wie wir weiter unten sehen werden, nur eine folgerichtige Konsequenz aus der von Bâb selbst gepredigten Lehre. Auch verhieß Molla Hussain den Seinen nicht bloß ewige Güter in jener Welt, wenn sie sich brav und tüchtig hielten, sondern auch zeitliche in reichstem Maße, und so gelang es ihm, mit ge-

schickter Benutzung des so tief dem ganzen orientalischen Bewußtsein innewohnenden Aberglaubens und der Thorheit und Unwissenheit der Menge, die Bâbîs zum höchsten Eifer, zur fanatischen Ekstase und zu einem wahrhaft staunenswerthen, alle Gefahren und Schrecken, ja selbst den Tod verachtenden Heldenmuthe zu entflammen. Und als nun gar die Großen von Mâzenderân, die in ihrem Uebermuthe das verschanzte Heer der Rebellen allein vernichten und regulärer Truppen ganz entbehren zu können glaubten, einen Angriff wagten, und ihre 750 Volontärs bis auf den letzten Mann zusammengehauen wurden, da stieg das Selbstvertrauen der Bâbîs aufs Höchste, und durch Ausfälle bei Tag und Nacht, die ihnen zugleich immer frische Nahrungsmittel zuführen mußten, verbreiteten sie Angst, Furcht und Schrecken ringsumher. Nun glaubte endlich doch die persische Regierung energisch einschreiten zu müssen — der neue König hatte den Thron bestiegen, und auf seinen und seines Premierministers Tâghî-Chân Befehl rückte Ende December 1848 der Prinz Mehdî-Kouli-Mirza mit Truppen gegen die Empörer aus, nachdem zuvor die ebenfalls in Aufruhr befindliche Provinz Aserbîdschân beruhigt war. Aber dieser Feldzug in Mâzenderân sollte die königlichen Soldaten und noch mehr ihren unfähigen Heerführer und seine Mitbefehlshaber mit ebenso unauslöschlicher Schmach bedecken, wie er mit unvergänglichem Ruhmeslorbeer die Heldenstirnen der Märtyrer für Bâbs Lehre schmückte. Schon in den Engpässen von Mâzenderân wurden des Prinzen Leute von einem gewaltigen Schneesturm überfallen und zerstreut, und diesen

Umstand benutzte Molla Hussain, um einen kühnen Ausfall zu wagen und mit 300 Mann unter der Vorspiegelung, sie seien die vom Gouverneur von Lâredschân erwarteten Hülfstruppen, mitten durch die Feinde bis hart an das Haus vorzudringen, das der Prinz in völliger Sorglosigkeit sich zu seinem Hauptquartier erwählt hatte. Erst als sie dasselbe umzingelt, ließen die Bâbîs die Maske fallen, ergriffen mit rasender Tollkühnheit die Offensive und brachten den Feinden eine furchtbare Niederlage bei. Unbeschreibliche Verwirrung brach in die schon an und für sich zerrütteten Reihen des königlichen Heeres — im ganzen Lager wüthete das Feuer, und nur mit großer Mühe entkam der Prinz durch ein Hinterpförtchen seiner Wohnung und flüchtete sich mit dem Rest der Seinen, auf nichts als die Rettung seiner eigenen werthen Person bedacht, nach Sârî, während alle übrigen Befehlshaber im brennenden Lager den Tod fanden. Auf dem Schlachtfelde war indessen Raub und Plünderung die Losung, und mit reicher Beute kehrten die Sieger in ihr Kastell heim, durch den Schrecken ihres Namens das ganze Land, die festen Städte selbst mit Entsetzen erfüllend. —

Auf des Prinzen dringendes Verlangen setzte sich nun auch der Gouverneur von Lâredschân, Abbâs-Koulî-Chân, mit Truppen gegen die Bâbîs in Bewegung, aber sein gränzenloser Hochmuth verleitete ihn zu einer doppelten Thorheit, die nicht nur den kühnen Parteigängern Bâbs zu einem neuen Triumphe verhalf, sondern auch ihm selbst den empfindlichsten Schlag versetzte und der Mehrzahl seiner Leute schimpflichen Untergang bereitete. Erstens wollte er

nämlich den Ruhm, die Rebellen beſiegt und ausgerottet zu haben, ganz allein für ſich in Anſpruch nehmen und vereinigte ſich daher mit den neu geſammelten Schaaren des Prinzen nicht, ſondern rückte auf eigene Hand vor das Kaſtell der Bâbîs; und zweitens verſchanzte er ſich in ſeinem Standquartier auch nicht in der allergeringſten Weiſe, indem er prahleriſch behauptete, er und die Seinen gebrauchten ſolcher Vorkehrungen nicht, ihre eigenen Körper ſeien ihre Verſchanzungen. Die böſe Folge zeigte ſich ſehr bald; — nachdem Molla Huſſain zum Schein mehrmals Verhandlungen mit ihm angeknüpft und ſich geberdet hatte, als ob er daran denke, ſich nächſtens auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, unternahm er in der Nacht des 16. Februar 1849 kühn einen zweiten Ausfall und brachte den Truppen des Gouverneurs eine ebenſo ſchwere Niederlage bei wie wenige Wochen zuvor dem Heere des Prinzen. Leider mußte er dieſe Heldenthat mit ſeinem Leben bezahlen — er fiel und hatte ſterbend nur noch ſo viel Zeit, den ebenfalls bleſſirten Hâdſchî Muhammed Alî zu ſeinem Nachfolger zu ernennen und ihm, als ihrem neuen Feldherrn, die Bâbîs zu verpflichten. Zur Wuth entflammt durch den Tod ihres Führers rasten dieſe nun wie die wilden Tiger umher, verſtümmelten die Leichen der gefallenen Feinde, ſchnitten ihnen die Köpfe ab und verfuhren überhaupt mit blutdürſtiger Grauſamkeit. Ein Gleiches thaten natürlich die geſchlagenen Feinde an den wenigen Bâbîs, die in ihre Hände gefallen waren, und der aufgeblaſene Abbâs-Kouli-Chân ging ſogar ſo weit, ein paar abgeſchnittene Köpfe von Bâbîs an den

Prinzen als Trophäen seines angeblichen Sieges zu schicken. Bald aber erfuhr dieser, der bereits auf dem Marsche war, um sich mit Abbâs zu vereinigen, die ganze schmähliche Niederlage seines Kollegen, und nun galt es wirklich, alle Kräfte anzuspannen und Ernst mit dem Kriege zu machen, sollte nicht binnen Kurzem ganz Mâzenderân, vielleicht für immer, dem Könige verloren gehen. Nach viertägiger Rast begannen die nunmehr verbündeten Heerführer, Abbâs und der Prinz, die Belagerten von allen Seiten einzuschließen; und wirklich gelang es ihnen bald, dieselben von jedem Verkehr mit Außen und somit von allen Lebensmitteln abzuschneiden. Schon jubelten die Belagerer, daß binnen Kurzem die Qual des Hungers die Bâbîs zwingen würde, sich auf jede Bedingung hin zu ergeben, als diese plötzlich zum dritten Male mit 200 Mann, geführt von Hâdschi Muhammed Alî, einen nächtlichen Ausfall versuchten und nicht nur einen schweren Verlust den Feinden zufügten und neue Verwirrung in die Reihen der königlichen Truppen brachten, sondern auch den gefährlichsten Thurm der von diesen um das Kastell herum aufgeworfenen und sie stündlich mehr bedrohenden Verschanzungen und Bastionen von Grund aus zerstörten. Ihre eigenen beschädigten Befestigungen stellten sie schnell wieder her, und Monate verflossen nun, ohne daß irgend ein erheblicher Erfolg von den Königlichen erzielt wäre. Da wurde denn endlich die Regierung in Teherân dieser jämmerlichen Kriegsführung müde, und aufs Aeußerste empört setzte sie dem Prinzen Mehdî den thatkräftigen Suleimân-Chân als Befehlshaber zur Seite, der die Soldaten

aufs Neue ermuthigte, die Belagerung mit allem Eifer fortsetzte und endlich einen Sturm auf die Bâbîs wagte. Aber trotz mancher errungenen Vortheile ließ man doch bald wieder davon ab und legte sich aufs Warten, da man nur zu gut wußte, wie sehr die Belagerten schon längst von Hungersnoth geschwächt und aufgerieben seien. Und wahrlich! nur die höchste Begeisterung für die einmal erkorene Sache, ein fast übermenschlicher Heroismus vermochte das Elend zu ertragen, das täglich mehr im Kastell des Scheich Tebersî um sich griff. Auf die scheußlichste Nahrung, todte Pferde und Aehnliches, angewiesen siechte das kleine Häuflein der Bâbîs, das aus den verschiedenen verzweifelten Kämpfen noch übrig geblieben war, langsam dem Grabe zu, und doch wagte Muhammed Alî im Mai noch einmal, als schon eine Menge seiner Leute sich zum Feinde hinübergeflüchtet, mit dem Reste seiner Getreuen einen Ausfall, der zwar vielen Königlichen das Leben kostete, aber im Ganzen doch unglücklich für die Angreifer ausfiel und sie zum schleunigen Rückzug mit bedeutendem Verluste zwang. Wieder vergingen Wochen, und noch immer behaupteten sich die kühnen Helden; aber endlich waren ihre letzten Kräfte erschöpft, und um nicht länger nutzloses Blut zu vergießen, entschloß sich Hâdschî Muhammed Alî nun wirklich, wenn auch mit schwerem Herzen, zu Unterhandlungen mit den königlichen Heerführern. Er parlamentirte, und siehe da, der Prinz Mehdî ging bereitwillig auf alle Vorschläge ein, gewährte ihm und den Seinen — noch ungefähr 240 an der Zahl — den gewünschten freien Abzug unter der Bedingung, daß sie sich

zerstreuten, und empfing die vertrauensvoll die schützenden Mauern des Kastells Verlassenden sogar in zuvorkommender und prunkvoller Weise. Aber zu edel hatten die Bâbîs von ihren Feinden gedacht, zu viel gebaut auf die bei allen nur einigermaßen civilisirten Völkern sonst übliche Heiligkeit und Unverletzlichkeit des gegebenen Wortes. Denselben Grundsatz, den einst die sogenannte alleinseligmachende Kirche dem Huß gegenüber zur Geltung brachte, daß man Ketzern ungestraft Eid und Treue brechen könne, führten auch hier die tapferen Soldknechte des persischen Schâhs praktisch durch — kaum hatten die Abziehenden ihre Waffen niedergelegt, als sie umzingelt und Mann für Mann niedergemetzelt wurden, nur der Führer, vor Allem Hâdschî Muhammed Alî's und Molla Jussufs, bemächtigte sich der wackere Prinz und ließ sie in Balfurûsch auf gräßliche Weise, zum Theil an die Mündungen von Kanonen gebunden, tödten! —

So endeten, zur ewigen Schmach für das persische Gouvernement, die heldenmüthigen Verfechter der neuen Lehre in Mâzenderân, endeten in dem Augenblicke, wo überall in Ispahân, Hamadân, Schîrâz, ja in Teherân selbst, besonders durch den unermüdlichen Eifer der Gurret-ul-Ain, die jetzt heimlich in der Hauptstadt wirkte, das Volk für Bâb Partei ergriff, und in der Stadt Zendschân, Provinz Irâk, schon hell die Flamme des Aufstandes loderte; — endeten in dem Augenblicke, da Bâb selbst völlig ungerechtfertigter Weise hingerichtet wurde und sein Märtyrertod alle treuen Anhänger zur blutigen Rache und Wiedervergeltung aufrief. Wir haben den neuen Propheten in

Ispahân verlassen, wo er, geschützt von dem Gouverneur, rüstig an seinem reformatorischen Werke weiterarbeitete; als aber 1847 sein gütiger Protektor starb, suchte der Klerus seine ganze Wuth an ihm auszulassen und setzte es auch wirklich durch, daß er auf Regierungsbefehl von Ispahân fortgeschafft und nach verschiedenen Zwischenaufenthalten endlich im Lauf des Jahres 1848 nach Tauris mit starker Bedeckung geführt wurde, um dort zu besserem Verhalten gemahnt und, falls das nutzlos sei, unnachsichtlich gestraft zu werden. Ueberall, selbst in seiner Haft, hatte er durch die Macht des Wortes Tausende von enthusiastischen Anhängern gewonnen — die verschiedenen Aufstände in allen Distrikten des Reiches, an denen er persönlich freilich ganz unschuldig war, zeugten von der Macht seiner Lehre, und als nun gar das blutige Trauerspiel in Mâzenderân begann, die königlichen Truppen eine Niederlage nach der anderen erlitten, und durch diese Erfolge der Bâbîs ermuthigt auch in Chorâsân, Aserbîdschân und den übrigen Provinzen die Parteigänger des Propheten aufs Neue zu den Waffen griffen — da beschloß man in Teherân, ein blutiges Exempel zu statuiren und diesen, wenn auch nur indirekten Urheber aller Wirren physisch und moralisch zugleich zu vernichten. Zwar waren die Mollas keineswegs im Stande, ihn irgend welcher Irrthümer zu überführen — im Gegentheil widerlegte Bâb sie alle aufs Glänzendste, wie er ja auch stets betont, daß er den Islâm nur in rechter und vollkommener Weise zu erfüllen, keineswegs auszurotten gekommen sei, und wenn man ihn durchaus durch

Querfragen zum Aussprechen ketzerischer Ansichten verleiten wollte, so schwieg er; — und ebenso wußte er in den Versammlungen von Beamten und Laien, die über ihn zu Gericht sitzen sollten, selbst seinen erbittertsten Gegnern durch sein würdevolles Wesen zu imponiren. Aber, wie Gobineau mit Recht sagt, und wie es die Affaire in Mâzenderân schlagend bewiesen hat, die Macht in Asien kennt keine Moral, und was sie einmal will, erlaubt sie sich auch; und so wurde denn Bâb ohne Weiteres als Ketzer und Rebell zum Tode verurtheilt und mit zweien seiner Schüler, dem schon obengenannten Seid Hussain und einem gewissen Agha oder Molla Muhammed Alî (nicht zu verwechseln mit dem tapferen Helden vom Kastell des Scheich Tebersî) — nach Kasembeg noch mit zwei anderen, Seid Hassan und Seid Achmed — am 19. Juli 1849 stark gefesselt durch die Straßen und Bazare von Tauris zum Richtplatz geführt.

Der Prophet war ruhig und standhaft — festen Auges sah er dem Tode entgegen, er war sich bewußt, nach bestem Wissen und Gewissen gelehrt und gepredigt zu haben und an den politischen Wirren, den vielen Menschenopfern, die seine Doktrin schon gefordert, im innersten Grunde des Herzens unschuldig zu sein. Sein eigenes System war ihm, so zu sagen, über den Kopf gewachsen, er hatte die Geister, die er einmal losgelassen, nicht mehr bändigen können und auch nicht wollen — sie mußten ausrasen und — war es des Himmels Wille — seiner Lehre den endlichen Sieg gewinnen! So brachte er denn freudig sein Leben für seinen Glauben, seine Parteigenossen, sein Volk und Vaterland zum

Opfer dar. Und wenn schon seine edle, selbstbewußte Haltung, seine eleganten Manieren, sein zwar von langer Haft abgezehrtes und bleiches, aber noch immer schönes Antlitz mit den kühn und stolz blickenden Augen und dem stattlichen schwarzen Vollbart das lebhafteste Mitgefühl in der ganzen, der Exekution beiwohnende Volksmenge wachrief, so steigerte sich dasselbe noch, als in schneidendem Kontraste zu der todesmuthigen Ueberzeugungstreue seines Meisters Seid Hussain sich angesichts der Vorbereitungen zur Hinrichtung zum feigen Abfalle bewegen ließ. Gerade er, der bisher einer der glühendsten Vorkämpfer des Bâbismus gewesen war, der auf die Person des Propheten sowohl wie auf die genauere Ausbildung seiner Lehre, vor Allem ihre politischen Konsequenzen den größten und in vielfacher Beziehung gefährlichsten Einfluß geübt, vergaß sich so weit, seinen Herrn und Meister zu verläugnen und sich um diesen Preis das Leben zu erkaufen. Fest dagegen blieb der zweite Mitverurtheilte, Muhammed Alî, den selbst der Anblick seines Weibes und seiner Kinder nicht zu rühren vermochte; er und Bâb wurden zusammen mit Stricken an den Festungswall der Citadelle gebunden, so daß sie etwas über dem Erdboden schwebten, und eine aufgestellte Kompagnie Soldaten gab Feuer. Aber als ob der Himmel selbst durch ein Wunder die Beiden hätte retten wollen — die ganze erste Salve verfehlte ihr Ziel und durchschnitt nur die Bande, mit denen man jene gefesselt; Bâb und sein Freund waren frei, und hätten sie Geistesgegenwart genug gehabt, diesen Moment geschickt zu benutzen, sich mitten unter die

von Staunen ergriffene und offen mit ihnen sympathisirende Menge zu werfen und diese durch einen beredten Hinweis auf den sichtbaren Fingerzeig des Himmels zur Parteinahme für sich zu entflammen, das Schicksal Persiens hätte wahrscheinlich eine ganz andere Wendung genommen, und statt zu unterliegen triumphirte jetzt vielleicht auf den Trümmern der gestürzten Monarchie der neue Glaube. So aber sprang Bâb in eine naheſtehende Hauptwache hinein, ward dort von einem Offizier durch einen Säbelhieb zu Falle gebracht und zum zweiten Male mit Muhammed Alî gebunden. Eine neue Salve von Flintenschüssen machte dann dem Leben Beider auf immer ein Ende. Aus guten Gründen hatte man übrigens zu dieser Exekution christliche Soldaten gewählt; — man traute den muselmännischen nicht recht, und sicher ist jedenfalls, daß eine aus solchen gebildete Kompagnie niemals dazu hätte bewogen werden können, zum zweiten Male auf die durch ein deutliches Wunder Befreiten zu schießen. Diese beiden Umstände allein, die kluge Wahl der Truppen und Bâbs geringe Geistesgegenwart, haben dem König von Persien Thron und Reich erhalten. —

Ein Schrei der Entrüstung über Bâbs Hinrichtung ging durch das ganze Land, und überall erhoben sich die Bâbîs mit erneuter Kraft und rachedürstiger Wuth; am heftigsten aber wurde durch dieselbe des Hasses Flamme in der Stadt Zendschân zwischen Tauris und Ispahân, Distrikt Chamse in der Provinz Irâk mit vorwiegend türkischer Bevölkerung, geschürt, und die Unterwerfung dieses Platzes

sollte den königlichen Truppen fast noch mehr Opfer kosten als der verzweifelte Kampf in Mâzenderân. Schon längst hatte in dieser Stadt ein gewisser Molla Muhammed Alî (der dritte seines Namens, den wir in der Geschichte des Bâbismus handelnd auftreten sehen, und der deshalb zum Unterschied von den beiden anderen nach seinem Geburtsort den Beinamen Zendschânî erhalten hat), ein ebenso gelehrter und in Dogmatik und Jurisprudenz kenntnißreicher wie unruhiger und beweglicher Kopf, durch verschiedene Neuerungen, die er Kraft seiner Würde als Mudschtehid, d. h. als höchste Autorität in Glaubenssachen anstrebte, mit dem Klerus in erbittertem Streite gelegen und sich dadurch schließlich die Ausweisung aus seiner Vaterstadt zugezogen. Da lernte er in Teherân zufällig den Molla Hussain und durch ihn die Lehre des Bâb kennen und ward um so schneller ein glühender Verehrer und Verfechter derselben, als er in ihr so manche Verwandtschaft mit seinen eigenen Ansichten entdeckte, besonders in der Idee, daß nichts auf der Welt unrein, alle Freuden und Genüsse also als von Gott stammend auch göttlich und daher dem Menschen in gewissem Maße erlaubt seien, besonders das Trinken des Weins und Aehnliches. Die Unruhen nach dem Tode des Königs und während des Interregnums begünstigten sein Entweichen aus Teherân, und als er trotz des Verbotes Zendschân wieder betrat, war der Ruf von ihm als einem begeisterten Bâbî schon so allgemein verbreitet, daß eine große Menge von Anhängern ihm zuströmte, und er sich bald, obwohl der Gouverneur ihn und Alle, die sich zu ihm

ſchlugen, unerbittlich zu verfolgen den Auftrag hatte, an der Spitze von 7000, nach Gobineau ſogar von 15,000 Mann ſah. Vorläufig verhielt er ſich mit ſeinem Anhang noch ruhig, und ſo ließen ihn die Behörden gewähren; — ſobald er ſich aber im Stillen völlig gerüſtet und ſeine Streitmacht mit Waffen, Munition und Proviant ausreichend verſehen hatte, benutzte er den erſten beſten Anlaß zur kühnen Offenſive. Die Einkerkerung eines ſeiner Anhänger, der wegen Steuerverweigerung ergriffen war, gab im Monat Mai 1849 das Signal zum offenen Aufſtand; — der Gefangene wurde mit Gewalt befreit, Soldaten ſchritten dagegen ein, und die fürchterlichſte Metzelei begann. Die Bâbîs bemächtigten ſich nach hartem Kampfe zunächſt der Hauptquartiere der Stadt und nach einmal mißlungenem Angriff endlich am 28. Mai auch der feſten Citadelle, mit der ſie zugleich die Herrſchaft über die Stadt ſich errungen hatten. Von hier aus gebot Muhammed Alî nun als unumſchränkter Machthaber, gründete eine förmliche Militärherrſchaft, umgab ſich mit einem Generalſtab und befeſtigte ſich in ſeiner ſicheren Stellung von Tag zu Tag mehr. Selbſt die vom Gouverneur herbeigerufenen königlichen Truppen verſuchten lange Zeit vergeblich ſeine Macht zu brechen, und Wunder von Tapferkeit verrichteten er und die Seinen, die in der ganzen Geſchichte ihres Gleichen ſuchen, und denen nur die Heldenthaten des Molla Huſſain ebenbürtig zur Seite ſtehen. Zweimal, am 11. Juli und 4. Auguſt, ward von der Regierungsſtreitmacht ein Sturm auf die Citadelle unternommen, Mienen wurden gelegt, eine Verſchanzung nach der andern wurde erobert — aber dennoch

blieben die Bâbis unbesiegt, und furchtbar lichteten sie die feindlichen Reihen, zumal die um diese Zeit einlaufende Schreckenskunde von Bâbs Tod die Kampfeswuth Jener bis zur Raserei steigerte. Mit kühner Entschlossenheit legte sich nun Muhammed Alî selbst den Titel Bâb bei, erklärte sich für den von der Vorsehung an Stelle des verewigten Meisters gesetzten Schirmherrn und Vertheidiger des wahren Glaubens nnd nahm jetzt offen das schon Bâb zugesprochene legitime Anrecht auf den persischen Thron für sich in Anspruch. Und als er endlich, zu hart von den Gegnern bedrängt, durch Tapferkeit nichts Genügendes mehr auszurichten vermochte, griff er zur verwegenslen List. Bei einem dritten Sturm der Regierungstruppen ließ er Feuer in die Bazare werfen, und als alle Bewohner der Stadt und die Soldaten mit ihnen zum Löschen forteilten, gewann er durch einen raschen Angriff das verlorene Terrain wieder und richtete ein fürchterliches Blutbad unter den zerstreuten königlichen Truppen an. Selbst als neue Verstärkungen bei dem Belagerungsheere angelangt waren, und seine Stellung täglich eine bedrängtere und verzweifeltere wurde, gelang es ihm abermals durch einen ähnlichen Kunstgriff zu triumphiren und die feindlichen Befehlshaber sogar zu Friedensanträgen zu veranlassen. Es wurden nämlich auf seinen Befehl Geldstücke und Hausgeräthe aller Art aus den Fenstern und von den platten Dächern der Festung herabgeschleudert, und als sich die Soldaten gierig auf diese Beutestücke stürzten, brach er hervor und warf sie mit starkem Verluste zurück. Auf die Friedensunterhandlungen aber wollte er um keinen Preis

eingehen — das Schickſal ſeiner Brüder in Mâzenderân war ihm nur zu wohl bekannt, und mit Recht fürchtete er auch hier die gleiche Verrätherei. So dauerten denn Kampf und Belagerung noch Monate lang mit wechſelndem Glück fort; ſchon waren die Bâbîs bis auf 1200 Mann zuſammengeſchmolzen; Hunger und Durſt quälten ſie auf das Schrecklichſte, aber ſtandhaft harrten ſie aus und beſiegten noch einmal am 10. September mit ihrer geringen Anzahl 3000 Soldaten, die ſie theils maſſakrirten, theils in die Flucht trieben, brachten bald darauf eine große Zahl ihrer Feinde, beſonders viele Offiziere, in ihre Gewalt, die ohne Gnade hingerichtet wurden, und konnten erſt Januar 1850 durch ein allgemeines Bombardement wirklich und für immer unſchädlich gemacht werden. Nach verzweifeltem Widerſtande fiel Muhammed Alî Zendſchânî, noch im Sterben den Seinen die in der Lehre des Bâb wohlbegründete Verheißung gebend, er werde in 40 Tagen wieder aufleben, wie auch Molla Huſſain und Muhammed Alî aus Balfurûſch bei ihrem Hinſcheiden gethan; aber der Muth und die Thatkraft des kleinen Häufleins war gebrochen. Es parlamentirte, erhielt Schonung des Lebens zugeſichert und ging trotz des warnenden Exempels wirklich in dieſelbe Falle wie der Reſt der Mâzenderâniſchen Bâbîs. Der dort mit Glück verſuchte himmelſchreiende Verrath gelang dem königlichen Befehlshaber auch hier — wehrlos überlieferten ſich die Vertrauensſeligen ihren Henkern und wurden natürlich ſammt und ſonders niedergehauen, nachdem ſie zuvor noch das traurige Schauſpiel hatten mit erleben müſſen, wie man die Leiche

ihres geliebten Führers aus dem Grabe riß, Tage lang in den Straßen umherſchleifte und in empörender Weiſe verſtümmelte. So rächt ſich im Orient die Regierung eines Königs, der ſich noch immer den Schâh aller Schâhs, den Pâdiſchâh des ganzen Erdkreiſes zu nennen beliebt, und ſolcher Mittel bedient ſich ein Staat, der mit Verachtung auf die unreinen Frengis herabſieht und ihnen gar gern die Wohlthat muhammedaniſcher Sitte, Bildung und Kultur angedeihen laſſen möchte! —

Nach dem Fall der Hauptführer des Bâbismus, der Einnahme ihrer feſten Poſitionen in Mâzenderân und Zendſchân wurden nun die übrigen kleineren Aufſtände in den verſchiedenen Provinzen leicht unterdrückt. Am hartnäckigſten vertheidigten ſich die Bâbîs in Nairîz, nordweſtlich von Schîrâz, wohin ſich ein gewiſſer Seid Jachja Dârâbî, der weniger aus Ueberzeugung als aus Ehrgeiz und von dem glühenden Wunſche beſeelt, um jeden Preis ſich Anſehen zu verſchaffen, Anhänger des Bâbismus geworden war, mit einem ſtreitbaren Haufen geworfen hatte. Sehr geſchickt benutzte er die dort augenblicklich herrſchenden Unruhen und Revolten gegen die Behörden, um ſich als einen unſchuldig Verfolgten und am friedlichen Leben Gehinderten der Regierung gegenüber darzuſtellen, der nur tüchtiger Soldaten bedürfe, um die Unruheſtifter von Nairîz zu Paaren zu treiben. Auf dieſe Weiſe erreichte er, daß man ihn ungehindert gewähren ließ, und ſo verband er ſich denn heimlich mit den Inſurgenten ſelbſt. Als er auf dieſe Weiſe neben ſeinem kleinen Anhang reiner Bâbîs noch ungefähr 2000 Mann

um sich gesammelt, ging er zu offener Feindseligkeit über, okkupirte die Stadt, vertrieb den Gouverneur und sengte, mordete und plünderte nach Herzenslust. Es war eben ein ganz charakterloser, von den niedrigsten Gesinnungen geleiteter Mensch, und bald genug empfing er auch den ihm gebührenden Lohn. Denn als ein beim Anrücken königlicher Truppen von ihm gewagter Ausfall übel ablief, trennten sich die Insurgenten von ihm, und obwohl er jetzt gern durch Ergebung sein Leben gerettet hätte, zwangen ihn doch seine wenigen treuen Anhänger, noch einmal einen Ausfall zu versuchen und wenigstens im ehrlichen Kampfe zu fallen. Alle bis auf 30 wurden getödtet, der Rest gefangen und hingerichtet. Dârâbî erhielt von dem königlichen Befehlshaber zwar Mittel zur Flucht, da aber zufälliger Weise zwei Söhne desselben von den Bâbîs getödtet waren, so nahm man Repressalien an dem allein noch übriggebliebenen Führer und massakrirte auch ihn. Damit war vor der Hand die letzte Spur der aufständischen Bâbîs vertilgt, und äußerlich blieb es nun eine ganze Zeit lang ruhig.

Aber heimlich wühlte man desto mehr; unter der Asche glimmte der Funken der Empörung fort und fort, und statt sich nach diesen ersten Mißerfolgen zu mindern, mehrten sich die Anhänger des Bâbismus von Tag zu Tag. In allen Klassen und Schichten der Gesellschaft wurden von den über ganz Persien zerstreuten Agenten der neuen Lehre Proselyten gemacht, viele Beamten für sie gewonnen, und gerade in Teherân, der Haupt- und Residenzstadt, war eine geheime Verbindung hergestellt, die vor Allem die politischen Konse-

quenzen der Bâbschen Doktrin weiter verfolgte und keinen geringeren Zweck hatte, als den König zu ermorden und die Monarchie zu stürzen. Dieser verderblichen Richtung des Bâbismus war, wie schon einmal hervorgehoben ist, besonders durch die ungerechte Ermordung Bâbs Vorschub geleistet, und diese zu rächen scheuten seine fanatischen Anhänger jetzt ebenso wenig die schlechtesten Mittel, wie es die Regierung beim Niederwerfen des Aufstandes gethan. Der eifrigste Parteigänger in dieser Beziehung war Seid Hussain, eben jener abtrünnige Bâbî, der seinen Herrn und Meister verläugnet, dann aber sich reuevoll den übrigen Chefs zu Füßen geworfen und Verzeihung erlangt hatte, während die hochherzige Gurret-ul-Ain, die sich ebenfalls heimlich in Teherân aufhielt, für die religiöse und sociale Reform unermüdlich predigte und wirkte. Als Nachfolger des Bâb hatte man im Stillen den jungen sechszehnjährigen Mirza Jachja erwählt, der mit dem Titel Hausrat-il-azal, ewige Hoheit, bekleidet wurde und nun überall im Lande umherpilgerte, um den Muth und die Thatkraft seiner Glaubensgenossen zu stärken und zu befestigen. Um den gefährlichen Nachforschungen der persischen Regierung zu entgehen, sah er sich gezwungen, Bagdâd zu seinem Wohnsitz zu erwählen, und von da aus leitete er nun mit Hilfe der vielen das nahe Kerbelâ besuchenden persischen Pilger die Angelegenheiten des Bâbismus. In Teherân galt als Haupt der geheimen Verbindung Scheich Alî, den Kasembeg als einen orientalischen Monte-Christo schildert. In immer neuen Verkleidungen hatte er schon vor der Niederlage der Bâbîs in Mâzenderân

und Zendschân weit und breit die Ortschaften durchzogen und war allen Nachstellungen glücklich entgangen — vergeblich hatte man einige seiner Mitschuldigen, die ergriffen waren, foltern und martern lassen, sie hatten kein Wort über ihn und seinen Aufenthaltsort verrathen, und ungestört wirkte er mit rastlosem Eifer fort und fort. So war denn eine förmliche Verschwörung organisirt, und man harrte nur des günstigen Augenblickes, um seine blutigen Pläne ins Werk zu setzen. Ein solcher trat 1852 beim Fall des Premierministers Mirza-Tâkî-Chân ein, und als sich wegen dieser Ministerkrisis im ganzen Volke ein Sturm erhob, glaubten die Bâbîs den gelegenen Zeitpunkt gekommen. Schon lange vorher hatte sich das räthselhafte Gerücht verbreitet, der König werde noch vor Ende des Monats Schawwâl sterben, und wirklich wurde auch am letzten Tage desselben, den 16. August 1852, als der Monarch in der Nähe seines Sommerpalastes Niâwerân am Fuße des Elburs einen Spazierritt unternahm, von drei fanatischen Bâbîs, die in der Maske von Gartenarbeitern sich in seinen Dienst gedrängt, ein Angriff auf ihn gemacht. Drei Schüsse wurden auf ihn abgefeuert, und als diese ihn nur leicht verwundeten, stürzten sich die Mörder auf sein Pferd, um ihn vom Sattel niederzureißen. Dabei behinderten sie sich aber ihrer allzu großen Voreiligkeit wegen gegenseitig, und ehe sie ihren Zweck erreichen konnten, wurden sie von den herbeieilenden Hofleuten überwältigt, einer sofort getödtet und die beiden anderen gefangen genommen. In Teherân erhob sich ein gewaltiger Tumult — „der König ist ermordet!“

hieß es überall — allgemeine Aufregung bemächtigte sich der Stadt und vor Allem des königlichen Hofes, die zahlreichen geheimen Anhänger des Bâbismus und mit ihnen die Unzufriedenen überhaupt regten sich, geheime Zusammenkünfte wurden abgehalten, aber der Regierung gelang es, sich bei dieser Gelegenheit einiger der am meisten verdächtigen Personen zu bemächtigen, gegen 60—70, unter denen auch die edle und an dem Mordversuch jedenfalls unschuldige Gurret-ul-Ain sich befand, und nun hoffte man diesen und besonders den beiden auf frischer That ertappten Bâbis durch Martern nähere Details über den Umfang der Verschwörung und die Namen der übrigen Mitverbündeten zu entlocken. Aber standhaft ertrugen sie alle Qualen und Schmerzen, kein Wort des Geständnisses kam über ihre Lippen, und dieses Schweigen vermehrte noch den Schrecken in der Umgebung des Königs. Man wußte, wie sehr die neue Lehre in allen Schichten der Gesellschaft verbreitet war, aber jeder Anhaltspunkt zu einem energischen Vorgehen fehlte, da die Gefangenen in ihrem hartnäckigen Läugnen beharrten, und die Furcht, es könne jeden Tag, jede Stunde vielleicht eine mächtige Revolution im ganzen Lande ausbrechen, war so stark, daß die Regierung sich sogar zur Milde bequemte und die ergriffenen Leute zu begnadigen versprach, wenn sie einfach den Bâbismus abschwören wollten. Aber umsonst — keiner übte Verrath an seiner Ueberzeugung, am allerwenigsten Gurret-ul-Ain, die dem Märtyrertode für ihren Glauben mit Heldenmuth ins Auge sah, und so blieb denn nichts anderes übrig, als an diesen ein

furchtbares Exempel zu statuiren, um dadurch die übrigen unbekannten Rädelsführer einzuschüchtern. Zuerst ward Gurret-ul-Ain, das stolze, schöne Weib, in Teherân dem Scheiterhaufen überliefert, und nur das Mitleid der Henker, die sie zuvor erstickten, ersparte ihr die schrecklichen Qualen des Feuertodes. Ihre Asche wurde in alle Winde zerstreut, und nun führte man auch die übrigen Gefangenen, unter diesen den mitergriffenen Seid Hussain, zur Hinrichtung; jeder der höheren Würdenträger hatte einen derselben übernommen und ließ nun nach Herzenslust seine Rache an ihm aus; mit der unerhörtesten Grausamkeit wurden sie zu Tode gepeinigt, und selbst der Weiber und Kinder schonte man nicht. Mit unvergleichlichem Heroismus starben alle, den Namen ihres Meisters Bâb und den des Alî auf den Lippen, und der Tag ihres Martyriums verschaffte, wie Gobineau berichtet, dem Bâbismus mehr Anhänger, als es irgend eine Predigt zuvor gethan. Das Mitgefühl mit den unglücklichen, wenn auch vielfach verblendeten und auf falsche Wege geleiteten Schlachtopfern wurde der beredteste Werber für die von ihnen bis zum letzten Athemzuge verfochtenen Ideen, und so hat sich denn der Bâbismus still und heimlich, aber desto sicherer und ungestörter über alle Provinzen Persiens ausgebreitet und besonders in den gebildeten Kreisen der Gesellschaft immer neue Anhänger gewonnen. In Teherân allein sollen dem Bunde 5000 angehören, darunter Beamte höchsten Ranges, Leute aus der nächsten Umgebung des Königs selbst, und wer weiß, wie nahe eine abermalige, vielleicht erfolgreiche Schilderhebung derselben bevorsteht.

Die alten Zustände Persiens sind morsch und unhaltbar geworden, Alles sehnt sich nach einer neuen, besseren Gestaltung der Dinge, im religiösen, politischen und socialen Leben ist eine Umwälzung nur noch eine Frage der Zeit, und wie im Occident, so hat auch im Orient merkwürdiger Weise das Jahr 1848 durch den Bâbismus den ersten Anstoß zu einer nie geahnten, gewaltigen Bewegung der Geister gegeben. Auch die jüngst in Teherân versuchte Gründung von Freimaurerlogen nach europäischem Muster scheint damit in enger Verbindung zu stehen, und sicher ist, daß der oben genannte Mirza Jachja, das geheime Haupt der Bâbîs, von Bagdâd aus allen Vorgängen seiner Heimat mit gespannter Aufmerksamkeit folgt. Den vielfach an ihn ergangenen Aufforderungen, doch jetzt schon bei dem gegenwärtigen schwachen und widerstandslosen Regiment in Persien loszuschlagen, soll er bisher freilich immer die Antwort entgegengestellt haben, es sei noch nicht die Zeit! — —

Nachdem wir so den historischen Verlauf des Bâbismus ausführlich geschildert, ausführlicher, als es ursprünglich unsere Absicht war — denn der Gegenstand riß uns hin, und die vielfachen unstreitig großen Züge in den Charakteren der Hauptheldeu reizten uns zu einer eingehenden Besprechung — wollen wir nun auch von den einzelnen Dogmen und Grundsätzen der neuen Lehre dem Leser eine anschauliches Bild zu entrollen suchen. Denn daß nicht etwa, wie man vielleicht zu glauben geneigt wäre, die eminente Persönlichkeit seines Stifters, das Feuer seiner Beredtsamkeit allein oder doch vorwiegend die Ursache der reißend schnellen Ver-

breitung des Bâbismus in Persien gewesen, sondern wirklich die Sache selbst, die von ihm gepredigten reformatorischen Ideen, beweist der Umstand, daß die hervorragendsten seiner Parteigänger, wie Gurret-ul-Ain, die beiden Muhammed Alî aus Balfurûsch und Zendschân und Andere ihn nie mit Augen gesehen, sondern nur aus den von ihm mitgetheilten Reden und aus seinen Schriften ihre Begeisterung geschöpft haben. Wir haben schon oben die beiden Erstlingswerke Bâbs namhaft gemacht, das Tagebuch über die Pilgerfahrt nach Mekka und den Kommentar zur zwölften Sûre des Korân; außer diesen hat er noch eine Menge von Schriften verfaßt, die alle den Titel Bajân, d. h. Exposition und Erklärung der neuen Lehre, führen und unter denen als die drei wichtigsten eine in arabischer, eine in persischer Sprache und endlich eine kürzere, das Buch der Vorschriften genannt, hervorzuheben sind. Von letzterer hat Gobineau in seinem vielgenannten Buche eine Uebersetzung gegeben. Freilich sind alle diese Schriften und ebenso auch die des jetzigen Hauptes der Bâbîs, der ewigen Hoheit Mirza Jachja, in sehr dunkler mystischer Sprache geschrieben und daher schwer verständlich; — aber ihren Hauptzügen nach läßt sich die Doktrin des Bâbismus denn doch daraus erkennen, und Gobineau und Kasembeg ergänzen sich in der detaillirten Schilderung derselben vielfach, so daß sich wenigstens eine allgemeine Vorstellung von dem Wesen der Bâbschen Ideen mit Hülfe dieser beiden geben läßt. Wie wir bei der Jugendgeschichte Bâbs beiläufig erwähnt, fußen diese zum großen Theil auf den Lehren der Scheichîten und denen der Sûfîs, und wir

müſſen daher zunächſt dieſe beiden Sekten etwas genauer ins Auge faſſen. — Bekanntlich theilt ſich die ganze islâmiſche Religionsgemeinde in zwei einander ſehr ſchroff und feindlich gegenüberſtehende Parteien, die der Sunniten, die neben dem Korân noch die Sunna, d. h. die Tradition und Interpretation deſſelben, ſowie die Legitimität der drei erſten Khalifen, Abû Bekr, Omar und Osmân, anerkennt und heutzutage hauptſächlich von den Türken vertreten wird, und die der Schiiten, die beide Punkte läugnet, Alî, den Vetter und Schwiegerſohn Muhammeds und vierten Khalifen, mit ſeinen Nachkommen für die einzig rechtmäßigen Fürſten des Islâm erklärt und vor Allem die Perſer zu ihren begeiſterten Bekennern zählt. Man hat dieſe letzteren nicht ſelten die Proteſtanten des Islâm genannt, was mit Rückſicht auf ihre konfeſſionellen Unterſcheidungspunkte von den Sunniten jedenfalls verkehrt iſt, da ſich in dieſen kaum eine genügende Analogie mit denen der proteſtantiſchen gegenüber der katholiſchen Kirche findet; aber in einer Beziehung könnten ſie wirklich auf dieſe Bezeichnung Anſpruch machen, inſofern nämlich einer der Hauptbeweggründe, der ſie zur Oppoſition gegen die orthodoxe Kirche trieb, der nationale Sinn der Perſer, ihr patriotiſches Gefühl, das Bewußtſein ihrer einſtigen Größe und Macht war, die nun von Fremdlingen politiſch wie geiſtig mit aller Gewalt unterdrückt wurde. Wie der deutſche Geiſt in der Reformation kühn die Feſſeln zerriß, in die ihn römiſcher Uebermuth und römiſcher Abſolutismus geſchlagen, wie in ihr der erſte Anſtoß zur Begründung einer freien und fremder Willkür nicht länger preisgegebenen

deutſchen Nationalkirche, die leider bis jetzt noch immer nicht verwirklicht iſt, gegeben wurde, ſo machte auch die Perſer vor Allem die Vaterlandsliebe zu Schiiten. Das politiſche Joch der Araber vermochten ſie nicht abzuſchütteln, den einmal in Fleiſch und Blut übergegangenen Islâm ebenſo wenig, ſie mußten alſo innerhalb der gegebenen Religion eine Handhabe für ihre Zwecke ſuchen, und ſo griffen ſie die Legitimität der drei erſten Khalifen und nicht minder die der ſpäteren Dynaſtien an, erkoren Alî und die aus ſeiner Familie entſproſſenen Imâme zu ihren Nationalheiligen und verwarfen die von den Sunniten hochgehaltene Tradition. Alî ward für ſie eine förmliche Inkarnation Gottes und ſpiegelte ihnen ſo gleichſam, wie Gobineau ſcharfſinnig bemerkt, den Ormuzd ihrer alten Parſenreligion wieder, die übrigen Imâme aus ſeinem Geſchlecht bis auf Al-Mehdî herab, mit deſſen längſt erſehnter Rückkehr auf die Erde die Epoche der vollkommenen Glückſeligkeit hienieden beginnen ſoll, mußten die Amſchaspands der Zoroaſtriſchen Lehre vertreten, der ſemitiſche Scheitân oder Satan, die Perſonifikation der ewig mit dem Geiſte ringenden Materie, den Ahriman, und ſo weiter. Und wie der Islâm überhaupt durch ſeine vagen Glaubensſätze die zerbröckeltſte aller Religionen, wie Gobineau es treffend nennt, geworden iſt, da er eigentlich nur ein feſt und beſtimmt ausgeprägtes Dogma an ſeiner Spitze trägt, das von dem einen, in Muhammed geoffenbarten Gott, im Uebrigen aber dem Eindringen der heterogenſten und oppoſitionellſten religiöſen Begriffe freien Spielraum gewährt, ſo iſt es nun auch im beſonderen mit

dem schiitischen Islâm der Fall, dessen verschiedene Sekten sich freilich hauptsächlich nur durch den höheren oder geringeren Grad der Verehrung unterscheiden, die man Alî und den übrigen Imâmen widmet. Am meisten Anhänger unter den gebildeten und gelehrten Leuten zählt nun heutzutage die von Scheich Ahmed im Anfange dieses Jahrhunderts gegründete Sekte der Scheichiten, die sich am meisten von dem leeren Buchstabenglauben und Formelwesen losgesagt haben, die berühmten Wunder Muhammeds figürlich fassen, in Gott das höchste, die ganze Welt durchdringende Wesen, aus dem das All emanirt ist, und in Alî und den Imâmen gleichsam die Personifikationen seiner erhabensten Attribute und die unsichtbaren Beherrscher der Erde verehren. Sie stehen daher in nahem Contakt mit der religiös-philosophischen Sekte der Sûfis, den reinen pantheistischen Mystikern, die seit Anfang des zwölften Jahrhunderts ungefähr in Persien zur Geltung gekommen sind und bis auf den heutigen Tag durch ihre zahlreichen und überall hin verbreiteten Derwischorden den entscheidendsten Einfluß auf die ganze geistige Bildung des Volkes geübt haben. Auch dieser Sûfismus, der die muhammedanische Einheitslehre bis auf die höchste Spitze getrieben, Gott als das einzig Existirende und daher alles Irdische als mit ihm identisch, von Ewigkeit her mit ihm eins und nach dieser kurzen Erdentrennung wieder mit ihm zusammenfließend denkt, alle Dogmen und Religionen nur als Allegorien von Gott und daher als gleichgültig ansieht, ebenso wie das Gute und Böse, — auch dieser, können wir mit vollem Rechte sagen, war nichts weiter als eine

Auflehnung gegen den Islâm der Araber, eine Auflehnung des indogermanischen Geistes — denn seine Urkeime sind auf indischem, specifisch buddhistischem Boden erwachsen — gegen den starren, abstrakten Deismus der Semiten. Und da seit dem Aufblühen dieser mystischen Richtung alle großen Dichter Persiens sich derselben bemächtigten, sie mit schöpferischer Phantasie ausbildeten und ganz und gar in Poesie umsetzten, so ist es leicht erklärlich, wie dieselbe so feste Wurzeln im Volke zu schlagen und allmälich den größten Theil der Bevölkerung zu ihren Jüngern heranzubilden vermochte. —

Auf diesen beiden Systemen basirt nun ihren Grundzügen nach die Lehre des Bâb, wie er denn selbst auch eine Zeit lang das Haupt der scheichitischen Sekte war; in ihrer weiteren Ausbildung aber entfernt sie sich mehr und mehr von beiden und nimmt eine ganz eigene originelle Färbung an. Ohne den engeren Zusammenhang derselben mit den beiden genannten Doktrinen hier weiter bis ins Einzelne zu verfolgen, wollen wir nun kurz die Hauptsätze des Bâbismus, wie sie sich geschichtlich herausgebildet und fixirt haben, aufzählen. Wie wir schon im Eingange unserer Studie betont haben, richtete sich derselbe vor Allem gegen den Einfluß des fanatischen, herrschsüchtigen und ebenso an und für sich dummen wie das Volk verdummenden muselmännischen Klerus, der, am todten Buchstaben des Gesetzes klebend und ohne jede höhere Auffassung von Gott und der Welt, nicht die Moral und Humanität auf seine Fahne geschrieben, sondern einzig das ehrgeizige Streben, sich Alles, selbst die Regierung

dienstbar zu machen und in die inneren wie äußeren Angelegenheiten des Reiches thätig einzugreifen. Nicht minder richtete er sich gegen die mit den Ulemas stets verbundene konservative Hofkamarilla, die jeder Reform und Besserung principiell widerstrebte; und hatte er so einerseits die Tendenz, recht lebhaft und eindringlich allen Gemüthern den Grundsatz einzuprägen, daß man nicht nach dem Buchstaben sondern nach dem Geiste des göttlichen Gesetzes leben und handeln müsse, so eiferte er andererseits gegen die Willkürlichkeit und Gewissenlosigkeit der Regierung, die Erpressungen der Staatsbeamten, Richter und Provinzgouverneure, den Steuerndruck, und suchte die Freiheit des einzelnen Individuums, besonders auch des in socialer Beziehung so benachtheiligten weiblichen Geschlechtes, in gebührender Weise zu heben und zu stärken. Das erstgenannte Streben kennzeichnen vornehmlich die Ansichten Bâbs über Gottes Natur und Verhältniß zur Welt, in denen sich der bedeutende Einfluß der pantheistischen Ideen des Sûfismus nicht verkennen läßt, wie denn auch in den Briefen der Bâbîs, von denen uns Kasembeg zwei interessante Exemplare mittheilt, überall die gewöhnlichen mystischen Ausdrücke und Bilder, überhaupt die ganze Denk- und Redeweise der Sûfîs wiederkehrt.

Nach Bâb ist die muhammedanische Lehre von der Einheit Gottes so zu fassen, daß dieser gleichsam die primitive Einheit bildet, aus welcher mittelst seiner sieben Hauptattribute, seiner sieben hurûf (Buchstaben oder Worte, wie er sie in seiner mystischen Sprachweise nennt), die aber nicht

etwa als außer ihm stehende Abstraktionen, sondern als völlig mit seinem erhabenen Wesen eins und von demselben umschlossen gedacht werden müssen, wie Kraft, Macht, Wille, Offenbarung ꝛc., die berechnete Einheit, d. h. die sichtbare und unsichtbare Welt, das ganze All emanirt ist. Insofern ist dasselbe nun zwar niedriger und unvollkommener als Gott selbst, aber es ist trotzdem nicht geschieden von ihm, weil außer Gott eben keine Existenz denkbar ist, sondern nur ein in Zeit und Raum gleichsam verkörpertes Accidens, das am jüngsten Tage in sein Wesen zurückläuft und wieder ganz eins mit ihm wird. Der Hauptunterschied dieses emanirten Alls von Gott, seinem Urquell, besteht darin, daß Gott, die primitive Einheit, durch seine Attribute, d. h. seine Kräfte, wirken und schaffen lassen kann so viel er will, ohne daß sie sich irgendwie verminderten, — diese zweite berechnete Einheit, die Welt, dagegen das nicht vermag, sondern stets mit einem Minus und Plus ihrer Kräfte zu rechnen hat, sobald sie etwas aus sich emaniren lassen will. Buchstaben oder Worte nennt Bâb diese göttlichen Attribute, um dadurch für den Ursprung der materiellen wie der geistigen Elemente der Welt zugleich den rechten Anhaltspunkt zu geben; als Worte sind sie die Quelle alles Intellektuellen, als Buchstaben, aus denen sich Zeilen und Linien kombiniren lassen, die der Materie. Gott ist nun einerseits, wie schon gesagt, mit diesen Attributen vollkommen eins, daher er mit dem arabischen Ausdruck wâhid (eins und einzig im Gegensatz zu einer Vielheit) bezeichnet wird; er ist aber andererseits auch der ewige Urquell, der erst diesen ihm inhäriren-

den Kräften selbst wieder Leben und dadurch gestaltende, schöpferische Kraft gibt, und als solcher nennt man ihn hajjun (lebendig im höchsten Sinne des Wortes) und sagt von ihm: ahajja, er hat von Ewigkeit her allen Dingen Leben gegeben und thut dies fort und fort. Diese drei Worte, wâhid, hajjun und ahajja, haben Bâb nun zu einer wunderbaren mystischen Zahlentheorie, ihrer leitenden Idee nach nicht unähnlich der des Pythagoras, Anlaß gegeben, die auf den ersten Anblick etwas ungemein Spitzfindiges und Gesuchtes hat, in ihrem innersten Wesen aber sehr wohl zu dem Grundzug seiner Lehre paßt und mit derselben aufs Trefflichste harmonirt. Rechnet man nämlich den Zahlenwerth der arabischen Buchstaben, aus denen die drei bestehen, zusammen, so ergibt sich für wâhid 19, für hajjun 18 und für ahajja wieder 19. Auch das Wort wudschûd, Existenz Gottes, in dem speciellen Sinne von wahdat-i-wudschûd, einheitliche Existenz, ergibt an Zahlenwerth seiner Buchstaben merkwürdiger Weise 19. Daraus zieht nun Bâb die Folgerung, in der Zahl 19 sei das eigentliche Wesen Gottes am richtigsten ausgedrückt, und die Eins darin bilde wiederum das Lebens- und Existenzprincip, das mit den übrigen 18 Haupt- und Nebenattributen vereint Gott erst zum wahren Gott stempele. Die Gottheit sei also eine Komposition von 19 Kräften, und da nun die aus ihr emanirte Welt auf denselben Lebensprincipien wie sie selbst beruhe, müsse auch in der Welt alles nach dieser Zahl 19 geregelt, das Jahr beispielsweise in 19 Monate, der Monat in 19 Tage, der Tag in 19 Stunden ꝛc. eingetheilt, die Maße,

Gewichte, Entfernungen auf dieſe Weiſe berechnet, überhaupt in keiner Einrichtung des menſchlichen Lebens hiervon abgewichen werden. Bâb will alſo mit andern Worten — und das iſt ja der ſchon mehrfach angedeutete Kern ſeiner Lehre — die ganze Welt der göttlichen Natur konform eingerichtet wiſſen; ihre Organiſation ſoll keine willkürliche, ſondern eine auf den ewigen göttlichen Geſetzen beruhende ſein, und nach dieſen allein ſoll denn auch der Menſch leben und handeln. Deſſen einzige Aufgabe iſt es, durch die richtige Erfüllung der Gebote Gottes, durch Gehorſam und Liebe zu ihm emporzuſtreben und ſo der Wiedervereinigung mit ihm immer mehr und mehr würdig zu werden. Wir haben oben in der Lebensgeſchichte Bâbs erwähnt, daß er ſich die Bezeichnung des Punktes beigelegt, und wir können jetzt die Erklärung dieſes eigenthümlichen Ausdruckes geben. Jene Eins, die das Lebensprincip in der Zahlenkompoſition des göttlichen Weſens für Bâb bildet, hatte er den Punkt, gleichſam die höchſte Spitze dieſer Zahlenreihe genannt; ebenſolchen Punkt und ſolche Zahlenreihe nahm er nun auch in der Lehre von der Offenbarung und der prophetiſchen Sendung an, wie er denn auch jedes Prieſterkollegium aus 18 Mitgliedern und einem Oberhaupt zuſammengeſetzt wiſſen wollte. Um nämlich das mit Gott zwar innerlich identiſche, aber doch vorläufig äußerlich von ihm geſchiedene All in ſtetem Rapport mit ſeinem Urquell zu erhalten, ſeine dereinſtige Wiedervereinigung mit ihm mehr und mehr zu ermöglichen und die Menſchen durch immer höheres Wiſſen der Rückkehr in den Urſchooß würdig zu machen, ſind die Propheten und mit

dieſen eine fortlaufende Kette von ſtets vollkommneren Offenbarungen in die Welt gekommen. Das Weſen dieſer Propheten iſt nun ebenſo wie das des Weltalls ſelbſt eine göttliche Emanation, ſie ſind zwar der äußeren Erſcheinung nach Menſchen, innerlich aber göttlicher Natur oder gleichſam Gott ſelbſt, vereinigen alſo beide Eigenſchaften gleichmäßig in ſich und eignen ſich dadurch eben am beſten zu Mittelsperſonen zwiſchen der Welt und dem Weltenherrn. Eigentlich ſind nun alle Propheten einander gleich, ja ſogar identiſch, und unterſcheiden ſich nur hinſichtlich der größeren oder kleineren Rolle, die ſie auf Erden zu ſpielen haben; denn kein Prophet bis auf den heutigen Tag, auch Bâb ſelbſt nicht — und das iſt das Eigenthümlichſte an ſeiner Lehre, — hat die volle Wahrheit den Menſchen gebracht, jeder immer nur ſo viel, wie für ſeine Zeit nothwendig war, der ſpätere natürlich mehr als der frühere, und Bâb folgerichtig alſo das Meiſte unter den bis jetzt aufgetretenen, aber noch lange nicht das Ganze. Stets ſpricht er in ſeinen Schriften mit voller Demuth und Beſcheidenheit von ſich, ſtellt ſich keineswegs als unfehlbar hin, ſondern betont aufs Eindringlichſte, daß er eben nur das weſentlich Neue bringe, was für ſeine prophetiſche Epoche der Menſchheit zu wiſſen nothwendig ſei, und daß er dadurch die Offenbarungen der früheren Propheten Moſes, Chriſtus, Muhammed ꝛc. — was ſchon öfter hervorgehoben iſt und entſchieden auf ſeine intime Bekanntſchaft mit den Evangelien hinweiſt — nicht umſtoße, ſondern erſt recht erfülle, da dieſelben für ihre Zeit ganz gut und trefflich geweſen, für die heutige aber nicht mehr völlig ausreichten. So hat er

auch von seinem ursprünglich zu 19 Abschnitten angelegten Hauptbajân nur 11 vollendet und die fehlenden zu schreiben dem nach ihm kommenden größern und größten, zugleich aber auch letzten Propheten überlassen, zu dem er sich wie Johannes der Täufer zu Christus verhält, und der daran kenntlich sein wird, daß die Buchstaben seines Namens ebenfalls an Zahlenwerth 19 ergeben. Mit dessen Epoche fällt dann das Weltgericht zusammen, in welchem die reinen Menschen aller Jahrhunderte mit Gott auf immerdar vereinigt werden, die bösen dagegen ins Nichts übergehen und spurlos darin versinken.

Nun hat aber keine prophetische Epoche bloß einen Propheten hervorgebracht, auch die Zeit Bâbs nicht, sondern jede eine geschlossene Einheit von 18 persönlichen Manifestationen der göttlichen Offenbarung, an deren Spitze als neunzehnter der Punkt steht. Dieser Punkt ist keineswegs vollkommener in seinem Wesen als die übrigen, aber weil er eine größere Aufgabe zu erfüllen hat als sie, so ist er derjenige, der der Welt gegenüber als Träger der prophetischen Mission besonders hervortritt, und in diesem Sinne nannte sich denn auch Bâb den Punkt. Als die übrigen Glieder dieser Prophetenkongregation, wenn wir so sagen sollen, als die Heiligen, die Typen der Wahrheit oder Meister des höchsten Grades, wie sie auch genannt werden, haben wir uns in diesem Falle also Molla Hussain, die beiden Muhammed Alî, Gurret-ul-Ain und überhaupt die bedeutenderen Anhänger und Schüler des Meisters zu denken. Diese alle, ebenso wie der Punkt, sind nun in gewisser Beziehung un-

ſterblich, oder, beſſer geſagt, befinden ſich hinſichtlich ihres göttlichen Charakters in einer Art ſteter Seelenwanderung, die freilich von der indiſchen und von der, die ſich die Sûfis denken, durch Stein, Pflanze, Thier und Menſch bis zum Engel empor, weit verſchieden iſt. Sobald nämlich einer dieſer 19 ſtirbt, verbindet ſich der Offenbarungs- und Wahrheitshauch, der ihn beſeelt, ſofort mit einer anderen lebendigen Seele, geht in eine andere Perſon über und wirkt in dieſer fort. Die Körper und Seelen der Propheten wechſeln alſo, der prophetiſche Geiſt bleibt ſtets derſelbe, und wie dieſer Grundſatz von der Gegenwart und Zukunft gilt, ſo gilt er naturgemäß auch von der Vergangenheit, d. h. alſo auch in Bâb und ſeinen Freunden waren geiſtig die früheren Propheten und Heiligen wieder erſtanden, und demgemäß konnte man einerſeits Bâb als den neubelebten Alî oder Al-Mehdî, den längſt wiedererwarteten Weltimâm, Molla Huſſain, Muhammed Alî als Reproduktionen der übrigen Imâme, deren Namen ſie ſich ja auch beilegten, anſehen, und konnten andererſeits dieſe Alle ſelbſt ſterbend den Ihrigen die tröſtliche Verſicherung geben, daß ſie binnen 40 Tagen in neuer Form wieder in der Welt erſcheinen würden. 40 iſt bekanntlich eine heilige Zahl, und 40 Tage beträgt gewöhnlich die Zeit, die ein angehender Prophet zur Vorbereitung auf ſein Amt in der Einſamkeit mit Meditiren und Faſten hinzubringen pflegt. — Da nun das ganze Weltall eine Emanation Gottes und mit ihm gleichſam ideintiſch iſt, ſo folgt daraus, daß nichts ſeiner Natur nach unrein ſein kann, und daß das Böſe, das ſich nun einmal nicht weg-

läugnen läßt, eben nur in dieſem Faktum der Emanation ſelbſt und in der größeren oder geringeren Abirrung der Kreatur von dem Weſen der Gottheit ſeinen Grund hat. Es gibt daher auch keinen Genuß, keine Freude der irdiſchen Welt, die dem Menſchen nicht erlaubt wäre; alle Vergnügungen des Eſſens und Trinkens, Luxus und Pracht der Kleider, und was ſonſt dahin gehört, ſind dem Erdenbürger geſtattet und das einzige dabei zu beobachtende Geſetz iſt das der Mäßigkeit, die als unerläßliche Tugend von Báb hingeſtellt wird. Er berührt ſich in dieſer Hinſicht ſo ziemlich mit dem größten Lyriker Perſiens, Háfiz, der überall in ſeinen Ghazelen den freien, unbehinderten Lebensgenuß, die Weltluſt feiert, aber nur in ſo weit, wie ſie in den, nicht von der Sitte, wohl aber von der wahren Moral und Sittlichkeit gebotenen Schranken bleibt. Wie alſo Báb durch ſeine Vorſchriften über die Regelung des ganzen Lebens getreu nach dem Geiſte des göttlichen Geſetzes und in vollem Einklang mit der göttlichen Harmonie das leere todte Formelweſen des Islâm und die willkürlichen Satzungen des Klerus energiſch zurückgewieſen hat, ſo bewährt er ſich auch in dieſem Punkte als ein ſehr wohlthätiger Reformator. Er verwirft von ſeinem Standpunkt aus mit Recht die meiſten rein äußerlichen Ceremonien des Muhammedanismus, ſo die Ablution, d. h. die Reinigung vor dem Gebet nach jeder, auch der kleinſten Befleckung, und ähnliche unnütze und geiſtloſe Beſtimmungen. — Durch dieſe Idee von der Reinheit alles Irdiſchen mußte nun auch das Verhalten den Ungläubigen gegenüber weſentlich modificirt werden, und wenn Báb auch nicht gerade volle

Toleranz gegen sie predigt, so gestattet er doch einen weit freieren Verkehr der Gläubigen mit ihnen, als es der Islâm thut. Sie dürfen Umgang, sogar Freundschaft mit ihnen pflegen, und obwohl sie berechtigt und gleichsam verpflichtet sind, ihnen, so lange sie sich nicht zum Bâbismus bekehrt haben, alles Hab und Gut zu nehmen — darin mußte Bâb nun einmal der Habsucht der Orientalen, besonders der Irânier, ein Zugeständniß machen, — so ist ihnen doch auf's Strengste die Tödtung eines Andersgläubigen verboten. Auch kehrt sich das Gebot des Beraubens mehr gegen die eigentlichen fanatischen Muselmänner, als gegen die Gebern, Juden und Christen, mit welchen letzteren Bâb um so mehr eine Art freundschaftlichen Verkehrs anzustreben geneigt war, als ja vielfach evangelische Wahrheiten die Basis seiner neuen Ideen bildeten. — Hiermit sind wir nun schon zu den Sätzen der Bâbschen Doktrin gelangt, die sich mehr auf das politische und sociale, überhaupt das praktische Leben beziehen, und gerade in diesen liegt Bâbs Originalität und das Hauptmoment seiner Wirksamkeit. Er verbietet, den Andersgläubigen das Leben zu nehmen, aber nicht bloß diesen — er verbietet überhaupt die Todesstrafe und ist also in dieser Hinsicht weiter vorgeschritten als der größte Theil der civilisirten Welt. Ebenso sind Torturen und sogar die Prügelstrafe von ihm untersagt und hauptsächlich nur Geldbußen gesetzlich gestattet. Wie er sich die staatliche Gestaltung des neuen Gottesreiches gedacht, das er und seine Schüler auf Erden zu gründen gehofft und die Letzteren noch jetzt hoffen, läßt sich zwar im Einzelnen nicht genau und deutlich ersehen,

im Allgemeinen aber ſtellt ſich die von ihm angeſtrebte Regierungsform, wie Gobineau es eingehend darlegt, als ein Gemiſch von monarchiſchen, theokratiſchen und demokratiſchen Elementen dar. Die Hauptgewalt iſt dem aus 19 Mitgliedern beſtehenden oberſten Prieſterkollegium, mit dem Nachfolger Bâbs an der Spitze, zugewieſen, und mit dieſem hat der eigentliche nominelle König ſeine Macht zu theilen, der wahrſcheinlich ſelbſt wieder einer dieſer 19 iſt, da ja Bâb und ſeine Nachfolger, wie wir oben gezeigt, als die einzig legitimen Thronerben angeſehen werden. Die Hauptpflicht dieſes Königs iſt die Vertheidigung der Religion, und dafür erhält er eine gewiſſe Bezahlung, zumeiſt aus den eingehenden Steuern; da nun aber nach den Geſetzen des Bâbismus Niemand mit Gewalt zum Steuerzahlen gezwungen werden kann noch ſoll, ſo iſt die Stellung des Monarchen gerade keine ſehr beneidenswerthe, und wahrſcheinlich wollte man abſichtlich nur einen Schattenkönig, damit die ausübende Gewalt um ſo ungeſchmälerter dieſem Neunzehnerkollegium verbleibe. Dieſem fällt denn auch der Hauptantheil aller im Kriege oder durch ſonſtige Beraubung der Ungläubigen zu machenden Beute anheim, von der ein Drittel — nach Kaſembeg — dem oberſten Imâm, — nach Gobineau — (was richtiger ſcheint) dem allgemeinen Reſervefonds zugewieſen wird, welcher für den künftigen Propheten beſtimmt iſt. Der Reſt der Beute wird theils an die übrigen Mitglieder des Kollegiums gleichmäßig verſchenkt, theils zum Unterhalt der Märtyrergräber angewandt und theils den Armen gegeben, auf deren Unterſtützung und Pflege Bâb

überhaupt sein ganz besonderes Augenmerk gerichtet hat. Unter all den äußerlichen Vorschriften des Islâm, die mehr oder minder von ihm als nebensächlich betrachtet und theils von ihm ganz verworfen, theils wenigstens für den Augenblick und bis zum Erscheinen des letzten und größten Propheten, der das Gesetzbuch des Bâbismus zum Abschluß bringen soll, suspendirt sind, hat er nur diese eine des Almosengebens an Arme in ausgedehntestem Maße beibehalten. Alle Reichen müssen dazu beitragen, da ihr Vermögen, wie Bâb sagt, ja nicht ihnen, sondern eigentlich Gott allein gehört, und das sonst im Orient so gewöhnliche und selbstverständliche Betteln ist von ihm aufs Strengste untersagt.

Auf die übrigen hier einschlägigen, mehr oder minder unerheblichen Bestimmungen Bâbs können wir nicht weiter eingehen, und ebenso lassen wir seine Vorschriften über die besonderen Abzeichen der Gläubigen, bestehend in Amuletten mit verschiedenartigen Inschriften, Siegelringen mit eingravirten Ziffern ꝛc., über die eigenthümlichen Grußformeln und anders mehr, in dem viel wunderliches Zeug enthalten ist, unberücksichtigt bei Seite. Wir haben nur noch eine und zwar die bedeutsamste Seite seiner Lehre hervorzuheben die nämlich, welche sich mit der socialen Stellung der Frauen beschäftigt. Schon aus dem bisher Gesagten geht hervor, wie Bâb sich vielfach einerseits an das Christenthum, andererseits an unsere modernen Sitten und Ideen überhaupt angelehnt und diese in einer dem Orient angepaßten Form für die Hebung und Civilisirung seines Volkes zu verwerthen gesucht hat; nirgends aber hat er nach dieser Richtung hin

ſein reformatoriſches Talent erſprießlicher und gedeihlicher zur Geltung gebracht, als in dem oben angeregten Punkt, und in den hierüber von ihm aufgeſtellten Grundſätzen iſt wohl das fruchtbringendſte Samenkorn für die geiſtige, moraliſche und ſittliche Weiterbildung des Morgenlandes niedergelegt. Gleichſtellung der Rechte von Mann und Frau, Abſchaffung der Polygamie und der willkürlichen Eheſcheidung, Befreiung des Weibes von allen geſellſchaftlichen Feſſeln und Veredelung der Kindererziehung, das waren Bâbs Beſtrebungen, und er hat den einzig richtigen und erfolgverheißenden Weg zur Verwirklichung derſelben eingeſchlagen. Die muhammedaniſche Ehe, die nichts als die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechtes im Auge hat, konnte ihm nicht genügen, er mußte vor Allem ſuchen, ein wirkliches Familienleben zu begründen, das ja dem Orient bisher ganz fremd geweſen, und dafür hat er mit allem Aufgebot ſeiner Kräfte gewirkt. Die Polygamie als ſolche zu beſeitigen, hielt nicht ſchwer, denn in der Praxis exiſtirt ſie kaum; — die wenigſten Muſelmänner haben mehr als eine Frau, ſchon deswegen, weil durch mehrere die Koſten des Haushaltes zu ſehr geſteigert würden. Aber die willkürliche Eheſcheidung aufzuheben, war nicht ſo leicht, und hier mußte gründlich reformirt werden. Nach muhammedaniſchem Geſetz kann ein Mann ſeine Frau dreimal verſtoßen und wieder zu ſich nehmen, beim vierten Mal dagegen muß ſie erſt einem Anderen vermählt und von dieſem drei Monate lang geſchieden ſein, ehe der erſte Gatte ſie wieder nehmen darf. Bâb verwarf nun die Scheidung zwar nicht ganz, beſtimmte aber, daß ein

Mann erſt ein volles Jahr warten ſolle, ehe er ſich definitiv von ſeiner Frau losſage, und daß es ihm auch dann noch mindeſtens 90mal freiſtehe, dieſelbe wieder als ſein Weib an- und aufzunehmen. Außerdem ſtellte er die größte Aufmerkſamkeit für die Frau als höchſte Pflicht des Mannes hin; ſie ſoll ſo viel wie möglich von allen anſtrengenden Arbeiten, von allen religiöſen Pflichterfüllungen dispenſirt ſein, damit ſie allein der Liebe zu ihrem Gatten und der Erziehung ihrer Kinder leben kann. Eine würdige Kindererziehung iſt aber nur dann möglich, wenn die Mutter ſelbſt Gelegenheit zu geiſtiger Ausbildung und Veredelung hat, wenn ſie an allem Schönen und Großen, das die Menſchheit, das die Geſellſchaft bewegt, ungehindert und mit gleicher Berechtigung wie der Mann Theil zu nehmen und ſich mit ihrer eigenen Herzens- und Gemüthserziehung fort und fort zu beſchäftigen in den Stand geſetzt iſt. Daher verbot Báb die Iſolirung und Abſonderung des Weibes im Harem, verbot er vor Allem das Schleiertragen. Zwar iſt letzteres nur eine äußerliche Sitte und Konvenienz, die gar nicht einmal direkt im Islâm geboten, ſondern nur durch die Mode urſprünglich bei den vornehmen Damen nnd ſpäter bis in die niederſten Schichten der Geſellſchaft hinab gang und gäbe geworden iſt, aber es liegt unverkennbar in derſelben auch ein großes Hinderniß für die geiſtige und ſeeliſche Entwickelung des ganzen Volkes. Woher kommt die in ganz Perſien ſeit Jahrhunderten eingebürgerte, aller Menſchenwürde Hohn ſprechende Knabenliebe, der ſelbſt die erleuchtetſten Geiſter, Dichter wie Hafiz und Andere in unbeſchränk-

testem Maße huldigten? Doch zum größten Theile nur daher, weil dem Jüngling jede Gelegenheit entzogen ist, Damenbekanntschaften zu machen oder auch nur das Antlitz eines Mädchens zu sehen, und weil auf der anderen Seite das weibliche Geschlecht dadurch, daß es abgesperrt ist von der Außenwelt und ewig verhüllt einhergehen muß, ganz verwildert und zurückkommt, sich auf die unverantwortlichste Weise gehen läßt und dadurch schon früh den Reiz der echten Weiblichkeit einbüßte, die allein das Herz eines Mannes mit Achtung und Liebe zu erfüllen vermag. Nach Bábs Idee sollte in jedem Hause die unumschränkteste Geselligkeit herrschen, und die Frauen unverschleiert und jedes Mannes Auge sichtbar daran Theil nehmen. Ein freier, ungezwungener Verkehr zwischen beiden Geschlechtern, ein gegenseitiges Austauschen ihrer Gedanken und Gefühle schien ihm das Hauptbedingniß für das Zustandekommen glücklicher, auf gegenseitiger Neigung begründeter Ehen und für das leibliche wie geistige Gedeihen der aus ihnen hervorgehenden Kinder zu sein. Und in echt christlichem Sinne gibt er nun den Eltern auch für die Behandlung dieser ihrer Sprößlinge goldene Lehren; er ermahnt sie, mit Milde und Sanftmuth zu verfahren, alle harten Strafen zu vermeiden und durch Gewährung aller erlaubten Vergnügungen, Spiele und Scherze den Kindern das Leben heiter, fröhlich und glücklich zu gestalten, damit sie zu wohlgesinnten und braven Menschen heranreifen.

Freilich wurden die wohlgemeinten, trefflichen Absichten Bábs, wie in vielen anderen Punkten, so vor Allem in diesem von manchen seiner unlauteren Anhänger absichtlich

oder unabsichtlich falsch gedeutet, und dadurch nicht selten Konsequenzen aus ihnen gezogen, die in geradem Gegensatz zu der ursprünglichen Idee des Propheten von Schirâz standen. Vielfach drehte man das bisher bestehende Verhältniß von Mann und Weib geradezu um, vindicirte der letzteren das Recht, eine Ehescheidung erzwingen und jeden beliebigen Mann wieder heirathen zu können. Ja man ging so weit, ihr neun Männer auf einmal zu gestatten und so einen Frauenkommunismus der schlimmsten Art zu begründen. Aber diese und tausend andere schädliche Auswüchse des Bâbismus sind denn doch nicht im Stande, den guten Kern, der in ihm liegt, zu ersticken, und die von Bâb ausgestreute Saat wird voraussichtlich weiter und weiter keimen und dereinst noch segensreiche Blüthen und Früchte tragen zum Wohle und Heile Persiens wie des ganzen Morgenlandes muhammedanischer Konfession.

Dritte Abtheilung.

Ein Phantasiestück aus dem Morgenland.

Die Maid von Bagdad.

Prolog.

Folge mir, Freund, auf den Schwingen der Phantaſie hinab zum fernen Süden, zum ſonnigen Lande Hispanien, dorthin, wo Andaluſiens rauſchender Prachtſtrom der ſtrahlenden Cordova Mauern beſpült — folge mir auf den Schwingen der Phantaſie durch Jahrhunderte zurück in jene goldenen Tage, da noch der Halbmond glänzte von den Zinnen, der Omajjaden heldenmüthige Enkel noch das Scepter ſchwangen, und unter dem Schatten ihrer Schwerter der Herrſchaft Macht und Größe, des Handels und der Schifffahrt Blüthe, der Künſte und der Wiſſenſchaften reicher Segen erwuchs! Siehſt du dort am Rande der wogenden Fluthen Haus an Haus gereiht, mit ſchattigen Veranden, mit luftigen Terraſſen geſchmückt? — Siehſt du die weiten Waarenlager mit Koſtbarkeiten aller Art, mit Indiens Perlen und Edelſteinen, mit Corallen von Afrika's Geſtade, mit Ambra fern von Zanguebar's Küſten, mit Tibets duf-

tendem Moſchus, mit Hyacinthen und Smaragden, mit Gold und Silber reichlich gefüllt — die Hütten dort im Cypreſſenhaine, wo tauſend Sclaven und Sclavinnen geſchäftig die Hände regen und für den Wohlſtand ihres Herrn und Gebieters ſchaffen im Schweiße ihres Angeſichtes — der Schiffe und Barken reiche Zahl, die fort und fort mit ſcharfem Kiel die tanzenden Wellen durchfurchen, vollbelaſtet mit flatterndem Wimpel und gerüſtet zur kühnen Meerfahrt — die weiten Triften jenſeits des Stroms, wo Heerden weiden unabſehbar — die lockenden Bäder, die Gärten all mit ihren dunklen Laubgängen, mit ihren Citronenwäldern und Lorbeerhainen, mit den ſpiegelhellen Seen und den rauſchenden Waſſerkünſten? — ſchau's und labe dein ſtaunendes Auge an dem Reichthum Abdallah's, des größten Kaufherrn von Cordova, denn ihm allein zu eigen iſt Alles, ſoweit deine Blicke reichen, und Tribut zollen ihm alle Länder der bewohnten Zonen, alle befahrenen Meere der Welt! Und dennoch — finſter und grollend ſtarrt er hin auf alle dieſe unermeßlichen Schätze — kein Lächeln ſtolzer Freude verklärt ſein unmuthvolles Antlitz; alles hat ihm Allah's Segenshand beſcheert, nur das Eine, das Höchſte blieb ihm verſagt, wie pflichtgetreu er auch ſeit Jahren geſtrebt und gerungen und Gebete auf Gebete aus inbrünſtigem Herzen hinaufgeſandt zu Gottes Strahlenthron — kein Sohn und Erbe war ihm erblüht, an deſſen Wachſen und Gedeihen er ſich laben, den er heranziehen konnte zu einem würdigen Mitarbeiter und Nachfolger, an deſſen thatkräftiger Jugend auch er ſich neu zu verjüngen vermochte,

wenn einst des Greisenalters Schnee seinen Scheitel deckte. Wohl zierten sechs Töchter, hold und schön wie die Huris des Paradieses, sein Frauengemach — aber ach! waren sie im Stande, sein Geld und Gut zu hüten und zu wahren, sobald sein Auge auf ewig geschlossen, und der Todesengel mit unerbittlicher Hand seine Seele von hinnen genommen? So nagte bitterer Grimm an seinem Herzen — sein Frohsinn schwand auf immer dahin, und verhaßt war ihm der Anblick seines einst so innig geliebten Weibes, das seinen heißesten Wünschen keine Gewährung zu leihen vermochte! Endlich konnte er diese qualvolle Stimmung nicht länger ertragen — fort mußte er, hinaus in die Weite, und sei es bis nach Indiens fernen Gestaden, um in neuen, kühnen Wagnissen sein Herz zu erleichtern, zu trösten und zu beruhigen, und seinen Gram und Kummer in das Meer der Selbstbetäubung, der Vergessenheit zu versenken. Umsonst war alles Bitten und Flehen der schluchzenden Töchter, der betrübten Gattin, die sich aufs Neue Mutter fühlte — nicht noch einmal wollte er sich in seinen schönsten Hoffnungen betrogen sehen, und auf schnell gerüstetem Fahrzeug steuerte er von dannen, in die nebelverhüllte Ferne hinaus! — Sobald er die Gestade des Ostens betreten, lenkte er zunächst der frommen Sitte des Islâm gemäß gen Mekka seine Pilgerfahrt, und als er seine Wanderung vollbracht, der Kaba heilige Räume besucht und getreu alle Riten erfüllt, trug ihn ein schnellsegelndes Schiff nach Indiens märchenreichen Küsten.

Ein großer, nie geahnter Handelsmarkt that sich hier

vor Abdallah's entzückten Blicken auf, sein geschäftskundiges Auge suchte und fand hier eine reiche Fülle nie geschauter Waaren und Kostbarkeiten, und im Kauf und Verkauf schwand ein Mond nach dem andern dahin. Sein Reichthum mehrte sich, die Lust am Dasein, am Erwerb kehrte in sein Herz zurück, vergessen war die Heimath mit ihren Enttäuschungen, mit ihren unerfüllten Wünschen, und ein neues, reiches Leben ging ihm auf. In emsiger Thätigkeit verbrachte er die Tage, in Freude und Frohsinn die Abende und Nächte, und tauchte hin und wieder in seinem Gedächtniß die Erinnerung an die verlassene Gattin, die weinenden Töchter auf, mit Gewalt stets drängte er sie zurück und übertäubte im Genuß die mahnende Stimme des Gewissens, die doch nicht ganz in Schlummer gesenkte Sehnsucht nach der Heimath, denn dort erwartete ihn ja das alte Leid, die alten widerwärtigen Schmerzen und Drangsale; nur hier verlohnte sich's, die Mittel zum Leben rastlos und unermüdet zu erjagen, denn nur hier war eine reine, ungetrübte Freude am Leben dem Sterblichen gewährt.

Zehn lange Jahre waren so dahingeflossen im Strom der Zeit — wie ein kurzer, flüchtiger Traum erschienen sie Abdallah, aber auch ihm war das Erwachen — das Erwachen mit bitterem Reuegefühl aus diesem sorgenlosen Schlummer nicht erspart — mit immer wachsender, unbezwinglicher Gewalt stiegen die Bilder seiner so schnöde aufgegebenen Lieben daheim vor seinem Geiste auf — er vermochte sie zuletzt nicht mehr zu verscheuchen — sie schwebten vor ihm bald mit ernster strafender Miene, bald mit weh-

müthig lächelndem, flehendem und lockendem Antlitz, wenn er am Tage die Bazare durchmusterte und seinen Handelsgeschäften oblag — sie schwebten vor ihm Abends, wenn er an reicher, leckerer Tafel mit seinen Genossen schmauste und zechte — sie schwebten vor ihm in stiller Mitternacht, wenn er aus dem Schlafe emporgeschreckt von seinem Lager angstgequält aufsprang und mit fieberhaft aufgeregtem Hirne rast- und ruhelos sein Zimmer schnellen Schrittes durchmaß —, und zerknirscht, von Gewissensbissen gefoltert, gedachte er endlich festen Entschlusses der Heimkehr. Noch einmal erstand er reiche Schätze, um mit ihnen die trüben Herzen seines Weibes, seiner Kinder zu erfreuen, und als kostbarstes Andenken an das sonnige Indierland nahm er vier Edelsteine mit sich heim, Hyacinthe von unermeßlichem Werth, in deren jeden ein kreisrunder Mond eingefügt war von so leuchtendem Golde, daß sein Lichtglanz die finsterste Nacht in Tageshelle hätte verwandeln können. „Reiches, ungeahntes Glück ist Dir und den Deinen durch sie beschieden", hatte der Verkäufer, ein altes graues Männchen, das im Geruche übernatürlicher Künste stand, dem Abdallah zugeflüstert, als dieser mit der Hälfte seines ganzen Eigenthums die seltenen Steine erstanden, „reiches, ungeahntes Glück und ungeahntes Leid!" — Lange grübelte Abdallah über diese geheimnißvollen Worte des Alten nach, und fast bereute er es jetzt, das so theure und verhängnißvolle Gut seinem Besitze einverleibt zu haben, aber ein Blick auf diese Prachtstücke schlug alle Bedenken nieder. „Mag es denn kommen das Leid, — ich will es geduldig hinnehmen

und männlich ertragen, habe ich es doch hundertfach verdient," sprach er vor sich hin, „und wird es nicht in vollem Maße ausgeglichen durch das verheißene reiche Glück?"

So beruhigt nahm er Abschied von den verführerischen Gestaden, und heimwärts eilte er nun auf schnellsegelndem Kiel, zunächst wieder gen Mekka, um dort in Allah's Tempel Vergebung für den Frevel an den Seinen zu erflehen. Sobald er den siebenmaligen Umlauf um den schwarzen Stein der Kaba vollendet, trat er die Wallfahrt zu dem altehrwürdigen Berge Arafat an und bat noch einmal dort, wie vor zehn Jahren, Gott um die Gewährung seiner einzigen und höchsten Bitte, um das Geschenk eines Sohnes, den er einst zum Theilhaber an seinem reichen Geld und Gut machen könne, dann streckte er sich auf den Erdboden zum Schlummer nieder. Aber lange harrte er vergebens auf diesen trostreichen Freund; Hoffnungen und Befürchtungen aller Art kreuzten sich in seinem Hirne und hielten den Schlaf von seinen Augen fern, und vor Allem ein Gedanke ward mehr und mehr lebendig in ihm, ein Gedanke, der ihm das Blut in die Wangen trieb und die Röthe der Schaam und des Aergers über sich selbst und seine allzu voreilige Verzweiflung in sein Antlitz jagte: „wie? wenn sich schon längst erfüllt hätte, was du so glühend ersehnt? wenn du die langen Jahre in thörichter Verblendung der Fremde geweiht, während im traulichen Heim ein holder Sproß dir erblühte, das schönste Glück tagtäglich Deiner wartete? o mein Gott!" rief er plötzlich in höchster Erregung, die Hände zum Himmel emporgestreckt, aus, „wenn

es wahr wäre, was meine Phantasie mir hier mit verlockenden Farben ausmalt, wenn ich bei der Heimkehr an der Seite meines Weibes den längst ersehnten Sohn fände — dann, bei dem Andenken meiner Väter sei es geschworen, sei er auf immer dir und deinem Dienste geweiht; dem Studium der Wissenschaft, der Religion soll die ganze Kraft seines Geistes gehören, eine Moskee will ich ihm erbauen aus eigenen Mitteln, darin er früh und spät dein heiliges Wort verkünde, und diese Edelsteine, die so glänzend leuchten und strahlen durch die dämmernde Nacht, seinen Nacken sollen sie zieren und alles Glück auf seinen Scheitel häufen!"

Geistig und leiblich erschöpft schlummerte er endlich ein, aber auch jetzt fand er keine Ruhe und Labung, denn wirre Traumbilder umgaukelten ihn unablässig, aus denen allen nur eins sich fest seinem Gedächtniß einprägte und ihn in die widerstreitendsten Empfindungen der höchsten Freude und der tiefsten Niedergeschlagenheit und Besorgniß versetzte. Ihm war es, als lasse sich ein seltener Vogel mit schillerndem Gefieder auf seine Hand herab, und entzückt über die Farbenpracht seiner Flügel liebkoste er das köstliche Geschenk, das ihm der Himmel so unerwartet zugesandt. Während er aber noch mit steigernder Verwunderung ihn beschaute, siehe! da erhob er sich eilends zum Flug und entschwand im Nu seinem Blick. Seufzend über das so kurz gemessene Glück des Besitzes und verdutzt zugleich blieb er stehen — doch nach einer kurzen Weile kehrte jener zu ihm zurück, und aufs Neue konnte er sein Auge weiden und laben an

dem herrlichen Anblick. Zärtlich strich er mit der Hand sein Gefieder und sagte ihm, wie ein beglückter Vater seinem Lieblingskind, tausend zärtliche Worte, als plötzlich der Vogel zu zittern begann, und ein Flügel nach dem anderen sich von ihm ablöste und zur Erde niedersank. Aller Schein und Glanz entschwand, und nur die nackte Blöße des Körpers blieb. Ein heftiger Schmerz durchzuckte Abdallah, das verzehrende Feuer des Grams und der Trübsal entbrannte in seiner Brust, und als wäre das Liebste ihm von tückischer Hand vernichtet, starrte er verzweifelt auf den Boden nieder. Da — kaum mochte er seinen Augen trauen — setzte sich langsam, nach und nach ein neues Gefieder an des Vogels Leib, ein Gefieder von reinstem Golde, das in der Sonne funkelte und blitzte, und weit seine Arme ausbreitend und einen lauten Jubelschrei ausstoßend, wollte Abdallah den neugeschmückten Liebling ans Herz pressen — — da, von der tiefen Erregung wachgeschüttelt, schlug er die Augen auf und schaute noch halb schlaftrunken und traumumfangen empor in den weiten Himmelsraum, den eben der erste Schimmer des Frührots zauberisch verklärte. Dann aber mit einem raschen Ruck den letzten Rest der Schläfrigkeit von sich abschüttelnd, sprang er auf, und noch ganz erfüllt von dem im Schlummer erschauten Bilde eilte er nach Mekka zurück, um bei einem kundigen Weisen die Deutung seines seltsamen Traumes zu erfahren. Als er alles, was er gesehen, genau berichtet, sann der Traumdeuter eine Weile nach, dann sprach er fest und entschieden: „Kaufmann, hast Du einen Sohn?“ „Einen Sohn?“ frug Abdallah verwundert

zurück, — „ich weiß es nicht — ich vermag es Dir nicht zu sagen; o, wenn es wäre, wenn ich dieses Glück mein nennen dürfte!“ — „Es muß sein!“ versetzte der Weise rasch und bestimmt, „doch auf das Glück, von dem Du träumst, wirst Du noch lange vergeblich harren können. Gewaltiges Mißgeschick wird er, wirst Du erfahren, ehe es euch beiden nach Gottes ewiger Vorherbestimmung beschieden ist, in den Hafen der Ruhe, des Friedens einzulaufen. Anders vermag ich Dein Traumgesicht nicht zu deuten, und damit basta!“ — „So sei Du mir gnädig, Allah, allwaltender Herrscher der Welten, in Deinen Schutz befehle ich ihn und mich“, flüsterte erschüttert Abdallah, und unaufhaltsam setzte er nun seine Reise bis zum Hafen des Mittelmeeres fort, in welchem er vor zehn Jahren sein Schiff unter der Obhut befreundeter Männer zurückgelassen, bestieg es und eilends trug dieses ihn durch die bläulichen Wogen dahin bis an Hispaniens Küste, und weiter auf der wogenden Stromfluth nach Cordova, seiner heißersehnten Heimath. Und siehe! — was er kaum zu hoffen gewagt, es war längst Wahrheit und Wirklichkeit geworden, inmitten seines Weibes und seiner blühenden Töchter, die dem längst Verlorenen und Todtgeglaubten jubelnd in die Arme sanken und ihm alles, was er an ihnen verschuldet, aus dankerfülltem Herzen willig verziehen, erblickte er einen stattlich herangewachsenen Knaben, schön wie das Sonnenlicht, und jeder Zug seines Antlitzes rief ihm die Freudenbotschaft zu: „erfüllt ist dein höchster Herzenswunsch, dein Sohn steht vor dir!“

Erſter Act.

Schlank und ſtolz, wie der Stamm der jungen Cypreſſe, wuchs und gedieh Abdallahs Sohn, Malik, tagtäglich mehr und mehr, und wie ſeine äußere Anmuth und Schönheit durch des Himmels Huld ſich immer reizvoller geſtaltete, ſo wußte auch die ſorgſam liebevolle Hand des Vaters ſeine Geiſteskräfte und Talente von Jahr zu Jahr zu immer reicheren Blüthen zu entfalten. Damals, als ſein Vater ihn zum erſten Male erſchaut und mit überſtrömendem Gefühl in ſeine Arme geſchloſſen, war ſein Daſein noch dem roſigen Schimmer der Frühe vergleichbar geweſen, der der Sonne Ankunft erſt verkündet, in dem des Morgens Licht und Glanz noch unerſchloſſen ruht — jetzt war er angebrochen, der erſehnte Morgen, mit allen ſeinen Reizen und Wonnen und verſprach einen heiteren, ſonnigen, von einem unbewölkten blauen Himmel verklärten Lebenstag. Treu dem Gelübde, das er auf Arafats Höhe gethan, ließ ihn Abdallah in allen Lehren der Wiſſenſchaft und des Korans unterweiſen, und bald war ſein empfänglicher Sinn eingeweiht in die tiefſten Tiefen menſchlicher und göttlicher Weisheit, und ſo jung er auch war, kaum einer der erfahrenſten und erprobteſten Greiſe Cordova's hätte ihm an Fülle der Kenntniſſe das Gegengewicht zu halten vermocht. Innige, ungetrübte Freude erfüllte des Vaters Bruſt — nur Glück, reinſtes Glück ſah er um ſich erblühen, und vergeſſen waren längſt die Beſorgniſſe, mit denen einſt jene Prophezeihungen des

Alten im fernen Indien und jene Traumdeutung des Arabers sein Gemüth belastet. Längst schmückten schon die vier leuchtenden Hyacinthe, an eine Schnur gereiht, Malik's schön geformten Hals als glückbringendes Amulett, und bald erstand auch als letzte Grenzwarte von Abdallah's Besitz eine weite, geräumige Moskee, in der Malik fortan seine Gebete verrichtete und dem Priesteramte oblag. Aber so groß die Hingebung auch war, die ihn an seinen Beruf fesselte, ganz sein Herz zu befriedigen vermochte sie doch nicht — ein Etwas, eine unerfüllte Sehnsucht, deren eigentliches Wesen ihm selbst noch ein dunkles Räthsel war, lag wie ein drückender Alp auf seinem Herzen und ließ ihn nicht den rechten, vollen Einklang mit sich selbst finden; alle jene glühenden Schilderungen seines Vaters von den fernen, märchenhaften Ländern, die er als Kaufmann durchpilgert, von den weiten, unermeßlichen Meeren, durch deren brausende Wogen er so oft in seiner Jugend sein Handelsschiff gesteuert, trotzend den Stürmen und Orkanen, den Klippen und Strudeln, bis hoch hinauf zum eisigen, nebelumhüllten, in ewige Nacht getauchten Gestade des Nordens, und hinab zum fernsten Süden — nach Arabiens und Persiens Küsten, und zuletzt gar nach Indiens sagenreichem Strande; alle jene Abenteuer und Gefahren, die er auf seinen Wanderschaften durch Gebirge und Wüsten bestanden, und alle Wonnen und Genüsse, die ihn nach monatelangen Leiden in Schiras' Rosenauen oder in Bagdad's wonnevollen Gärten oder gar im goldenen Samarkand gelabt und gestärkt zu neuen Fahrten — alles das hatte seine rege Phantasie auf's

Aeußerste gereizt und verlockende Bilder vor sein geistiges Auge gezaubert. Ein unnennbares, drängendes Verlangen nach der unbekannten, geheimnißvollen Fremde hatte auch sein Herz erfüllt, und das ruhige Wohlbehagen an der eng beschränkten Heimath, so reizerfüllt sie auch war, an der getreuen Pflichterfüllung in dem erwählten Amte war von ihm gewichen. Wohl schwieg sein Mund über diese geheimsten Wünsche seiner Brust, mit keinem Worte verrieth er den Zwiespalt seines Innern dem über Alles geliebten Vater, den er schon durch die leiseste Andeutung von Unzufriedenheit zu kränken fürchtete, aber Abdallah's scharfes Auge erkannte gar bald, daß irgend etwas noch zum vollen Glücke seines Sohnes fehle, daß irgend eine Falte seines Herzens ihm doch noch verborgen sei. „Was anderes, als die hingebende Liebe eines Weibes kann es sein, die noch fehlt, um sein irdisches Glück vollkommen zu machen?" sprach er oft vor sich hin, wenn er Auge und Herz an der vollendeten Jugendschönheit und der kräftigen, stolzen Gestalt seines Sohnes weidete, und entschloß sich endlich, ein offenes Wort darüber mit Malik zu reden. „Mein geliebter Sohn", sprach er eines Tages mit bedeutsamem Lächeln zu ihm, „Du weißt, das Gebet Verheiratheter hat siebzigmal größere Kraft bei Gott, dem Herrn der Geschöpfe, als die fromme Bitte der Ehelosen — nicht wahr, auch Du sehnst Dich nach einem treuen Herzen, das mit Dir vereint diese Erdenlaufbahn durchwallt? Suche Dir eine Maid aus unter den Töchtern des Landes, kein Haus wird Dir, dem einzigen Sohne des reichsten Kaufherrn von Cordova, seine Pforte ver-

schließen; oder gefällt es Dir besser, so laß mich für Dich wählen, laß Deinen Vater selbst den Brautwerber für Dich machen!"

Verwundert blickte ihn Malik bei diesen Worten an, denn der Gedanke an ein geliebtes Weib hatte bis jetzt am allerwenigsten sein Gemüth bewegt — sein Beruf und die geheime glühende Sehnsucht seines Innern nach der fernen Fremde hatten ihn vollständig erfüllt — und träumte er jemals von einem künftigen Liebesglück, so geschah es stets in Verbindung mit diesem fieberhaften Drange; kein einziges der reizgeschmückten Mädchen Cordova's hatte jemals auch nur den geringsten Eindruck auf sein doch sonst warm fühlendes Herz gemacht, und nur in der nebelhaft dämmernden Zukunft, wenn er die so heiß ersehnten Abenteuer und Gefahren überstanden, gedachte er auszuruhen in den weichen Armen eines Weibes, das dann aber auch mit allem Schmuck des Leibes und Geistes ausgestattet sein mußte, der überhaupt dem Sterblichen beschieden ist. So sprach er denn mit leiser, bebender Stimme, aber doch fest und bestimmt: „O Vater, nicht jetzt schon steht danach mir Herz und Sinn, — laß mich noch ein Weilchen warten, bis ich auch die letzten Tiefen meiner Wissenschaft ergründet, bis ich vollständig gereift an Geist und Verstand ohne Vorwurf auch den Regungen des Gefühls und Gemüthes Rechnung tragen darf!"

So schwieg denn Abdallah und vermied es fortan, auf diesen Punkt zurückzukommen, aber im Stillen beobachtete er um so schärfer seines Sohnes Wesen und Benehmen,

ohne jedoch zu irgend welchem genügenden Aufschluß über denselben gelangen zu können. — So waren Monde verstrichen; der Lenz mit allen seinen Reizen war ins Land gezogen, und wie eine jungfräulich holde Braut strahlte die neuverjüngte Erde in der lachenden Farbenpracht ihrer von Tag zu Tag mehr dem Licht sich erschließenden Knospen und Blüthen. Ein milder, lauiger Abend hatte sich auf Cordova's weite Gefilde herabgesenkt, und schon war der Sonnenball in den feuchten Meeresschooß herabgesunken und Stern an Stern begann am unbewölkten Firmament zu blitzen und zu schimmern. Eben hatte Malik in seiner Moskee das Abendgebet verrichtet und schickte sich zum Heimweg in das Haus seines Vaters an, als dieser selbst hastigen Schrittes bei ihm eintrat und ihn noch einige Augenblicke zu verweilen bat, da er in wichtigen Handelsangelegenheiten seines Rathes bedürfe. In stillschweigender Uebereinkunft nämlich theilte Abdallah schon seit geraumer Zeit seinem Sohne alle wichtigeren Vorkommnisse in seiner kaufmännischen Wirksamkeit mit und suchte aus Malik's Scharfsinn auch für seine eigene Thätigkeit Nutzen und Gewinn zu ziehen, zumal er durch sein auf Arafat geleistetes Gelübde für immer die Möglichkeit verloren hatte, sich in ihm einen wirklichen Mitarbeiter und Nachfolger in seinem Geschäfte heranzubilden. Des raschen Verflusses der Zeit nicht achtend, vertieften Beide sich, während sie langsam vor der Pforte der Moskee auf- und abschritten, in ein so eifriges und andauerndes Gespräch, daß längst die neunte Abendstunde vorüber war, als sie endlich an die Heimkehr zu den

Ihren dachten. Kaum aber hatten sie schnellen Ganges eine kurze Strecke zurückgelegt, als ihnen aus einer Nebengasse der wohlbekannte Tritt der Schaarwache entgegenschallte, und eine und dieselbe unangenehme Befürchtung schoß zu gleicher Zeit durch Beider Hirn und ließ sie auch Beide im nämlichen Augenblick in die instinctmäßig mit gedämpfter Stimme geflüsterten Worte ausbrechen: „Um Gotteswillen, was beginnen, wenn die Wächter uns hier zu so später Stunde finden? Laß uns schnell in den tiefen Schatten der Häuser flüchten, vielleicht entgehen wir so ihren Späheraugen!“ — Seit einigen Tagen nämlich hatte der Herrscher von Cordova, gegen dessen Leben schon mancherlei Anschläge, bis jetzt freilich immer ohne Erfolg, geschmiedet waren, zu seinem eigenen Schutze den gemessensten Befehl an die Obersten der Sicherheitswachen ergehen lassen, jeden, der sich nach der neunten Abendstunde noch auf der Straße zeige, zu verhaften, ins Gefängniß zu werfen und beim leisesten Widerstande niederzustoßen, ohne Unterschied des Alters und des Standes, und wenn er selbst, der Sultan, es sein sollte. Lautlos schlichen daher Vater und Sohn mit beflügelter Eile an den Häusermauern dahin, aber der scharfe Blick der Wächter hatte sie schon von Weitem in dem dämmerigen Licht der Sterne erkannt, und sofort schallte ihnen ein donnerndes Halt zu. „Wir müssen uns trennen“, raunte Abdallah seinem Sohne zu, „und dadurch die Aufmerksamkeit der Verfolger nach verschiedenen Richtungen lenken; nur so ist es möglich, ihren Händen zu entgehen. Wende Dich in jene Gasse und eile, so schnell Dich Deine

Füße tragen — ich will in dieſe Seitenſtraße biegen, und ſo Gott will und Jene unſere Spur aus den Augen verlieren, treffen wir uns an der Strombrücke, gegenüber unſerem Citronenwäldchen, dort wird ſich auch im ſchlimmſten Falle ein Verſteck für uns bieten."

Mit kräftigem Drucke der Hand trennten ſich die Beiden, und wie ein gejagtes Wild, mit faſt übermenſchlicher Kraft, flog nun Malik, dem wir zunächſt folgen wollen, auf dem angedeuteten Wege dahin, immer beſorgt rückwärts ſpähend, ob noch die ſchonungsloſen Jäger auf ſeinen Ferſen hinterdrein ſtürmten. Und mit Schrecken vernahm ſein Ohr immer vernehmlicher die eilenden Schritte der Wächter, immer lauter und lauter ihren gebieteriſchen Ruf — ſchon ſauſten Pfeile auf Pfeile über und um ihn her, und ſchneller und ſchneller ſtürmte er dahin, mochte es ihm gleich vor den Augen flimmern und gar bald die lähmende Gewißheit in ihm aufdämmern, daß er bei der Haſt ſeines Fluges von einer Straße in die andere längſt die urſprüngliche Richtung aus dem Auge verloren und ſich mehr und mehr in ein unentwirrbares Chaos kleiner Seiten- und Nebengäßchen verwickele, aus denen am allerwenigſten ein Entrinnen möglich war. Da — ſchon begann ſeine Kraft zu erlahmen, ſein Lauf ward langſamer und langſamer und der Athem drohte ihm auszugehen — bemerkte er in kurzer Entfernung vor ſich ein altes, verfallenes Gemäuer, das einem früher vielfach benutzten Bade glich, jetzt aber völlig leer und unbewohnt ſchien und ſich mit ſeinen weiten Ringmauern in die verſchiedenſten Seitenſtraßen hin verzweigte. „Dort oder

nirgends ist noch Rettung!" rief es laut in seinem Innern, und mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte eilte er durch die baufällige Pforte in das Innere des Hauses hinein, das in undurchdringlicher, schweigender Finsterniß ihm entgegenstarrte. Weiter und weiter irrte er über wankende Dielen, durch schaurig hallende Säle, aus denen dichter Staub bei jedem seiner Schritte bis hoch zur Decke emporwirbelte und aufgescheuchte Eulen und Fledermäuse mit unheimlichem Flügelschlage hervorschwirrten und sein Haupt umkreisten, und unaufhörlich tönte von seinen Lippen der flehende Ruf: „bergt mich, ihr finsteren Wohnstatt-Trümmer, laßt euer verworrenes Labyrinth meine schützende Zuflucht sein!"

„Wen suchst du hier, Menschenkind? wohin irrt dein sterblicher Fuß in diesen Räumen?" klang es urplötzlich wie mit Geisterstimmen ihm ins Ohr, und von jähem Entsetzen gepackt blieb Malik einen Moment unbeweglich stehen. Da — war es ein phantastischer Traum, war es ein trügerisches Bild seiner erhitzten Phantasie? — deutlich sah er vom fernsten Ende des langen Corridors, in den er eben eingebogen war, einen hellen Lichtglanz herüberschimmern, ohne daß sein spähendes Auge irgend welche Fackeln oder Kerzen zu entdecken vermochte, und um einen mächtigen Steintisch erblickte er eine Gruppe gelagert, Zwergen gleich mit grinsenden Gesichtern und seltsam gestalteten Leibern, die heftig mit einander lärmte und stritt in unverständlicher Sprache. Und je mehr er den Blick wie gebannt auf ihnen haften ließ, desto klarer glaubte er zu erkennen, daß der feurige

Schein aus ihren Körpern hervorleuchte und ihre gespenstigen Gestalten in langen, wunderbar verzerrten Schattenbildern an den Wänden umher male.

„Wer seid ihr, wundersame Wesen?“ löste es sich endlich von den vor Schreck fast erstarrten Lippen Malik's, denn für den Augenblick hatte diese ungewohnte Erscheinung in dem für unbewohnt gehaltenen Hause selbst den Gedanken an die ihm in nächster Nähe drohende Gefahr zurückgedrängt — „wer seid ihr?“ rief er noch einmal lauter, gleichsam um durch den Ton seiner eigenen Stimme sich selber Muth und Vertrauen einzuflößen, und sogleich klang es in hohlen Tönen zurück, während ein widriges Lachen aus der Gruppe erscholl: „Schreckt dich der Dîwen Anblick, furchterfüllter Sterblicher?“ Aber schon hatte sich Malik wieder aufgerafft, und kühnen Muthes rief er ihnen zu: „Was ihr auch sinnt und treibt hier, Furcht vor euch soll meinen Fuß nicht länger hemmen, und wäret ihr auch der Hölle selbst entstiegen!“ „Nun“, tönte es höhnisch wieder, „so geselle dich zu uns, Adamssohn, heute Abend ist das Hochzeitsgelage der schönsten Tochter unseres Dîwenkönigs fern auf dem Gebirge Kâf, und auch wir wollen mit Jubel theilnehmen an diesem Freudenfeste!“ — „Eilt, eilt, bevor der Tag aufgeht,“ erklangen neue Stimmen aus den dunklen Ecken und Winkeln hervor, und eine zweite Schaar Dämonen brach mit lautem Tumult durch die Mauer herein — „eilt, denn der Weg ist weit und die Zeit ist kurz!“

„Rettet mich, Abdallah's, des Kaufherrn Sohn, denn die Wächter der Stadt sind auf meinen Fersen, schon lärmen

und toben sie vor der Pforte", rief da Malik, blitzschnell von einem neuen Gedanken erfaßt, und einer der Diwen sprach leise und fast unhörbar flüsternd zum andern: „Laßt uns der Schaarwache einen Streich spielen, wir wollen diesen Jüngling mit uns tragen und an einem sicheren Orte zurücklassen, bis zur Dämmerung, wenn die Hochzeit vollendet ist, und ihn dann wohlbehalten an seinen Wohnsitz wieder heimführen." „Sei's so!" rief die ganze Schaar frohlockend — „komm mit uns heraus, Sterblicher!" „Aber der Präfekt mit seinen Mannen lauert vor der Thür des Bades, und eile ich mit euch ins Freie, so fangen oder tödten sie mich." „Fürchte dich nicht", scholl es im Chor ihm zu, „wer mit uns geht, kommt sicher und unversehrt von dannen;" und im Nu hatten sie ihn umzingelt und in ihre Mitte genommen, wie mit unsichtbaren Flügeln hoben sie ihn empor, und dem sausenden Sturmwind gleich fuhr er mit ihnen durch die Lüfte davon, daß schon in der nächsten Sekunde ihm Hören und Sehen vergangen war und seine bereits vorher von dem hastigen Rennen und der inneren Erregung aufgeriebenen Kräfte nun ganz ohnmächtig zusammenbrachen. Nur wie durch einen Nebelschleier glaubte er zu gewahren, daß Wände und Mauern vor ihnen sich theilten, daß Wälder und Felder, Berge und Thäler, Ströme und Meere unter ihnen hinflogen und immer höher und höher in den sternbesäeten Aether hinauf wie auf Schwingen des Orkans ihr Lauf sie trug. Dann ging es wieder, erst langsamer, drauf rascher und rascher abwärts, und plötzlich — Malik's traumbefangenem Geiste schien kaum eine

Minute verfloſſen zu ſein — tauchte vor ſeinem umflorten Blick ein hohes Gemäuer auf, überragt von dichten Baumgruppen, durch die der Nachtwind ſäuſelnd ſtrich und ſeine klagenden Melodien mit dem Liebesſeufzer der Nachtigallen und dem melancholiſchen Girren der Turteltauben miſchte; „hier wollen wir ihn wohlverwahrt bergen, vielleicht daß in der Frühe der Weg uns wieder hier vorüberführt", glaubte er aus dem Munde ſeiner Begleiter zu vernehmen, und im ſelben Augenblick fühlte er ſich über die Mauer gehoben und mit einem Ruck ſank er hinab auf einen weichen Raſengrund, während über ihm durch die Luft der geſpenſtiſche Zug fortbrauſte. — Aber weiter ſah und hörte er nichts, denn ſeine Erſchöpfung hatte den höchſten und letzten Grad erreicht — eine völlige Beſinnungsloſigkeit bemächtigte ſich ſeiner, und ein todesähnlicher, tiefer Schlaf ſchloß ſeine ermüdeten Augen. — — —

Zweiter Act.

Ein bis zwei Stunden hatte er ſo gelegen, und Mitternacht war ſchon vorüber, als mit einem Male ein heftiges Rütteln und Schütteln an der Schulter ihn ſehr unſanft aus ſeiner Lethargie erweckte. Verworrene Stimmen, dazwiſchen der ſich immer wiederholende Ruf: „Ein Dieb — ein Räuber — zu Hülfe — zu Hülfe!" ſchollen an ſein Ohr, als er ſchlaftrunken aufſchaute und über ſich zu ſeiner größten Beſtürzung das runzliche, tiefgefurchte Antlitz einer grämlichen Alten erblickte, die ihn wie ein Geſpenſt anſtarrte und

immer auf's Neue in Hülfeschreie ausbrach. Dienerinnen mit Fackeln kamen aus den dunklen Baumgängen des Parks — denn als einen solchen erkannte Malik's Auge den Ort, an den er von den Dîwen gebettet war — herbeigeeilt, und Fragen auf Fragen, von drohenden Geberden begleitet, stürmten auf den Ueberraschten, seiner Sinne kaum Mächtigen ein, dem die ganze nächtliche Fahrt und was sich während und vor derselben mit ihm zugetragen, wie ein wüster Traum erschien, ein Spuk, den seine überreizte Phantasie ihm vorgegaukelt. „Wie bist du in den verschlossenen Garten von Bagdâd's Herrscher gelangt, Unseliger, in diesen Garten, den keines fremden Mannes Fuß bei Todesstrafe betreten darf?" rief die Alte und faßte den Armen derb an, „was wolltest du hier?" „Was anders als stehlen und rauben, vielleicht uns alle morden?" schrieen die Dienerinnen rings in gellendem Chor; „aber der Sultan von Bagdâd wird den Frevler strafen wie er es verdient." „Bagdâd — Bagdâd?" murmelte Malik noch ganz betäubt vor sich hin, „wie ist mir denn? welch ein böser Zauber hat meine Sinne verwirrt?" Dann mit Mühe sich emporzuraffen suchend, wobei sofort die Umstehenden erschreckt zurückwichen, starrte er einen Augenblick zu Boden, blickte dann mit aufgerissenen Augen um sich her in die dunklen vom Fackellicht magisch erhellten Bosquets und rief endlich, mehr und mehr zu sich selbst kommend, mit ängstlicher, flehender Stimme: „Und wo ist mein Vater? ist er den Häschern entgangen? wo ist er — o führt mich zu ihm, schnell!" „Dein Vater? willst du uns durch ein Märchen bethören? was kümmert uns dein Vater —

wir kennen ihn nicht —“ so riefen die Mägde ihm höhnisch zu, und die Alte, ihn mit zweifelhafter Miene betrachtend, als wisse sie nicht recht, ob sie es mit einem Betrüger oder einem Irrsinnigen zu thun habe, fuhr ihn barsch an: „Wer ist dein Vater? und was hat er mit deinem nächtlichen Einbruch in den Park von Bagdâd's Sultan zu thun?“

„Wo bin ich denn, um Gotteswillen?“ schrie nun Malik mit gewaltiger Stimme und sprang empor — „Bagdâd und immer Bagdâd — was soll mir denn Bagdâd? Abdallah's Sohn bin ich, des reichsten Kaufherrn in Cordova; Cordova ist meine Heimath, Cordova in Andalusien.“ — „Bindet ihn — bindet ihn — er ist wahnsinnig!“ kreischte die Alte. Malik aber, der auf's Neue Gefahr für seine Freiheit, ja für sein Leben fürchtete, wehrte mit aller Kraft die andrängende Schaar ab, und indem er mit immer lauterer Stimme rief: „Laßt mich! wem sein Leben lieb ist, der weiche vor mir zurück, bringt mich nicht zur Verzweiflung, zur Raserei!“ brach er sich durch die bestürzte Menge Bahn und eilte vorwärts — —

Da trat urplötzlich eine neue Erscheinung auf den Schauplatz und hemmte wie mit Zaubersallgewalt im Nu Malik's fliegenden Lauf. Denn im weißen schimmernden Nachtgewand mit lang herabwallendem Lockenhaar eilte ein Mädchen, flüchtig wie die Hindin auf Jemens Flur, durch die dichten Baumgruppen, und eine zarte, silberhelle, jedes Ohr durch ihren Wohlklang bestrickende Stimme rief schon von Weitem: „Was giebt's, ihr Lieben? welche gellenden Rufe stören die friedliche Stille dieses Hains?“ „Auch sie

noch, unſere Herrin, jetzt iſt alles verloren", jammerte die Alte, und die Dienerinnen wiederholten wie ein Echo dieſen Klageruf — „wir ſind des Todes, erfährt der Sultan dieſes nächtliche Abenteuer, wir und ſie ſelbſt, die keines fremden Mannes Antlitz jemals erſchauen ſollte. Fort, fort von hier", ſchrie ſie der Heraneilenden zu, „dein Auge darf den nicht ſchauen, der hier widerrechtlich eingedrungen — zurück, du Herzenskind, ich beſchwöre Dich bei Allem, was dir werth und theuer!"

Aber ſchon war die hohe, ſchlanke Maid mitten in den Kreis hineingeeilt, und im ſelben Moment traf auch ihr Blick auf den wie angewurzelt daſtehenden Malik, deſſen kräftige ſtolze Geſtalt nicht minder als ſein ausdrucksvolles, ſchönes Antlitz mit den vom Feuer der Erregung jetzt heftig blitzenden Augen und glühenden Wangen einen um ſo tieferen und gewaltigeren Eindruck auf des Mädchens Geiſt und Sinne übte, als ſie noch nie zuvor außer ihrem greiſen Vater ein männliches Weſen und noch dazu ein ſolches Muſter männlicher Kraft und Stärke geſchaut hatte. Aber auch Malik's Augen hingen wie feſtgebannt an der ſo plötzlich in ſeinen Geſichtskreis getretenen neuen und überraſchenden Erſcheinung, und war es ein Wunder, daß ſeine Blicke ſich immer tiefer und tiefer in das von holder Scham geröthete Angeſicht dieſes Mädchens ſenkten? Stellte es ſich doch als ein Bild weiblicher Anmuth und jungfräulichen Leibreizes dar, wie wohl ſelten Gottes allmächtige Schöpferhand eines ins Daſein gerufen, und wie unſer Jüngling es niemals gewahrt zu haben ſich erinnern konnte! Nicht das vollendete

Gleichmaß ihrer Glieder, nicht die ſchlanke, an Biegſamkeit dem Lanzenſchafte oder dem Rohr vergleichbare Statur allein war es, die mit magiſcher Zauberkraft ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte, auch nicht der glänzende Nacken, die vollgerundeten Arme und die ſchön gewölbte Büſte, die der leichte Flor des Nachtgewandes nur unvollkommen verhüllte — nein! mehr als alles dies riß ihn der unvergleichliche Reiz des Antlitzes hin, das auf dieſem göttergleichen Leib als herrlichſte Krone ſtrahlte und der ganzen Erſcheinung erſt die rechte und wahre himmliſche Weihe verlieh. Gleich dem Vollmond in der finſteren Nacht leuchteten aus der wogenden Fluth ihrer Rabenlocken die ſchimmernden Wangen hervor, deren roſiger Glanz in vollendetem Einklange ſtand mit dem Carneol ihrer von anmuthigem Lächeln verklärten Lippen und dem feurigen Blick, der aus ihren Gazellenaugen hervorbrach und verzehrende Gluth in jedes ſterblichen Mannes Bruſt entfachen mußte! — So erging es auch Malik, der noch immer nicht wußte, ob er wache oder träume, und erſt nach einer geraumen Weile, während welcher die ganze um ihn her verſammelte Gruppe und die holde Maid ſelber ſprachlos dageſtanden und Niemand ein Wort zu finden vermocht, um den auf Allen laſtenden Bann der Ueberraſchung und Beſtürzung zu löſen, kam er endlich zum Bewußtſein ſeiner eigenthümlichen Lage. Aber ehe er ſelbſt noch zu der erneuerten Frage ſich aufraffen konnte: „laßt mich doch jetzt endlich wiſſen, wo ich weile“, hatte ſich ſchon das Mädchen mit raſcher, kühner Entſchloſſenheit wenigſtens für den Augenblick dem Zauber entwunden, mit dem ſie die plötzliche

Erſcheinung dieſes nie geahnten Ideals männlicher Schönheit umſtrickt, und haſtig rief ſie halb ihm, halb der Alten und den übrigen ſie umſtehenden Dienerinnen zu: „Aber ſo brecht doch euer Schweigen und erzählt mir die Geſchichte dieſes Jünglings, den Gott wie durch ein Wunder in den Garten geführt.“ „Wir wiſſen ſie nicht“, ſchluchzten im Chor die Dienerinnen, „bei unſerer gewohnten nächtlichen Runde durch den Hain trafen wir dieſen Fremdling hier ſchlafend liegen“, und die Alte begann auf's Neue zu jammern und zu wehklagen, unfähig, auch nur einen vernünftigen Laut hervorbringen zu können. „Bringt doch endlich Klarheit in dieſes verworrene Dunkel“, gebot nun mit vor Zorn funkelnden Augen und heftiger Stimme die Maid, „ich, eure Herrin, Bagdâds Königstochter, will's und befehle es euch!“

„So wäre es denn wirklich wahr, was ich ſchon von dieſen Sclavinnen vernommen?“ brach es nun aus Malik's Munde im Tone des höchſten Erſtaunens hervor, „ſo wäre ich in Bagdâd, im fernen Oſten? — o mein Gott!“ rief er da, von plötzlicher Verzweiflung erfaßt und ſchlug entſetzt die Hände vor das Geſicht, — denn mit einem Schlage ſtanden die Erlebniſſe des verwichenen Abends, die Flucht vor den Häſchern in Cordova, die Entführung durch die Dämonen wieder klar und deutlich vor ſeinem Geiſte — „wohin haben mich die tückiſchen Dämonen entführt? o meine Eltern daheim, mein Vater — mein armer Vater!“ und laut ſchluchzend ſank er zu Boden, und eine neue Erſchöpfung drohte ſeine Glieder zu löſen. Wie betäubt lag der Jüngling da, aber ſchon war die Maid, deren innigſtes

Mitgefühl durch dieſe wenigen Worte erregt war, auf ihn zugeeilt, und ihn feſt in ihre Arme preſſend, ſuchte ſie ihn emporzurichten, indem ſie unwillkürlich mit dem warmen Athem ihres Mundes ihm über Stirn und Wangen hauchte, als wolle ſie damit ſeine Lebensgeiſter neu erfriſchen und kräftigen. „Helft mir, ihn in's Schloß hineintragen, ſchnell und ohne Zaudern!“ befahl ſie den verdutzt daſtehenden Sclavinnen — aber mit lautem Aufſchrei warf ſich die Alte denſelben in den Weg, als ſie endlich Miene machten, dieſem Gebote ihrer Herrin Folge zu leiſten. — „Fâtima, Unglückskind, was beginnſt du? Du und wir alle ſind des Todes, wenn ein Mann die unentweihten Räume unſerer Frauengemächer betritt, fort mit ihm durch die Pforte hinaus ins Feld — ſchon zu lange hat Dein Auge ihn geſchaut.“ — „Nimmermehr!“ rief die Maid, ſich hoch und ſtolz emporrichtend, „nicht ohne Pflege ſoll dieſer Arme von dannen, und Allah, der Erbarmer, der Hort der Bedrängten und Schwachen, wird gnädig auf uns herniederſchauen, wenn auch wir Milde und Erbarmen üben!“ — „Und wenn er nun ein Dieb, ein Räuber iſt — und was könnte er wohl anders ſein?“ jammerte die Alte, „ſollen wir ſelbſt die Schlange in unſerem Schooße nähren? mit eigener Hand das Verderben in unſere friedliche Wohnſtätte tragen?“ — „Er ein Dieb, ein Räuber? nein! ſo kann dieſes holde Antlitz nicht trügen, aus dieſen Augen ſpricht kein falſches, verdorbenes Herz“, rief leidenſchaftlich Fâtima, und ohne weiter auf ihre ſcheltende und polternde Amme zu hören, hob ſie mit Hülfe der Dienerinnen Malik auf, und wie ein hülfs-

bedürftiges, schwaches Kind ward der starke Mann von zehn kräftigen Armen durch die vom Fackellicht magisch erhellten Alleen zum nahen Schloß getragen, während Fâtima's besorgtes, liebevolles Auge fest an seinen Zügen hing und mit immer heftiger klopfendem Herzen und stürmischer wallendem Busen dem allmäligen Erwachen Malik's aus seiner Betäubung entgegenharrte.

„Bei eurem Leben!" raunte sie den Dienerinnen und vor allem der Alten ins Ohr, „kein Wort über das Abenteuer dieser Nacht komme jemals über eure Lippen — wenn ihr mich, wenn ihr euch selber liebt, so schweigt wie das Grab!" — „Aber wohin soll dieser Jüngling gebettet werden?" rief von neuer Angst erfaßt die Alte, als der Zug sich in das Portal des Schlosses hineinbewegte, das mit seinen kunstvoll gewölbten Schwibbogen, seinen glänzenden Marmorpfeilern, seinen von Gold und Silber starrenden Gesimsen und den sorgsam vergitterten Fenstern, die von den dichten Laubkronen der Bäume in fast undurchdringliches Dunkel gehüllt wurden, wie ein märchenhafter Bau aus alter, längst verschollener Fabelzeit in die klare, sternenhelle Frühlingsnacht hinausschaute. „Wohin? in mein eigenes Gemach, meine Hand soll seiner warten und pflegen, bis der letzte Rest der Erschöpfung gewichen, und er mir Kunde, volle Kunde von dem seltsamen Geschick geben kann, das ihn wie durch Zauber in unser verborgenes Schloß geführt!" Und während die Alte sprachlos, aber vor Entsetzen über diese Kühnheit die Hände ringend hinterdrein wankte, nahm den vom Ohnmachtsbanne noch immer nicht ganz befreiten

Malik Fâtima's Prunkgemach auf, das mit Wunderwerken und Kostbarkeiten jeglicher Art geziert und von einem alle Sinne wollüstig berauschenden Moschusdufte durchweht war.

Umschlungen von den weichen Armen der gazellenäugigen, schlanken Maid, sein Haupt in ihren Schooß gebettet, die, je mehr sie in Malik's Antlitz schaute und sich an der vollendeten Schönheit seiner Gestalt, an dem männlich kräftigen und gebietenden Ausdruck seiner Züge weidete, ihr Herz von nie geahnten, unnennbar süßen Empfindungen durchbebt fühlte, schlug endlich der Jüngling die Augen auf, und Beider Blicke tauchten so tief in einander, daß Fâtima's Wangen wie mit Flammen übergossen wurden, und auch sein bleiches Gesicht ein rosiger Schimmer verklärte, der deutlicher als Worte — denn noch war keines seinen Lippen entflohen — die wonnigen Gefühle seines Innern in diesem Augenblicke kundgab. Fest und fester drückte er das schöne Weib an seine Brust, wie durch magnetische Kraft berührten sich ihre Lippen in heißem, feurigen Kusse, und erst als Fâtima sich in holder Scham und Verwirrung seinen Armen entwand, gewann er, immer noch stumm vor Staunen, Muße, in dem Gemache umherzuschauen und hinauf zu dem vergoldeten Getäfel der Decke und hernieder auf die köstlichen indischen Polster und Brocatteppiche, die rings den Boden bedeckten, seine Blicke schweifen zu lassen. Dann suchten seine irrenden Augen wieder Fâtima's Antlitz und mit immer steigendem Entzücken hafteten sie an der jungfräulich verschämten Maid — vergessen waren die Erinnerungen an die Heimath, an seinen Vater fern in Cordova's

Mauern, die ihn vor Kurzem noch in so heftige Erschütterung versetzt — nur das Eine dachte und empfand er, daß die lang genährte Sehnsucht seines Herzens nach Abenteuern und Gefahren nun so unerwartet schnell und auf so wunderbare Weise ihre Erfüllung gefunden — ja daß das Höchste und Köstlichste, was er kaum zu träumen gewagt, daß ein Weib, ausgestattet mit den vollkommensten, unvergleichlichsten Reizen, hinter denen auch die kühnsten Gebilde seiner Phantasie weit zurückgeblieben, an seiner Seite weile und in jedem ihrer Blicke, ihrer Mienen ihm Liebe, glühende, hingebende Liebe verheiße!

Sein Hirn brannte — seine Sinne waren wie vom Schwindel ergriffen ob dieses namenlosen und so ganz unerklärlichen Glückes, und der geheimnißvolle Schleier, der noch über dieser ganzen räthselvollen Begegnung lag, erhöhte nur den Zauber des Augenblickes. „Also in Bagdâd, in der Königstochter Schloß muß ich mich wiederfinden?“ murmelte er vor sich hin, „und keines fremden Mannes Fuß, so sprach die Alte, sollte jemals diesen Palast und seinen Hain betreten? Wunderbare Fügung der allwaltenden Vorsehung! — Und welch dunkles Geschick hat dich, minnigliche Maid, bis jetzt jedem Blicke der Männer entzogen und in dieses einsame Haus gebannt?“ rief er nach einer Pause leidenschaftlich aus und zog die willenlos sich ihm Hingebende in seine Arme, „o sprich, laß mich wissen, wie es mit dir und deinem Schicksal steht. — „Meines Vaters strenger, unbeugsamer Wille hält mich hier seit frühester Kindheit gefangen“, flüsterte sie mit bebender Stimme, „so lange ich zu

denken vermag, bin ich nie über die Ringmauern des Schloßgartens hinausgekommen, und nie habe ich eines Mannes Antlitz gesehen, außer dem finsteren, von Gram und Kummer gefurchten meines Königs und Herrn. Für alle Anderen sprüht sein Blick stets Zorn und Grimm, aber für mich hat er immer liebevolle, zärtliche Worte gehabt, und nur wenn ich ihn nach dem Grunde meiner Einschließung, meiner Absonderung von der Welt zu fragen begann, brauste er auf, und ein gebieterischer Wink seiner Augen verschloß mir stets den Mund. Auch meine Amme, die seit meiner Geburt mir als Wächterin und Hüterin zugesellt ist, bleibt stumm wie das Grab über diesen Punkt." — „Und deine Mutter?" frug gespannt Malik. „Sie ist zu früh in die ewige Welt entrückt, als daß eine Erinnerung an sie in meiner Seele leben könnte." — „Armes Mädchen!" rief der Jüngling bewegt aus. — „Nicht arm, seit ich dich gesehen, seit Allah's Segenshand mir dich in die Arme geführt", jubelte Fâtima und umschlang wonnetrunken den Jüngling; „was sind Jûsufs Schönheit und Anmuth, was Rustems Männlichkeit und Heldenstärke, was Isfendiârs Adel und Größe, von welchen die alten Märchen und Lieder berichten, die meine Sinne entflammt und mein Herz begeistert, die vor meine Phantasie so manches verlockende Bild von künftigem Glück und künftigen Liebeswonnen gezaubert, — was sind sie gegen deine stolze, zur Bewunderung hinreißende Manneskraft und Manneswürde! O komm, laß uns in Schiras' duftendem Weine uns berauschen, laß die Becher schäumen

und kreiſen zur Beſiegelung des Bundes, den heute die Liebe für immer zwiſchen uns geſchloſſen!"

„So liebſt du mich wahr und wirklich, Mädchen?" rief entzückt Malik aus und ſprang haſtig empor, denn alle Erſchlaffung und Schwäche war im Nu von ihm gewichen, „ſo willſt du mein ſein?" „Dein auf ewig und immerdar, mag auch des Vaters ganzer Grimm ſich auf mein Haupt entladen, mag er für immer mich aus ſeinem Herzen und ſeinem Reiche verſtoßen!" Und unter zärtlichen Liebkoſungen zog ſie den im Wonnetaumel ſchwankenden Malik auf eine Eſtrade von Elfenbein und leuchtendem Golde, die im Hintergrunde des Gemaches aufgerichtet war, nieder, und bald ruhten Beide nebeneinander auf ſchwellenden Seidenpolſtern, während die Dienerinnen auf den gebieteriſchen Ruf ihrer Herrin, zitternd vor Angſt und Verwunderung, Pokale hereintrugen, gefüllt mit dem flüſſigen Golde des Rebenſaftes von Schiras.

„Und nun erzähle auch du, welch ſeltſame Fügung dich hierher in meine Arme geführt", flüſterte Fâtima, ſich innig an ihn ſchmiegend, nachdem ſie ihm den Becher kredenzt und zum Trinken gereicht, „wie iſt dein Name, wer biſt du und aus welchem Lande biſt du gekommen? Nichts weiß ich bis jetzt von dir, nichts, als daß ich dich liebe, heiß und grenzenlos liebe!" „So ſei es denn, Fâtima", erwiderte Malik, „ſtaunenswerth iſt mein Zuſtand und ſeltſam iſt es mir ergangen", und mit fliegender Haſt, leicht ſein Antlitz mit der Hand beſchattend, als wolle er das Bild der verfloſſenen Stunden dadurch noch deutlicher in ſein Gedächtniß

zurückrufen, berichtete er nun seine ganze abenteuerliche, märchenhafte Fahrt. Aber je mehr er sich in die Erinnerung an diese Erlebnisse vertiefte, desto stiller und trauriger ward er; der Gedanke an des Vaters Schreck und Verzweiflung über sein unerklärliches Verschwinden, an die Angst der Lieben daheim um ihn, und endlich die trostlose Aussicht, nicht Tage, nein Monate und vielleicht Jahre brauchen zu müssen, um von Bagdâd wieder nach dem fernen Westen, nach Cordova, zu gelangen — alles das wirkte lähmend und niederdrückend auf die Wonne seines Herzens und drohte die so plötzlich in ihm entloderte Flamme der Liebe wieder zu ersticken. Aber Fâtima's scharfes Auge bemerkte diese Gefahr, und kaum hatte er mit einem langen, tiefen Seufzer seine Erzählung geendet, so versetzte sie: „o wunderbar ist Gottes Allmacht und unenträthselbar sein Rathschluß! Aber warum trauern und seufzen, mein Freund, trauern, da Dein Mißgeschick so süße Früchte getragen, da es Dich, mein Glücksstern, in dieses Haus geführt? Alles, alles, was Du verloren, soll meine treue, unwandelbare Liebe Dir hundert- und tausendfach ersetzen." „Und kann ich, darf ich denn, der namenlose, niedere Fremdling, des Kaufmanns Sohn, Dich, die hochgeborene Fürstentochter lieben?" rief nun Malik aus, in dem jetzt auch der Verstand und die prüfende Ueberlegung mitzusprechen beginnen wollte, während bisher nur sein unmittelbares Gefühl und die so heiß entfachte Gluth der Leidenschaft das Wort geführt, „darf überhaupt ein Mann Dich berühren? O warum hast Du mich nicht draußen gelassen, nicht den Feuerblick Deiner Augen auf ewig dem

von seiner Heimath getrennten Fremdling entzogen?" „Fort mit diesem Kleinmuth, fort, Du einzig Geliebter meiner Seele!" flehte nur um so heftiger und dringender die schöne Maid, indem sie ihn mit aller Gluth des Liebesentzückens an sich preßte und ihm Stirn, Augen, Wangen und Nacken mit feurigen Küssen bedeckte, „Dein bin ich und will ich bleiben, und mag mich Noth und Tod bedrohen! Fliehen laß uns, sobald der Morgen graut, fliehen in Deine Heimath, die fortan auch die meine ist, nur in Deinen Armen, an Deinem Herzen blüht mir das wahre und volle Glück meines Lebens!" „Nun denn!" ertönte es von Malik's bebenden Lippen, denn dem Zauber von Fâtima's Reizen, ihren glühenden Umarmungen vermochte er schon nicht mehr zu widerstehen — „willst Du denn mir angehören für Zeit und Ewigkeit, so soll es auch in Ehren geschehen, und ein heiliges, unlösliches Band möge unsere Hände und Herzen verknüpfen. Hier diese Edelsteine" — und er löste die Hyacinthenschnur von seinem Halse und legte sie um Fâtima's Nacken — „sollen meine Mitgift und mein Heirathsgut an Dich sein: sprich jetzt in reiner arabischer Zunge die Worte aus: ich übergebe mich Dir, und auch ohne eines Mollas, ohne eines Zeugen Gegenwart, ist nach des Islâm Recht und Gesetz unsere Ehe gültig vor Gott und Menschen geschlossen." „Ich übergebe mich Dir!" wiederholte Fâtima im volltönendsten koranischen Dialect, und dann sank sie mit einem lauten Jubelschrei in die weitgeöffneten Arme ihres Gatten.

Schwächer und schwächer ward das Licht in dem traulichen Gemach — eine Fackel nach der andern erlosch,

und bald ſchauten nur die himmliſchen Sterne allein noch auf das verſtohlene Liebesglück da drinnen in dem dämmerigen Dunkel. „O Du meine Augenkühle, Du mein Labſal!“ tönte es leiſe hin und wieder aus Fâtima's Munde, „Du Blüthe der Welt und Endziel aller meiner Wünſche“ — und Malik's heiße Küſſe belohnten ſie für dieſe Schmeichelworte — dann ſenkte allmälig ſich der Schlummer auf Beide herab, und nur im Traum meinte Malik, als ſchon der erſte Glanz der Morgenfrühe den Horizont umſäumte, das verzweifelte Antlitz der greiſen Amme zu erblicken, die heimlich zur Thür hineinlugte und die Gruppe der Schläfer gewahrend mit einem grellen Schrei zurückprallte, vermeinte er die Decke ſich theilen und wie herbeigelockt durch das Kreiſchen der Alten mit lautem Flügelſchlage eine geſpenſtige Schaar hineinhuſchen zu ſehen, die gewaltſam aus Fâtima's umſtrickenden Armen ihn zu löſen und in die Lüfte zu entführen ſich bemühte — aber alles zerfloß in Nebel vor ſeinen Augen, und mit bleierner Schwere laſtete ihm auf Haupt und Sinnen der Schlaf.

Dritter Act.

Schon ſtand die Sonne hoch am Himmel und ſandte ihre leuchtenden und belebenden Strahlen über die vom ſanften Morgenwinde leiſe gekräuſelten Stromfluthen und die im ſchönſten Blüthenſchmuck ſchimmernden Fluren, als Malik, noch halb im Schlummer, langſam ſeine Augen aufzuſchlagen begann, und ein inniges, ſeelenvolles „Fâtima!“ flüſternd

seine Arme ausstreckte, um die Geliebte an seiner Seite zu umfangen. Aber keines Weibes zarte, weiche Formen waren es, die seine Finger berührten, — eine derbe, kräftige Männerhand erfaßte die seine, und eine starke Männerstimme, die jetzt freilich merklich vor Erregung zitterte, rief ihm zu: „So bist Du endlich erwacht und frisch und gesund? o Gott sei gepriesen!“

Wie vom Blitz getroffen sank Malik wieder in die Kissen seines Ruhebettes zurück — dann hob er sich gewaltsam empor, öffnete weit — weit seine Augen und starrte wie geistesabwesend in das von liebevoller, zärtlicher Angst und Sorge lebhaft geröthete Antlitz — — seines Vaters Abdallah!! — „Mein Sohn, mein Malik, Du mein Herzblatt! wie habe ich um Dich gezittert und gebebt!“ flüsterte dieser, seines Sohnes Gesicht mit lebhaften Küssen bedeckend, „o sprich — noch immer kann ich's nicht fassen — wie bist Du den Händen der Schaarwächter entflohen, und welch Asyl hat bis zum frühen Morgen Dich versteckt gehalten? Vergeblich habe ich an der Brücke Deiner geharrt, von tausend Schreckbildern meiner erregten Phantasie gepeinigt — vergeblich in allen Straßen und Winkeln nach Dir geforscht, vergeblich endlich hier in diesem Hause Dich gesucht — nirgends war eine Spur von Dir zu finden, und dennoch mußtest Du den Häschern entgangen sein, denn von fern im blassen Licht der Sterne sah ich sie allein und ohne Dich vorüberpassiren; da endlich — als schon das Frühroth am Himmel aufstrahlte und ich wankenden Fußes abermals Dein Gemach betrat — sah ich Dich hier in tiefem Schlafe wie

bewußtlos daliegen, und mit Gewalt mußte ich die Freude meines Herzens bezwingen, die in lauten Jubeltönen hervorbrechen wollte, um Deinen Schlummer nicht zu stören. Aber jetzt, da Du erwacht — da Dein Blick wieder hell und klar auf mich gerichtet ist, jetzt sprich und lüfte den Schleier von Deinem räthselhaften Verschwinden." — Aber kein Laut erfolgte aus Malik's Mund auf diese Worte Abdallah's — noch immer starrte der Jüngling ihm in's Antlitz, als sähe er ein unerwartetes, unbekanntes Etwas, aus dem sich im nächsten Augenblicke die schlanke Gestalt seiner heißgeliebten Fâtima enthüllen müsse — starrte er in alle Ecken und Winkel des Zimmers, als könne sein Blick allein es mit einem Schlage in das Prunkgemach von Bagdâds Fürstentochter verwandeln. Aber nichts von alle dem geschah, murmelte gleich sein Mund wie unbewußt: „Fâtima, Fâtima" vor sich hin; es blieb Abdallah, sein Vater, der vor ihm stand — es blieb seine eigene Klause in Cordova, die ihn wieder wie am Tage zuvor umfing, — und „Fâtima!" rief er noch einmal mit lauter, gellender Stimme, daß Abdallah erschrocken zurückwich, — „Fâtima, mein holdes, süßes Weib, wo bist Du?!"

„Bei Allah's Erbarmen! erkennst Du denn mich nicht, geliebter Sohn, mich — Deinen Vater? weh, weh!" jammerte Abdallah, als er Malik nun nach einem letzten verzweifelten Aufschrei plötzlich in krampfhaftes Schluchzen ausbrechen sah — „weh! welch' tückischer Dämon hat Dein Hirn bethört und Deinen hellen Sinn getrübt?" „Wohl waren es Dämonen, Vater," rief der Jüngling, der sich

endlich in die Wirklichkeit gefunden und nicht mehr zweifeln konnte, daß jene Dîwenſchaar im Schlafe ihn Fâtima's Armen wieder entriſſen und in ſein väterliches Haus nach Cordova zurückgeführt. — „Dämonen, die all dies Unheil angeſtiftet, die wenig Stunden lang das höchſte, ſeligſte Glück des Daſeins vor meinen Augen enthüllt und mich dann aus dem blendenden Lichtglanz der ſüßeſten Liebeswonnen wieder in die finſtere Nacht der traurigſten Verlaſſenheit und Einſamkeit geſtürzt." — „Verlaſſen und einſam bei mir, inmitten aller Deiner Lieben?" frug beſtürzt Abdallah, der mit immer größerer Angſt und Beſorgniß ſeinen Sohn angeblickt, da ihm deſſen Zuſtand von Minute zu Minute bedenklicher erſchien — „und welche Liebeswonnen ſind es, von denen Du ſprichſt? o komme zu Dir, laß die verworrenen Bilder Deiner nächtlichen Träume ſchwinden und berichte mit Ruhe und Gelaſſenheit, was Dir begegnet!" — „Ruhe und Gelaſſenheit, Vater, während in meinem Herzen noch die Feuerflamme der Trennung lodert, die Gluth der Sehnſucht mich wild verzehrt und Geduld, Kraft und Stärke von mir auf immer gewichen? O wann, wann wird der Stern der Vereinigung mir wieder leuchten, die Nacht der ſüßeſten Freude mir wieder herannahen? Arme, bejammernswerthe Fâtima, wie falſch und treulos muß ich Dir erſcheinen, mit welchen Verwünſchungen wirſt Du meiner gedenken!" und aufſpringend vom Lager ſtürmte er raſt- und ruhelos im Gemache umher, und ein neuer heftiger Thränenſtrom brach aus ſeinen Augen.

„O Mißgeſchick — o Jammer!“ ſtöhnte der Vater, „das alſo war es, was mir jener Alte in Indien, was jener Araber mir prophezeit — die Klarheit ſeines Verſtandes iſt getrübt, die Helle ſeines Geiſtes iſt gewichen — des Irrſinns Nebel hat ſich auf ſeine Sinne gelagert — o mein Sohn!“ ſprach er mit zärtlicher Stimme, ängſtlich bemüht, ſo den tobenden Sturm in Malik's Hirn zu beſänftigen, „was iſt es, was Dich weinen macht, und was hat Dich denn ſo jählings betroffen?“

Eine Weile maß Malik noch mit haſtigen Schritten das Zimmer, dann allmälig ſeinen Schmerz bemeiſternd raffte er ſich auf und berichtete, aber immer noch in abgebrochenen Worten und ziemlich zuſammenhangslos, ſo daß dadurch die ſchlimme Vermuthung des Vaters nur noch mehr beſtärkt wurde, ſeine nächtlichen Abenteuer von dem Augenblicke an, da ſie beide, gehetzt von der Schaarwache, ſich von einander getrennt. Als er nun aber von dem Flug durch die Lüfte inmitten der Dämonen, von Bagdâds verborgenem Königsſchloß, von den Reizen Fâtima's und ſeiner Heirath mit ihr voll Ekſtaſe zu reden begann, da ſchüttelte immer ungläubiger und ungläubiger der Alte ſein Haupt und verſank in dumpfes, ſchmerzliches Brüten. Trübe und finſter ward die ganze Welt vor ſeinen Augen, denn jetzt war es für ihn ja über jeden Zweifel erhaben, daß der Geiſt ſeines Sohnes geſtört ſei; „mein Sohn — mein Sohn!“ wehklagte er, „was phantaſirſt Du da am lichten Tage? wahrlich! Cordova liegt im äußerſten Weſten und Bagdâd im äußerſten Oſten, und dennoch willſt Du dorthin und

wieder zurückgelangt ſein in einer einzigen Nacht? Dein Verſtand — die ſcharfe Urtheilskraft iſt Dir geraubt." — „Mein Verſtand iſt nicht von mir gewichen — Wahrheit, lautere Wahrheit habe ich Dir verkündet, mein Vater!" rief Malik leidenſchaftlich aus, aber Abdallah war nicht zu überzeugen — er hielt alles für einen thörichten Wahn ſeines Sohnes, und als dieſer mit flehender Stimme ihn beſchwor: „glaube mir, ich habe ſie mit Augen geſehen, das herrliche, hurigleiche Weib — an ihrem Herzen habe ich geruht, und nur die Trennung von ihr hat meinen Geiſt erſchüttert; und wenn Du mich nicht nach Bagdâd entſendeſt, daß ich ſie wiederfinde, ſo iſt es aus mit mir, aus auf immerdar!" — da wußte der Alte in der Angſt ſeines Herzens nicht mehr, was er thun, was er beginnen ſolle. Eins nur war ihm klar: Der Irrſinn ſprach aus ſeinem geliebten Sohne — und mit zitternder Stimme erwiderte er: „ſetze Dich nieder, Malik, bis ich Dir einen Arzt gebracht, einen weiſen, kundigen und geſchickten, der Dir helfen und Dich heilen kann, — eine Krankheit hat Dich befallen, und Deine Phantaſie iſt fieberhaft erregt." — „So willſt Du mir denn keinen Glauben ſchenken? o höre mich und vertraue mir; bei Gott, es iſt ſo, wie ich Dir geſagt, und kein Heilkünſtler vermag die Krankheit zu verſcheuchen, die mich erfaßt. Und wenn er es könnte, ich wollte, ich möchte es nicht! nur ſie allein, die Heißgeliebte, kann mich mir ſelber zurückgeben. In Bagdâd, bei Fâtima weilt all mein Denken und Sinnen, ein einziger Blick von ihr, der Erſehnten, iſt erwünſchter mir und begehrenswerther als die Welt und Alles in ihr. O,

Niemand kennt die Liebe und vermag ſie zu faſſen, Niemand, als wer den bitteren Schmerz der Trennung erfahren, die glühende Sehnſucht nach dem verlorenen Glück in ſich ſelber empfunden. Sieh her, wenn Du noch Beweiſe für die Wahrhaftigkeit meiner Ausſagen willſt", fuhr er noch heftiger fort und eilte auf ſeinen Vater zu, „jene Hyacinthenſchnur, die Du einſt als Amulett mir umgehängt, ſie iſt verſchwunden, denn ihr, meinem Weibe, habe ich ſie als Heirathsgut übergeben, und Fâtima's Nacken zieren ſie jetzt zum untrüglichen Zeichen, daß der Ehe heiliges Band uns auf immerdar verbunden." „O, jetzt wird mir alles klar", murmelte der Alte erſchüttert, „jene verwünſchten Edelſteine — hätte ſie doch niemals mein Auge geſehen, hätte ich doch niemals meine Hand nach ihnen ausgeſtreckt — verloren hat er ſie in dieſer unglückſeligen Nacht, oder eine liſtige Schöne, in deren Netz er gefallen, hat ſie ihm entwendet, und der Schmerz, die Beſchämung darüber, die Verzweiflung über den unerſetzlichen Verluſt hat ihn in Wahnſinn geſtürzt — ſchnell zum Arzt, daß er Hülfe und Rettung bringe!" Und fort ſtürmte der Alte und ließ Malik mit ſeinem Weh allein in dem einſamen Gemach zurück.

Haſtigen Schrittes maß dieſer fort und fort die Länge ſeines Zimmers, und zu den Sehnſuchtsqualen ſeines Innern geſellte ſich nun auch noch der Zweifel an ſich ſelbſt und ſeinen Erlebniſſen. „Und wenn es doch nur ein Traum geweſen wäre?" grübelte er vor ſich hin; — „aber nein — nein!" — rief er dann laut und im Ton der eigenen unerſchütterlichen Ueberzeugung — „mag Alles auch mich einen

Narren ſchelten, ich habe ſie in meinen Armen gehalten, ihre Lippen haben die meinigen berührt in feurigem Liebeskuß, ihr Herz hat an dem meinigen geſchlagen, und wiederſehen muß ich ſie, ſollte ich auch als elender Bettler bis zu Bagdâds Königsſchloß pilgern — doch noch einmal ſei die Macht der Rede verſucht, noch einmal will ich meinen Vater, will ich meine Lieben alle mit heißen Bitten beſtürmen, bis ſie dem größten und einzigen Wunſche meines Herzens aus freien Stücken willfahren!“ Und noch einmal bot er alle Kraft ſeiner Beredtſamkeit auf, als Abdallah mit dem Arzte zurückkehrte, gefolgt von ſeinem Weibe und ſeinen Töchtern, die alle mit eigenen Augen ſich von dem traurigen Mißgeſchick überzeugen wollten, das des ganzen Hauſes Liebling betroffen; nochmals bat und flehte er, ihm Glauben zu ſchenken — aber alles war umſonſt! Der Arzt ſchüttelte immer bedenklicher ſein weiſes Haupt und warf dem Vater verſtohlene Blicke des Einverſtändniſſes zu — ſeine Mutter und Geſchwiſter ſuchten ihn zu beruhigen, ihm den vermeintlichen Wahn auszureden — und Niemand, Niemand glaubte an ſeine Worte! Und als er endlich gar verzweifelt aufſprang und mit wüthenden Geberden auf's neue im Zimmer herumrannte, fort und fort Gott anrufend, er möge Geiſt und Herz ſeiner Lieben erleuchten und ſie ſeinen Wünſchen geneigt machen, da flohen alle entſetzt vor ihm zurück, und auf einen Wink des beſorgten Arztes ließ Abdallah mit Hülfe ſeiner Sklaven den widerſtrebenden Sohn in's Bett bringen und ihn wie einen Geiſteskranken von handfeſten Dienern Tag und Nacht bewachen.

Malik's Kraft war gebrochen — eine Zeit lang bäumte er sich noch mit verzweifelter Gewalt auf gegen diesen Zwang, dann aber fügte er sich willenlos in das unabwendbare Geschick, und nur in Thränen entlud sich das bittere Weh, das seine Brust erfüllte. Endlich sank er, erschöpft und ermattet, in tiefen Schlummer, und als er neu gekräftigt spät am nächsten Tage erwachte, fühlte er sich auch geistig wunderbar gestärkt und neu belebt. Eine leise Hoffnung war wieder in sein Herz gezogen, und er beschloß, sich vorerst willig allen Anordungen seines Vaters zu fügen, — vielleicht daß er durch kindliche Ergebung doch noch das erringe, was trotziges Beharren auf seinem — freilich unanfechtbaren — guten Rechte wahrscheinlich niemals durchzusetzen im Stande sei. Und siehe! Die guten Früchte dieses Benehmens zeigten sich sehr bald. Der Vater behandelte ihn zwar immer noch wie einen Kranken, da er aber nach und nach sich überzeugte, daß dessen wilde Heftigkeit gewichen, ließ er ihn wieder seinen gewohnten Beschäftigungen nachgehen und nur im Stillen sorgsam bewachen. Malik versah sein Priesteramt mit stiller Resignation, und nur mit dem ganzen Aufgebot seiner geistigen Kraft vermochte er die glühende Sehnsucht niederzukämpfen, die sich seiner bemächtigte, so oft die Erinnerung an seine verlassene Gattin ihn erfaßte, und seine erregte Phantasie ihm all das Unheil ausmalte, das ihr vielleicht aus jenem nächtlichen Beisammensein mit ihm erwachsen, den ganzen Grimm und Zorn ihres strengen Vaters, wenn nur mit einem einzigen Worte die Dienerinnen das Geheimniß jener köstlichen Liebesstunden

verrathen. Tausendmal war schon der Entschluß fest in ihm gereift, zu fliehen und gen Bagdâd zu eilen — aber mit welchen Mitteln sollte er den beschwerlichen Weg zurücklegen — wie sich den Händen seiner Wächter entziehen, die zwar geheim, aber doch von ihm wohlbemerkt, jeden seiner Schritte bewachten? — Nur Abdallah — er allein konnte ihn an's Ziel seiner Wünsche bringen — des Vaters mildes Herz mußte ja doch endlich nachgeben! — Das war der einzige Trost, der wie ein leuchtender Stern fort und fort das nächtliche Dunkel seines trüben Erdendaseins erhellte. Freilich — dem wachsenden Siechthum seines Leibes Einhalt zu thun, war dieser Trost, dies Hoffen auf die Zukunft zu winzig und schwach; längst waren die Rosen seiner Wangen erblichen — sein Körper magerte sichtlich ab, sein einst so stolzer, schlanker Wuchs schwand gänzlich dahin, und mit wachsender Besorgniß beobachtete der Vater diese traurige Veränderung in der äußeren Schönheit seines Lieblings. Allmälig floh auch der Schlaf Malik's Augen, die Lust an Speise und Trank ging ihm verloren, und suchte Abdallah ihn durch sanfte, zärtliche Worte zu mahnen, doch mehr auf die Kräftigung seiner geschwächten Gesundheit Rücksicht und Obacht zu nehmen, so erhielt er stets als Erwiderung den bitteren Vorwurf: „Wäre Dein Herz von wahrer Zärtlichkeit, von Mitleid und Erbarmen gegen mich erfüllt, so hättest Du längst meiner Liebessehnsucht Erfüllung geliehen und mich nach Bagdâd entsendet — dort allein ist Heilung für meine Leibes- und Seelenschmerzen.“ Oft recitirte er auch in stiller Melancholie die Verse eines alten Beduinenliedes:

„Geſchwunden iſt der Schlaf von meinen Lidern und zu Blut geworden die Thräne meines Auges ſeit dem Tage der Trennung von ihr. Und ich ſprach zu dem Kameelſänftenführer: trage mich mit Dir, feuchte meine Begierde und Sehnſucht an und laß meinen Blick ſich ſättigen in dem Anblick der Geliebten. Er aber erwiederte: o Jüngling, ſchon ſind die Freunde aufgebrochen und der ganze Stamm, darinnen die Holde weilte; ſtehe auf insgeheim und eile ihr nach. Und ich rief ihm zu: ich habe keine Kräfte, mit denen ich zu ihr eilen könnte, ich müßte denn als Fuß gebrauchen meine glühenden Wangen und meine thränenfeuchten Augen. Nur bei den verlaſſenen Wohnſtatttrümmern kann ich ſehnſüchtig ausſpähen und feuchten Blickes fort und fort die Stelle betrachten, die einſt ihr holder Fuß betreten, da ſie bei nächtlicher Weile in meine Arme geeilt!“ —

Tief ſchnitten alle dieſe Reden dem Vater ins Herz, und die zunehmende Körperſchwäche Malik's zwangen ihn endlich zu entſchiedenem Handeln. Längere Beſprechungen mit ſeinem Arzt ſowie mit ſeinem Weibe und ſeinen Töchtern beſtärkten ihn mehr und mehr in dem ſchon lange heimlich gehegten Vorſatz, auf den thörichten Wahn Malik's ſcheinbar einzugehen und ſeinem exaltirten Wunſche, nach Bagdâd zu ſeinem vermeintlichen Weibe zu ziehen, Vorſchub zu leiſten. Vielleicht — ſo hoffte er — würde die Zerſtreuung der langen Reiſe wohlthuend auf ſeines Sohnes Geiſt einwirken, und er am Leichteſten von ſeiner Krankheit geneſen, wenn er mit eigenen Augen klar und zweifellos ſähe, daß kein Weib, am wenigſten eine Königstochter Bagdâds, in Liebe ſeiner harre.

So war faſt ein Jahr verfloſſen, und wieder hatte der Frühling alle ſeine Reize entfaltet, als kühnen Entſchluſſes Abdallah eines Tages bei Malik eintrat und in liebevollem Tone zu ihm ſprach: „Mein Sohn, die flehenden Bitten, die Deine allzugroße Liebesverſtrickung und die Gluth der Leidenſchaft Dir in den Mund gelegt, haben mein Herz gerührt. Beharrſt Du noch darauf, die Reiſe nach Bagdâd zu unternehmen?“ „Vater!“ rief in höchſtem Jubel Malik aus — „ſo haſt Du endlich meinen Worten Glauben geſchenkt und willſt erfüllen, was ich ſeit jener unvergeßlichen Nacht ſo heiß erſehnt?“ „Ja!“ erwiederte feſt und beſtimmt der Alte, „Heilung Deines Wahns ſoll dieſe Reiſe Dir ſchaffen und Deinen trüben Geiſt aufs Neue erhellen.“ Laut ſchluchzend vor Freude fiel der Jüngling dem Vater um den Hals und dankte ihm in beredten Worten für ſeine Huld und Liebe; dann ward ein Schiff ausgerüſtet und reich mit Schätzen beladen, und von den Segenswünſchen des Vaters und aller ſeiner Lieben begleitet ſteuerte Malik hinaus in die brandende See gen Oſten zum fernen Bagdâd und in immer leuchtenderen Farben tauchte vor dem Auge ſeines Geiſtes Fâtima's Bild auf — das Bild ſeines verlaſſenen, heißgeliebten Weibes! —

Vierter Act.

Eilen wir dem von Liebesſehnſucht und Liebesungeduld gemarterten Jüngling voraus nach Bagdâds verborgenem Zauberſchloß und verſetzen wir uns im Geiſte noch einmal

zurück in die Frühe jenes Morgens, an dem Malik so unerwartet in Cordova sich wiederfand und statt des heißgeliebten Weibes seinen greisen Vater über sich gebeugt sah. Auch Fâtima's Augen hielt der Schlaf fest und lange geschlossen, und als sie endlich erwachend sich emporrichtete und vergebens den schönen Jüngling an ihrer Seite mit den Blicken suchte, vergebens in dem Prunkgemach umherschaute und auf alle ihre leidenschaftlichen Rufe: „Malik — Malik!" nichts als den dumpfen Widerhall ihrer eigenen Stimme vernahm, da erfaßte auch sie ein jäher Schreck und wilde, entsetzensvolle Verzweiflung. Ihre Zunge war ihr wie gelähmt, ihre Augen hafteten starr an dem leeren Nichts, das die Stelle ihres Gemahls an ihrer Seite einnahm, aber nur einen Augenblick dauerte diese geistige und physische Lähmung — mit einem grellen Aufschrei sprang sie empor, und die Leidenschaftlichkeit des liebeentflammten und liebebegehrenden Weibes brach sich in wilden Klagerufen, in Verwünschungen wider sich selbst, wider Malik und vor Allem wider das grausame Geschick Bahn. Nicht mehr die zarte Jungfrau war es, die jetzt fieberhaft erregt im Gemache umherirrte, dann den Park nach allen Richtungen hin durchstreifte und mit zitternder Hast nach dem kleinsten Merkmal, der allergeringsten Spur von dem verschwundenen Malik spähte — die wenigen Stunden dieser Nacht hatten sie um Jahre gereift, und die aller ihrer heiligen, unantastbaren und unverletzlichen Rechte bewußte, von ihrem Gemahl treulos verlassene Gattin sprach und handelte jetzt in ihr! Denn was anders als Treulosigkeit konnte ihn so plötzlich wieder

aus ihren Armen geſcheucht haben? „Er hat mich betrogen!“ murmelte ſie ingrimmig vor ſich hin, „er hat mir hinterliſtig mein Herz geſtohlen, der falſche Verräther, und dann mit ſeinem Raube ſich hohnlachend auf und davon gemacht! Meinen Verſtand, alle meine Sinne hat er gefangen genommen durch ſeine Schönheit und Liebenswürdigkeit — willenlos habe ich mich ihm hingegeben — und nun — nun — — O Allah, Allah, ſei Du mir gnädig!“ Schluchzend warf ſie ſich auf den vom Nachtthau mit Millionen ſchimmernder Demanten überſäeten Raſengrund nieder und preßte verzweifelt ihr glühendes Antlitz in das kalte, feuchte Gras. —

Lange — lange lag ſie ſo da; erſt allmälig raffte ſie ſich wieder auf, und wie das flammende Roth ihrer Wangen jetzt einer bleicheren Färbung gewichen war, ſo hatte auch der Sturm in ihrem Inneren ſich etwas gelegt und einer ruhigeren Ueberlegung Raum gegeben. Malik's Bild in ſeiner ganzen verlockenden Anmuth tauchte vor ihrem inneren Auge wieder auf, und je mehr ſie ſich ſein ganzes Weſen, den Ton ſeiner Stimme, ſeine ungekünſtelte, von jeder Heuchelei und Lüge freie, nur dem wahren Gefühl des Herzens entſprungene Hingebung und Liebe zu ihr vergegenwärtigte, um ſo mehr ward der Zweifel in ihr rege, ob er wirklich aus böſer Abſicht ſie habe aufgeben und einſam und allein einem bejammernswerthen Schickſal zur Beute fallen laſſen können. „Nein, nein!“ rief es in ihr mit tauſend Stimmen — „jene Diwen waren es, die ihn mir tückiſch wieder entriſſen, jene Diwen, in deren Mitte er hierhergelangt.“ Ein

Thränenstrom brach aus ihren Augen, ward aber plötzlich durch einen neuen, schrecklichen Gedanken, der blitzschnell in ihr auftauchte, wieder gehemmt: „Wie — wenn meine Amme, wenn meine Dienerinnen ihr Wort brächen — wenn sie mit einer einzigen Silbe meinem Vater das Geheimniß dieser Nacht verriethen? Bei Allah! keinen Augenblick darf ich zaudern, nur Offenheit, volle Offenheit über Malik's unseliges Verschwinden kann ihr Vertrauen und ihr Schweigen erkaufen!" Und hastigen Schrittes eilte sie zum Schlosse zurück; ehe sie dasselbe aber noch erreichte, stürzten schon die Sklavinnen nebst der Alten, die Fâtima's Zimmer leer gefunden und sie sowohl wie den Fremdling schon längere Zeit in den verschlungenen Irrpfaden des Parks gesucht, aus einem der Laubgänge hervor, und wenige Worte genügten, der bestürzten Dienerschaft und der vor lauter Angst und Entsetzen ganz außer sich gerathenen Amme den traurigen Sachverhalt darzulegen. „Da siehst Du nun, wie Recht ich hatte", rief halb mit höhnischem Lachen und halb wieder vor Aufregung zitternd die Alte, „der Falsche — o mein Gott, mein Gott, was soll daraus werden — Deine Ehre ist dahin, Dein Alles, Du Herzenskind, und uns alle trifft das Strafgericht Deines Vaters — die Rache des Sultâns!" „Schweig!" donnnerte Fâtima nun mit gewaltiger Stimme — „und ihr alle hütet eure Zunge; keine Silbe von dem, was diese Nacht vorgefallen, und sollte dennoch eine Verheimlichung unmöglich sein — nun, so mag sich das Ungewitter über mein Haupt, mein armes Haupt allein entladen." „Und wenn der Sultân heute oder

morgen kommt und nach Dir fragt?" verſetzte bebend die Alte. „So ſagſt Du, ich ſei krank und könne Niemandes Anblick ertragen — Niemandes! O, und bin ich denn nicht krank — krank in tiefſter, innerſter Seele?" fügte ſie flüſternd bei, — „wann wird ſein Anblick mich wieder heilen, wann der Ton ſeiner unvergeßlichen Stimme, das Lächeln ſeines Mundes, ſein ſüßes Koſen mein bis zum Tode wundes Herz aufs Neue kräftigen und beleben?" Und durch dieſe Gedanken wieder lebhaft an die ſo raſch und jäh abgebrochenen Liebeswonnen der verfloſſenen Nacht erinnert, eilte ſie ſchwankenden Schrittes in ihr Zimmer, und das Antlitz tief in die ſchwellenden Polſter vergrabend ließ ſie, von keinem menſchlichen Auge geſehen, Thränen des bitterſten Weh's aus ihren ſchönen Augen perlen, und nur die qualvollen Seufzer, die fort und fort ihrer gepreßten Bruſt entſtiegen, unterbrachen die lautloſe Stille ihres öden, vereinſamten Prunkgemaches.

Schon neigte ſich der Tag zum Abend, als Bagdâds Sultân, Fâtima's ſtrenger Vater, deſſen mächtige Herrſchergewalt die Könige und Fürſten ringsumher nicht minder fürchteten, als ſeine Unterthanen, plötzlich im Schloſſe erſchien, um nach ſeiner Tochter zu ſchauen. Tief in einen abgeſchabten, ſeine ganze Geſtalt verbergenden Kaftân gehüllt, wie er ihn ſtets trug, wenn er den Weg zu der vor aller Welt verſteckt und geheim gehaltenen Behauſung Fâtima's einſchlug, von deren Exiſtenz überhaupt Niemand außer ihm ſelbſt, der alten Amme ſammt den Dienerinnen und einigen ſternkundigen Weiſen und Ulemâs auch nur die leiſeſte Kunde

hatte, trat der mächtige Herrscher in den weiten Corridor ein, der zu den Frauengemächern führte; aber ehe er noch Fâtima's Zimmer erreicht, kam ihm schon die Amme entgegen, und nachdem sie ihn mit allen Zeichen der Ehrfurcht und willenlosesten Ergebenheit begrüßt, suchte sie ihn durch Winke und Geberden, und als diese auf den sie unwillig und finster anschauenden Gebieter keinen Eindruck machten, durch eine kurze Erklärung von dem Unwohlsein seiner Tochter zu bewegen, von dem Eintritt in ihr Gemach wenigstens für heute abzustehen. Zuerst wallte des Sultâns Zorn auf über diesen unbefugten Vorschlag der Amme, als er aber erfuhr, daß Fâtima selbst diese Bitte ausgesprochen, und daß ein wohlthätiger Schlummer sich schon seit einigen Stunden auf ihr Haupt gesenkt, den zu stören höchst unvorsichtig und gefährlich sein würde, gab er, wenn auch zaudernd und widerstrebend, nach und kehrte, ohne seine Tochter gesehen zu haben, in der Dämmerung wieder heim. Doch — als er nun auch am andern Tage auf die nämliche Weise vom Besuche zurückgehalten werden sollte, fuhr er zornig auf und ohne sich weiter in einen Wortwechsel mit der Alten einzulassen, eilte er, von Unruhe gequält, hastigen Schrittes in Fâtima's Gemach. Mit bleichen Wangen und gerötheten Augen fand er sie matt und hinfällig auf dem Polster liegen, und als er besorgt frug: „was ist Dir, meine Tochter, worüber klagst Du?" erwiderte sie mit schwacher Stimme, indem sie verlegen ihr Antlitz vor dem scharfen prüfenden Blick des Vaters zu verbergen suchte: „Kopfschmerz hat mich befallen und ein leichtes Unwohlsein, mein theurer

Vater, doch ängstige Dich nicht — es wird bald vorübergehen.“ „Möge Dich Gott davon befreien und heilen!“ rief der Sultân, die Gestalt seiner leidenden Tochter fort und fort mit den Blicken musternd und dabei ihr Angesicht, vor Allem ihre verweinten Augen scharf fixirend, als ob ein unbestimmtes Etwas darin ihm auffalle und ihm besonderen Argwohn und eine unerklärliche Unruhe einflöße; dann ließ er durch die Dienerinnen Medicamente und Arzeneien aller Art, die im Schlosse sich vorfanden und in deren Bereitung er erfahrener als der geschickteste Arzt seines Reiches war, herbeibringen, verordnete Fâtima einige derselben und begab sich dann kopfschüttelnd und von trüben Ahnungen erfüllt wieder in die Stadt zurück.

Schon am nächsten Morgen war er wieder im Schlosse, aber mit Bestürzung mußte er wahrnehmen, daß alle seine Heilmittel sehr wenig gefruchtet — Fâtima's Zustand war derselbe wie zuvor, und so blieb er Wochen und Monate lang, mochte ihr Vater sich auch noch so zärtlich um sie bemühen und alles aufzubieten suchen, um sie von dem Druck der auf ihr lastenden Krankheit zu befreien. Immer siecher und hinfälliger ward sie, und war die Kraft ihres Geistes schon durch die Trennung von dem Geliebten gelähmt und gebrochen, noch um so niederdrückender und beängstigender wirkte **eine** Wahrnehmung auf sie, die ihr immer mehr und mehr zur entsetzensvollen Gewißheit wurde und dem bitteren Weh ihres Schmerzes noch die Furcht vor dem unerbittlichen Grimme ihres Vaters zugesellte, eine Wahrnehmung, die ihr das Blut zu Eis erstarren machte, so sehr sie auch auf

der andern Seite ihr Herz mit Wonneschauern erfüllte, — die nämlich, daß sie ein Pfand der Liebe von dem erkorenen Gatten unter dem Herzen trage! — Umsonst hatte der Sultân zu wiederholten Malen die alte Amme und die Dienerinnen zur Rede gestellt und sie über den Ursprung von Fâtima's leiblicher wie geistiger Erschöpfung, dem unverkennbaren Seelenleiden seiner Tochter ausgeforscht — standhaft hatten sie bis jetzt geschwiegen und jede Auskunft verweigert — aber nur zu oft hatte schon der durchdringende Blick des Herrschers das Roth der Verlegenheit und der Bestürzung in ihr Angesicht gelockt und immer heftiger drang er in sie, ein unumwundenes Geständniß abzulegen, denn daß hier ein furchtbares Geheimniß walten müsse, war für ihn unumstößlich gewiß. Da sollte Fâtima selbst durch ihre aufbrausende Heftigkeit, die von dem zunehmenden Körperleiden mehr und mehr in ihr geweckt und gefördert war, ihre alte Amme aufs Aeußerste reizen, ihr Herz mit Haß und Abneigung gegen sie erfüllen und so die bisher immer noch geschickt vermiedene Entdeckung schnell und plötzlich herbeiführen.

Schon lange hatte die Königstochter unter mannichfachen Umständen ihren Vater und ebenso die Alte mit den übrigen Dienerinnen nur im abendlichen Dunkel zur Dämmerungszeit ihr Gemach betreten lassen; eines Morgens jedoch, als sie in ihrer von Tag zu Tag sich steigernden Seelenangst die Thüre zu schließen vergessen, kam unerwartet die Amme herein und beim ersten Blick hatte sie den Zustand ihrer Herrin errathen, der einem weiblichen Auge

wenigſtens nicht länger zweifelhaft erſcheinen konnte. Mit einem lauten Angſtſchrei ſtürzte ſie auf Fâtima zu und rief mit ſchneidendem Vorwurf und heftiger Entrüſtung aus: „Beim großen Gott, unglückſeliges Kind, was haſt Du gethan? Dein Vater gehört zu den auserleſenſten Männern der Welt, zu den gewaltigſten Herrſchern der Erde, und Du haſt ſeinen Namen mit Schimpf und Schmach bedeckt, haſt alle ſeine Hoffnungen für immer vernichtet, das ganze kunſtvolle Gebäude ſeiner weiſen Pläne rückſichtslos über den Haufen geworfen.“ — „Was ſagſt Du, Alte?“ entgegnete bebend Fâtima, „was ſollen dieſe ungebührlichen Reden?“ „Ungebührlich — o denkſt Du mich noch jetzt zu täuſchen und zu betrügen — glaubſt Du noch jetzt Deinen Fehltritt verheimlichen zu können?“ „Ich weiß nicht, wovon Du ſprichſt“, rief jene mit erkünſtelter Ruhe, während ihr das Blut in die bleichen Wangen ſchoß. „So will ich es Dir ſagen“, polterte grimmig die Alte heraus, trat dicht an ſie heran und flüſterte ihr ein paar Worte in das Ohr. Unfähig, noch länger ſich zu verſtellen, ſank Fâtima unter heftigem Schluchzen auf das Polſter nieder — die Amme aber fuhr mit immer erregterer Stimme fort: „So konnteſt Du den angeſtammten Adel Deines Geſchlechtes verleugnen, einem elenden Verführer Deine Ehre preisgeben?“ „Einem Verführer?“ und wie von einer Natter geſtochen fuhr die Fürſtentochter empor und trat mit dem ganzen Aufgebot ihrer Würde und Majeſtät vor die Alte hin — „einem Verführer? ſo wagſt Du ihn, meinen Gatten, zu nennen?“ „Deinen Gatten?“ hohnlachte die Amme, aber ſchon hatte Fâtima

die Hand erhoben und, ihren Zorn nicht länger zu bemeistern im Stande, traf sie die Pflegerin ihrer Kindheit und Jugend mit der geballten Rechten.

Zum Glück glitt der Schlag an der Schulter ab, da die Alte rechtzeitig auswich und unter gellendem Wehgeschrei ihren Rückzug durch die offene Thür nahm — aber ihr giftiger, haßsprühender Blick, der noch im letzten Moment Fâtima's Antlitz traf, belehrte diese nur zu gut, was sie fortan noch von ihr zu hoffen und was zu befürchten habe. Zugleich erfaßte sie auch bittere Reue über den ungezügelten Jähzorn, dem sie sich hingegeben, und sich selbst zur Demuth zwingend, rief sie der Alten mit inniger, flehender Stimme nach: „Vergib mir, Amme, ich wußte nicht, was ich that — ich will es Dir tausendfach durch Liebe und Zärtlichkeit vergüten!" Aber diese hörte nicht, sondern lief wie wahnwitzig tobend und kreischend im ganzen Schlosse umher, und ehe Fâtima noch ihr nachzueilen und die Kraft ihrer Bitten auf's Neue zu erproben vermochte, erschien der Sultân selbst, den schon von fern der verworrene Lärm herbeigelockt, mit finsterer, unheilverkündender Miene, und in wenigen Minuten wußte er alles — alles! und damit mehr, als er in seinen schlimmsten Befürchtungen auch nur zu vermuthen gewagt. „Was gibt's?" hatte er der keifenden Amme beim ersten Eintritt in das Schloß barsch zugerufen, und diese, mit höhnischer Schadenfreude seine Ankunft gewahrend, hatte rasch und leise den sie umringenden Dienerinnen zugeraunt: „Wozu jetzt noch schweigen? unsere undankbare, ehrlose Herrin verdient unsere Liebe und unser Vertrauen nicht — mag

sie büßen für ihr Vergehen! wir sind ohne Schuld, und wenn wir gefehlt — nun so wird ein offenes Geständniß uns am leichtesten und sichersten vor Strafe schützen" — und dann, als Bagdâds Fürst ihr und den Uebrigen Schonung des Lebens zugesichert, hatte sie das ganze Abenteuer jener verhängnißvollen Nacht berichtet, sorgfältig bemüht, ihre an Fâtima gerichteten wohlgemeinten Warnungen und Rathschläge in das gehörige Licht zu stellen und das ganze Verbrechen auf deren Haupt allein zu wälzen. —

Todtenbleich und keines Wortes fähig stand der Sultân da — alle Farbe war aus seinem Gesichte gewichen, seine Brust arbeitete heftig und seine Kniee zitterten vor wilder, stürmischer Erregung; „ist das alles Wahrheit?" stieß er nach einer Pause hervor, und seine Augen funkelten mit verzehrender Gluth; und als die Amme erschrocken durch ein Neigen des Hauptes diese Frage bejahte, herrschte er ihr zu: „rufe mir schnell die Weisen und Ulemâs herbei, die damals bei des Mädchens Geburt das Horoscop gestellt und dann — in einer Stunde erwarte ich Dich und alle diese in meinem Palast!" Mit diesen Worten stürzte er, die Rechte fest um den Griff seines Schwertes geklammert, vorwärts und stand im nächsten Augenblick im Gemach seiner Tochter.

Ein einziger Blick in die durch Schmerz und Grimm entstellten Züge des Fürsten genügte, um Fâtima jede Hoffnung auf eine Verheimlichung ihres Zustandes zu rauben und sie zu überzeugen, daß alles verrathen sei. Allah's Barmherzigkeit und des Vaters Milde anrufend, sank sie zu seinen Füßen, umfaßte seine Kniee und flehte in herzzerrei-

ßenden Tönen, ſie erſt zu hören, ehe ſie gerichtet werde. Aber der Vater ſtieß ſie zornig zurück und raſch ſein Schwert aus der Scheide reißend, wollte er mit den Worten: „Ehrloſe, pflichtvergeſſene Dirne, ſo war all' meine Vorſicht umſonſt? Stirb denn, daß ich nicht noch einmal in meiner Tochter die Schande erleben muß, die ich an Deiner buhleriſchen Mutter erfahren!“ ihre Bruſt durchſtoßen — aber der thränenfeuchte, rührende Blick ihrer Augen entwaffnete ihn, und machtlos ſank ſeine Hand herab. „Höre mich, Vater!“ rief ſie noch einmal, „höre mich, ich bin vermählt nach Recht und Geſetz, und habe ich dadurch Deine Gebote verletzt, ſtrafe mich ſo hart Du willſt — meine Ehre aber iſt heilig und unverletzt bewahrt, ſo wahr mir Allah helfe!“ und auch ſie berichtete nun dem ſtarr auf ſie blickenden Herrſcher ihre wunderbare Begegnung mit Malik und ſeine Wiederentführung durch die Dämonen, deren geheimnißvolle Macht ihn den Händen der Wächter in Cordova entriſſen und durch die Lüfte bis nach Bagdâd und zu dem verborgenem Königsſchloß getragen. „Schweig mit Deinem kindiſchen Märchen“, fuhr der Sultân auf, „o hätte ich Dich gleich bei Deiner Geburt getödtet, wie es mein Wille war, hätte ich mich niemals durch die beſänftigenden Reden meiner Weiſen bethören laſſen!“ „Vater, ſieh hier dieſe Edelſteine um meinen Nacken, dieſe Hyacinthe von unermeßlichem Werth, deren Glanz das Auge blendet und die Nacht in Tageshelle verwandelt — ſie hat mir Malik als Heirathsgut und Mitgift übergeben, und nach den Satzungen des Islâm iſt unſere Ehe vollzogen — o habe Glauben und

Vertrauen zu mir und meiner Wahrhaftigkeit!“ „Also auch das noch?“ stieß der Sultân wild heraus, „an der einfachen Schmach hast Du Dir nicht genügen lassen, nein, um Geld und Geldeslohn sogar hast Du Deine Ehre, Dein edelstes, kostbarstes Eigenthum dem ersten besten Betrüger preisgegeben, hast Deine Reize Dir bezahlen lassen? Beim Propheten, das ist zu viel!“ Und das vorhin seiner Hand entsunkene Schwert wieder vom Boden aufraffend, zückte er es zum zweiten Male auf die wehrlose Brust seiner Tochter, die verzweifelt zu seinen Füßen sich krümmte — als plötzlich die Thür aufgerissen ward, die herbeigerufenen Männer hereinstürzten und die strafende Hand ihres Gebieters zurückhielten. —

Der Anblick der Weisen und Ulemâs, die mit ihm zusammen im Dienste des Reiches, wie er in der Beherrschung desselben ergraut waren, die mit ihm einst an der Wiege eben dieses Mädchens gestanden und für sein Leben gestimmt, als er aus Gründen, die uns noch verborgen sind, schon damals seinen Tod gewollt, wirkte begütigend und besänftigend auf den wilden Grimm seines Herzens. Mit zitternder Stimme theilte er ihnen unter der Bedingung ewigen Schweigens die vermeintliche Schande und Schmach seiner Tochter mit und frug um ihren Rath. Lange schwankte ihre Meinung hin und her; einige stimmten für schleunigen Tod, als Strafe dieses unverzeihlichen Fehltritts, — andere wieder, wenn auch nicht überzeugt, so doch gerührt durch die Betheuerungen Fâtima's, daß sie rechtmäßig verheirathet sei, eiferten mit aller Kraft der Rede dagegen,

und als nach einer Pause der Sultân mit dumpfer Stimme murmelte: „Nun, so mag sie leben, bis sie Mutter geworden!“ da waren es wieder die letzteren, die auf eine noch längere Frist der Schonung drangen und endlich auch ihren Willen durchsetzten. „Allah ist groß, unermeßlich seine Macht, und unberechenbar sein Rathschluß, vielleicht hat das Mädchen hier dennoch die Wahrheit gesprochen“, so flüsterten sie, und halb wie von einer schweren Last erleichtert, halb in unwilligem Tone rief schließlich der Vater aus: „Sei's denn, ich füge mich; hinter Schloß und Riegel soll sie verwahrt werden — und ist es ein Sohn, dem sie das Leben schenkt — denn nur in diesem Falle gilt meine Einwilligung“ — und er betonte diese Worte scharf und bestimmt — „so soll sie ihn zwei Jahre lang nähren und auferziehen, damit dem schuldlosen Kinde wenigstens nichts entzogen werde; ist aber bis dahin der erdichtete Gatte nicht zu ihr zurückgekehrt“ — ein höhnisches Lachen umspielte dabei des Sultâns Lippen — „so werde sie geopfert mit dem Schwert ohne Gnade und Erbarmen!“ Hastigen Schrittes verließ er mit seinen Rathgebern das Gemach, das er fest verschloß, und kehrte in die Stadt zurück. Gleich darauf erschien ein alter, greiser Diener mit seinem Weibe, auf deren Treue und Zuverlässigkeit der Herrscher fest und zweifellos bauen konnte, und übernahm Fâtima's Bewachung und Pflege. Als aber dem Geheiß des Sultâns getreu die alte Amme und die übrigen Dienerinnen nach einer Weile im Palast desselben sich meldeten, wurden sie von den bereitstehenden Wachen ergriffen und zu ihrem nicht geringen

Schreck in ein festes Gefängniß abgeführt, damit nie ein Wort von den Vorfällen des verborgenen Schlosses über ihre Lippen und zu den Ohren der Leute gelange.

Welche unsäglichen Qualen Fâtima's Herz zerrissen während der langen, ihr Wohl und Wehe, ihre Erhaltung und Vernichtung betreffenden Auseinandersetzungen des Sultâns und seiner Räthe, die sie Wort für Wort hatte mitanhören müssen, — keine Feder vermag es zu beschreiben. In dumpfem Hinbrüten verbrachte sie fortan, sie, die Eingekerkerte, dem Tode Geweihte — denn auf Malik's Wiederkehr hatte sie schon längst zu hoffen aufgehört, ja selber schon Zweifel an seiner Ehrlichkeit und der Wahrhaftigkeit seiner Aussagen zu hegen begonnen — Tage und Nächte; Speise und Trank verschmähte sie fast ganz, und sich durch Hunger langsam aufzureiben, da sie kein anderes Mittel der Selbstvernichtung in ihre Gewalt zu bringen vermochte, war allmälig in ihr zum festen Entschlusse geworden. Aber die Natur sorgte selbst für die Vereitelung dieses schrecklichen Vorsatzes; — nach einigen Wochen genas sie eines holden, mit allem Liebreiz ausgestatteten Knäbleins, dessen Züge Malik's Bild in seiner ganzen Schönheit und Anmuth unverkennnbar wiederspiegelten, und mit dem ersten Blick auf dieses Schmerzenskind schwand auch die bejammernswerthe Idee des Selbstmordes aus ihrem Geiste. Neue Lebensfreudigkeit, neue Hoffnung auf ein doch noch mögliches Wiedersehen mit ihrem Gatten belebte ihr Herz, und die Mutterliebe, diese reinste und edelste Empfindung des Weibes, mit ihren unnennbaren Wonnen erfüllte sie ganz und gar.

Lassen wir jetzt einen Vorhang über das stille lauschige Gemach fallen, das Fâtima zum Kerker bestimmt war und in dem sie doch seit der Geburt ihres Söhnchens so süße, selige Stunden verlebte! Während sie oft in stiller Mitternacht, Thränen der lautersten Freude und der herbsten Wehmuth zugleich vergießend, an der Wiege ihres Knäbleins wachte, ihres kleinen Malik, wie sie ihn genannt, schaute Malik selbst, der Vater, der heißersehnte Gatte, vom Verdeck seines Fahrzeuges beim bleichen Lichte des Mondes, das Herz von Sehnsucht nach dem verlassenen Weibe erfüllt, unverwandt gen Osten, dorthin, wo Venus, die Lautenschlägerin, die den himmlischen Reigen der Gestirne anführt, so wonneverheißend im Aether schimmerte und strahlte, und spähte brennenden Blickes nach der gastlichen Küste aus, die endlich der langen Seereise ein Ziel setzen und ihn mit seinen Gefährten dem festen Lande wiedergeben sollte, auf dem er dann weiter nach Bagdâd mit beflügelter Hast zu eilen gedachte. Und endlich — endlich winkte sie ja, die seit Monden erstrebte Küste, und Aegyptens freundliches Gestade nahm die von den ungewohnten Anstrengungen der Meerfahrt erschöpften Pilger auf.

Fünfter Act.

Erst jetzt, als er das schwankende Schiff verlassen, und die neue räthselvolle Ferne vor seinen Blicken sich aufthat, durchlebte Malik in der Erinnerung so recht mit ungetrübtem Genuß die ganze, hinter ihm liegende Reise; — die tausend Gefahren und Schrecken, die ihn da draußen auf der wogen-

den, brausenden See in jeder Stunde umbräut, waren ja überwunden, und mit vollem Hochgefühl konnte er sich alle jene unzähligen Reize und Schönheiten in das Gedächtniß zurückrufen, die das gewaltige, jeden Augenblick in seiner äußeren Erscheinung wechselnde und doch stets so wunderherrliche, unvergleichliche Meer vor seine staunenden Augen enthüllt, mochte des Morgens Rosenschimmer, mochte des Abends Purpurgluth es verklären, mochte es wie ein glatter Spiegel regungslos im Mittagssonnenbrande daliegen oder vom Orkan gepeitscht in finsterer, gewitterschwangerer Nacht seine schäumenden Wellenkämme zum Himmel emporrecken und in wildem, brodelndem Chaos, wie von bösen Geistern gehetzt, durcheinanderwirbeln und stürmen. Ja, schön war das Meer, über alles schön, was Malik jemals erschaut, und selbst die Stunden der drohendsten Todesgefahr, wo das zerbrechliche Fahrzeug bald in die schaurige Tiefe hinab, bald hinauf zu den höchsten Spitzen der Wogenberge geschleudert wurde, und das grelle Licht der zuckende Blitze allein den dunklen Horizont erhellte, der brüllende Donner mit dem Heulen des Windes und dem Tosen der Wellen in schauerlichen Accorden sich mischte — auch sie waren schön, voll erhabener, ergreifender Poesie! O was hatte er alles erlebt und erschaut in den langen Wochen und Monden, da er auf dem gefährlichen Element der Fluthen dahingeschaukelt — welch eine ungeahnte neue Welt hatte sich ihm aufgethan, und wie weit waren alle jene Erwartungen noch übertroffen, die des Vaters begeisterte Schilderungen in seinem so leicht erregbaren Geiste geweckt! Und nun noch

die verlockende Reise zu Land durch die Wüsten und Oedeneien, durch Gebirge und Klüfte, über Abgründe hinweg, an schwindelnden Felsklippen vorüber, durch Bäche und Ströme, wo Tod und Schrecken drohten allüberall, wo es den ganzen Mannesmuth, die ganze Manneskraft aufzubieten galt, um den tausendfachen Gefahren zu trotzen, die in der unwirthbaren Natur nicht minder, wie in den wilden Thieren des Waldes und in räuberischen, mordlustigen Menschensöhnen den kecken Wanderer bedrohten. O das war Leben, volles übersprudelndes Leben, und erst jetzt empfand Malik so recht die Freude am Dasein, wo er jeden Genuß desselben durch Kampf sich erobern mußte. Freilich ein dunkler Schatten hatte schon auf der Seefahrt den hellen Sonnenglanz seines jubelnden Entzückens getrübt und trübte ihn fort und fort, — das war der Gedanke an sein heißgeliebtes Weib, und die immer wieder in ihm aufsteigende Befürchtung, ob er sie auch noch wohlbehalten wiederfinden, ob es ihm überhaupt gelingen würde, bis zu ihr, der so emsig bewachten Königstochter, sich Bahn zu brechen. Ja! hin und wieder, wenn er der Reden seines Vaters gedachte, wollte sogar der Zweifel wieder in ihm auftauchen, ob er denn doch nicht in jener Nacht nur lebhaft geträumt und jetzt einem bloßen Phantom, einem Truggebild seiner Phantasie zum Spott und Gelächter aller seiner Lieben daheim und der ganzen Einwohnerschaft von Cordova, die längst von seinen angeblichen Abenteuern erfahren, nachjage. Doch mit aller Kraft schüttelte er jetzt, da die Landreise beginnen sollte, diese beängstigenden Gedanken von sich ab, und von

einem zahlreichen bewaffneten Dienertrupp begleitet, der zugleich die von ihm mitgeführten Schätze und Kaufmannsgüter in seine Obhut nehmen mußte, trat er die Fahrt nach dem Orte seiner Sehnsucht an. Zunächst aber eilte er, seinem eigenen frommen Gefühl und den Weisungen seines Vaters gemäß, gen Mekka, und als er die Wallfahrt vollbracht, an allen heiligen Stätten die vorgeschriebenen Ceremonien erfüllt und heiße Gebete um glückliches Gelingen seiner Pläne und Herzenswünsche zu dem allerbarmenden Gott emporgesandt, lenkte er seine Schritte weiter gen Bagdâd.

Wie aus den verderblichen Stürmen des Meeres, den todbringenden Strudeln und Klippen, so schien das Glück auch hier Malik aus allen Fährlichkeiten unversehrt erretten zu wollen, denn schon war er mit seinen Gefährten Monden lang unterwegs, alle Hindernisse der unsicheren Pfade, alle Anfälle von Wegelagerern und wilden, räuberischen Beduinenstämmen hatte er mit Hülfe seiner Streitmacht überwunden, und seine Güter und Handelsgegenstände waren ihm unversehrt und unvermindert erhalten. Hoffnungsfreudig und in gehobener Stimmung legten sie eine Tagereise nach der anderen zurück, und endlich eines Abends, als die sinkende Sonne eben den letzten Abschiedsgruß herübersandte, sahen sie von einer Bergspitze aus in der Ferne das Ziel ihrer Reise, Bagdâd mit seinen Häuserreihen, seinen Kuppeln und Moskeen, seinen Palästen und Gärten, von rosigem Glanz umflossen vor sich liegen. Mit einem lauten Jubelschrei wurde es von der ganzen Karawane begrüßt, und zum letzten Male schlugen die ermüdeten Reisenden, deren

Erschöpfung für den Augenblick keinen Weiterzug gestattete, ihre Zelte auf, mit dem festen Vorsatz, nach einer kurzen Nacht der Rast und Ruhe, sobald der neue Morgen heraufdämmere, in die Ebene hinabzusteigen und ihren Einzug in die Stadt des Heils zu halten.

Aber anders stand es in Allah's Schicksalsbuch geschrieben — anders war es von der ewigen Vorherbestimmung beschlossen — keiner von allen außer Malik sollte den neuen Tag begrüßen, keiner außer ihm sollte jemals einen Fuß in Bagdâds Gassen setzen, denn kaum hatte sich die ganze Reisegesellschaft dem erquickenden Schlummer in die Arme geworfen, als eine Schaar berüchtigter Räuber, die schon längst der Hauptstadt Umgebung bis dicht unter die Ringmauern hin unsicher gemacht und dabei so stark und weitverzweigt war, daß sie bis jetzt allen gegen sie gerichteten Verfolgungen Trotz geboten, aus dem rings die Bergabhänge umgebenden Dickicht hervorbrach und die wehrlosen, nichts ahnenden Cordovenser, denen sie schon einen Tag lang heimlich nachgeschlichen, mit lautem Kampfgeheul überfiel. Und ehe Jene noch zu den Waffen greifen und sich zur Wehre setzen konnten, war schon einer nach dem anderen unter den Dolchen der Wegelagerer gefallen, und nur Malik allein, das nackte Schwert, von dem er sich niemals trennte, in der Hand, focht noch verzweifelt um sein Leben. Aber ein heftiger Hieb quer über sein Haupt streckte auch ihn wie leblos zu Boden, schnell bemächtigten sich die Räuber aller Waaren und Handelsgüter, aller Schätze und Kostbarkeiten der Karawane, und schnell wie der

Wind ſtoben ſie dann nach allen Seiten auseinander und verſchwanden ſpurlos, keines Rächers Arm außer dem des allſehenden göttlichen Herrſchers erreichbar, im nächtlichen Dunkel.

Schon graute der Morgen, als Malik aus ſeiner Betäubung erwachte und ſich langſam emporzurichten ſuchte. Sein Antlitz war mit Blut übergoſſen, das aus ſeiner Kopfwunde noch immer langſam herniederrieſelte, und er fühlte ſich durch den Verluſt deſſelben matt und ſchwach bis zum Tode. Dennoch athmete er erleichtert auf, als ein Taſten ſeiner Hand ihm die freudige Gewißheit gab, daß ſein Turban den ſchweren Streich des Räubers bedeutend geſchwächt und dieſer nicht tief hatte eindringen können, edlere Theile ſomit nicht verletzt waren. Aber ein furchtbarer, erſchütternder Schrei entwand ſich ſeinen Lippen, als ſeine noch halbverſchleierten Augen in der dämmrigen Helle des Morgens auf das nächtliche Lager fielen und die gräßliche Verwüſtung erſchauten, die dort von den Frevlern angerichtet war. Alle ſeine Diener und Gefährten lagen erſchlagen, ſtarr und leblos da, die Zelte waren auseinandergeriſſen und weithin zerſtreut, und von ſeiner Habe war auch nicht der kleinſte Reſt mehr übrig, — alles, alles war dem grimmen Feinde zum Raube gefallen. Stieren Auges blickte er auf die Trümmerſtätte hin, lange — lange, ohne der Wunde und des ausſtrömenden Blutes zu achten, bis endlich in heftigem Weinen ſeine ſchmerzgepreßte Bruſt ſich Luft machte, und er ſchluchzend bei ſich flüſterte:

„Was jetzt beginnen, da alle meine Mittel zum Erwerb

verloren? Wie ſoll ich jetzt vor ſie hintreten, die Heißgeliebte, wenn mir auch der Himmel jemals die Pforte ihres verborgenen Schloſſes öffnen ſollte? Und wie könnte das ſein? O Jammer und Elend, welcher Schlüſſel wird mir jetzt den Eingang erzwingen, da keine einzige Drachme mehr in meinen Händen iſt? Doch nein!" rief er plötzlich freudig aus, als er bei einer unwillkürlichen Bewegung der Hand ſeinen Nacken berührte und dort noch ein Geſchmeide unverſehrt vorfand, das ſeine ſorgliche Mutter ihm zum Erſatz für die verlorene Hyacinthenſchnur beim Abſchiede umgehängt — „noch iſt nicht Alles verloren — Allah hat Erbarmen mit mir gefühlt und die Augen der Räuber mit Blindheit geſchlagen, daß ſie dies mein letztes Beſitzthum nicht gewahrt!" Und jubelnd umklammerte er die koſtbaren Smaragde und Perlen an ſeinem Halſe, durch deren Verkauf er nicht nur ſein Leben friſten, ſondern auch neue Waaren und Güter erſtehen, die Nachforſchungen nach ſeinem Weibe betreiben und, wenn er ſie gefunden, auch dem ſtrengen Herrſcher alles Leid tauſendfach vergüten konnte, das er durch die ſeltſame Heirath mit ſeiner Tochter ihm auf ſo unfreiwillige Weiſe zugefügt. Neubelebt tappte er wankenden Schrittes vorwärts, um zunächſt nach einer Quelle zu ſuchen, mit deren Waſſer er ſeine Wunde kühlen und das Blut entfernen könne, und dann ſein Haupt zu verbinden. Aber das Maß ſeines Mißgeſchicks war noch nicht voll — noch härtere, viel härtere Prüfungen waren ihm von dem allwaltenden, unbeugſamen Schickſal auferlegt, und durchkoſten ſollte er den Kelch des Leidens bis auf die Hefe. Denn beim Umhertaſten

stolperte er über einen nicht schnell genug bemerkten Baumstamm mitten im Wege, stürzte vornüber, und ehe er sich noch zu erheben vermochte, jählings den schroffen Abhang durch Dornen und Gestrüpp hinunter bis in einen tiefen Wâdî*), durch den ein reißender Gebirgsbach seine silberhellen Fluthen wälzte. —

Mit halbzerrissenen Kleidern, geschundenem Gesicht, zerkratzten Händen und Füßen, dabei von heftigen Schmerzen am ganzen Leibe gequält und vollständig durchnäßt, wand er sich mühsam aus dem Wasser wieder herauf, wusch dann sein Antlitz, seine Kopfwunde und die verschiedenen während des Falles verletzten Körperstellen, verband erstere und suchte nun, ohne in seiner Verwirrung und Bestürzung weiter an die zurückgebliebenen Leichen seiner Diener zu denken, am Abhang entlang kletternd und sorgfältig seinen Fuß vor dem Straucheln behütend, ein freies Plätzchen, auf dem er wenigstens einen Theil seiner nassen Gewänder und sein feucht gewordenes Geschmeide trocknen könne. Endlich hatte er ein solches gefunden, seine Oberkleider abgelegt, die Smaragde und Perlen neben sich ausgebreitet, und vom feurigen Strahl der eben am Horizont aufsteigenden Sonne beleuchtet und erwärmt, streckte er sich neben diesen seinen letzten Habseligkeiten auf den Boden nieder. Aber die letzten Anstrengungen waren doch zu stark gewesen, als daß er, der von so vielem Blutverlust an und für sich schon bedeutend Geschwächte, sie ohne völlige Ermattung und Erschöpfung hätte ertragen

*) Flußthal.

können. Ohne daß er es wollte und noch ehe er es überhaupt ahnte oder wußte, war er eingenickt, und bald umfing ihn ein tiefer, feſter Schlaf.

Erſt ein lautes Geräuſch wie von dem heftigen Flügelſchlag eines Vogels erweckte ihn, und als er beſtürzt die Augen aufſchlug, wollte das Entſetzen faſt ſeine Glieder lähmen bei dem unerwarteten Anblick, der ihm zu Theil ward; denn gerade in dieſem Augenblick hatte ſich ein mächtiger Rabe auf das im Sonnenglanz funkelnde und blitzende Geſchmeide herabgeſenkt, es mit ſeinen Krallen gepackt und fort trug er es in die Lüfte pfeilgeſchwind, daß er ſchon in der nächſten Minute Malik's Blicken entſchwunden war, ehe dieſer auch nur ſo weit ſich hatte aufraffen können, um einen Verſuch zum Losreißen ſeines werthvollen Beſitzthums aus den Fängen des Raubvogels zu machen. Jetzt hatte ſein Elend den höchſten, äußerſten Grad erreicht — nichts war mehr ſein eigen, und kaum ſeiner Sinne mächtig wankte der Unglückſelige mit ſtarrem thränenloſen Blick, das noch immer feuchte Obergewand in der Hand, ohne Zweck und ohne Ziel weiter. Kopfwirr und betäubt, aber doch inſtinctmäßig ſeine Schritte nach der Richtung von Bagdad lenkend, erreichte er endlich die kühlen von zahlreichen Canälen des Tigris durchzogenen Luſtgänge, in deren erquickendem Schatten die Bewohner der Stadt am frühen Morgen wie am ſpäten Abend nach des Tages Laſt und Mühe ſich zu ergehen pflegten, und jetzt erſt, am Rand der murmelnden Fluthen ſich auf den Raſen niederſtreckend, ließ er die Thränen in reichen Strömen aus ſeinen Augen rinnen und

den marternden Gram seines Innern, die trüben, qualvollen Gedanken seines Hirns in hörbare Worte sich ergießen. „Mein Herz zerschmilzt vor Weh", flüsterte er vor sich hin, „die Seele will sich trennen von den Banden des Körpers, aus dem Erdenkäfig strebt sie empor zu jenen lichten Höhen, wo in den Gärten des ewigen Heils, an den rauschenden Wasserströmen der fromme Dulder aus Allah's und des Propheten Hand mit dem Siegeskranze belohnt wird und in der Huris süßen Armen reiche Vergeltung findet für die Leiden und Qualen der Staubeswelt. Dahin sind alle meine Diener und Genossen, dahin mein Hab und Gut, dahin mein letzter Schmuck, und ein Bettler sitze ich hier, hülflos und verlassen, in der Fremde. O Vater, Vater, Tag wird es jetzt vor meinen Blicken, wie recht hattest Du, mich einen Wahnwitzigen zu schelten — Traum war Alles, was ich gesehen und erlebt zu haben geglaubt, und für meine Thorheit straft mich jetzt der Himmel hart, aber gerecht. O laß noch einmal deine Milde walten, mein Herr und Gott, zeige mir ein Mittel, aus diesem Labyrinth des Elends herauszugelangen, heimzukehren nach Cordova, und dankbar will ich fortan nur dir dienen, nichts als dein heiliges Wort im Munde führen. Hilf mir, denn alle Macht und Kraft ruht ja bei dir!" —

Schon manche Spaziergänger waren an ihm vorübergeeilt, die mit neugierigem Blick die seltsame Erscheinung des vor sich hin jammernden Fremdlings musterten, aber keiner hatte ein Wort des Trostes oder Mitleids für ihn. Kalt und gleichgültig schritten sie fürbaß, bis endlich ein gut-

müthig aussehender, wohlbeleibter Alter, der mit einer gewissen, zur Schau getragenen gravitätischen Würde einherstolzirte, halb von Neugierde, halb von Erbarmen für den verwundeten, todtbleichen Wanderer getrieben, an ihn herantrat und ihn mit freundlichen Worten nach dem traurigen Schicksal befragte, das ihn in eine solche Lage gebracht. Die liebevollen Worte des unbekannten Mannes richteten den Gebeugten wieder auf, und offen erzählte nun Malik seine ganze Fahrt, den Ueberfall der Räuber und die herben Verluste, die ihn betroffen, wobei die Erinnerung an sein unwiderbringlich verlorenes Hab und Gut ihm auf's Neue Thränen und Seufzer entlockte. Alles Uebrige aber, was ihn nach Bagdâd geführt, die Sehnsucht nach seinem vermeintlichen Weibe, das glühende Verlangen, Fâtima wiederzufinden und an's Herz zu pressen, verschwieg er wohlweislich, um nicht lächerlich in den Augen des Fremden zu erscheinen, zumal er ja selbst seit wenig Augenblicken den Glauben daran verloren oder doch wenigstens gewaltsam aus seinem Herzen zu reißen sich bemüht. Gerührt blickte der Alte auf ihn hin, und als nun Malik, aus seiner liebvollen Miene neuen Muth schöpfend, auf ihn zueilte, seine Hand erfaßte und ausrief:

„O Herr! vielleicht bist Du so trefflich und gütig gesinnt, mich für den Augenblick gastfreundlich aufzunehmen in Deinem Hause um Gotteswillen, damit ich genese und die Frische und Stärke meines Körpers zurückkehrt", da erwiederte dieser nach einer kurzen Pause: „Ja, sei mir willkommen, mein Sohn — weile unter meinem Dache, bis

Dein Vater Kunde erhalten von Deinen Unfällen und neue Mittel zum Erwerb von des Westens fernen Gestaden hieher nach Bagdâd Dir zugesandt — so lange weile getrost als lieber Gast bei mir, ich will Dich hegen und pflegen, als seiest Du mein eigen Fleisch und Blut!"

„Nein, nicht so!" rief Malik betroffen aus, „niemals würde ich vor Scham es über mich bringen, ihm einzugestehen, wie kläglich diese Reise geendet, die ich mit so viel phantastischen Hoffnungen begonnen — diese Reise, zu der ich selbst — ich selbst ihn wider seine bessere Einsicht gedrängt — nein! laß mich dienen bei dir, was für ein Geschäft du auch betreiben magst, und durch meiner Hände Arbeit selber mir die Mittel zur Heimkehr bei dir erwerben!" „Brav, mein Sohn!" rief der Alte, „wie ein echter Mann gesprochen, Dein entschlossener, opferfreudiger Muth erhöht nur die Neigung, die ich beim ersten Blick in Dein offenes, jeder Verstellung unfähiges Antlitz für Dich gefaßt — sei's denn so! ich bin Mundbäcker des Sultâns von Bagdâd, und reiche Thätigkeit wartet Deiner in meinem Hause, willst Du Dich von mir unterweisen lassen und mein Gehilfe sein — und hältst Du Dich brav und gut, nun, so verspreche ich Dir reichen Lohn und baldige Rückkehr zu den Deinen!" Mit kräftigem Handschlag wurde der Vertrag besiegelt, und bald befand sich Malik in der Wohnung des Bäckers, wo zunächst seine Wunde gepflegt, und als diese vollständig geheilt war, er selbst von seinem Lehrmeister in die Geheimnisse der edlen Bäckerkunst eingeweiht wurde. Zugleich ließ dieser auf seine Bitten für Bestattung der zurückgelassenen

Leichen und für Nachforschungen nach den Räubern durch die Sicherheitswächter Bagdâds sorgen, die aber vorläufig leider gänzlich erfolglos blieben.

Unverdrossen ging unser Jüngling indessen an die Arbeit, und bald war er ein brauchbarer und tüchtiger Geselle, der von Tag zu Tag sich mehr in der Achtung und Liebe seines Brodherrn befestigte. Aber nicht blos der fieberhafte Drang, durch unermüdlich rastloses Schaffen sich einen neuen Erwerb zu sichern und für den furchtbaren Verlust wenigstens ein kleines Sümmchen Ersatz allmälig sein eigen zu nennen, das ihm die Rückreise in die Heimath ermögliche, trieb ihn mit aller Gewalt zur Arbeit an, auch die Fluth widerstreitender Gedanken und Wünsche, widersprechender Erwartungen und Zweifel, die seit seiner körperlichen Wiederherstellung aufs Neue seinen Geist in Aufregung brachten und die er um jeden Preis niederzudrücken suchte, hatte ihr wohlgemessenes Theil daran. Hatte er auch an jenem Morgen, da der Meister ihn gefunden, für immer, wie er geglaubt, abgeschlossen mit der Hoffnung auf ein Wiederfinden Fâtima's, abgeschlossen mit der Idee überhaupt, daß er jemals früher in Bagdâd gewesen und in Wirklichkeit die Königstochter als sein Weib umfangen, — so war das Alles ja nur im Augenblick der rathlosesten Verzweiflung geschehen — die Erinnerung an seine Liebesnacht tauchte nach und nach doch wieder in verführerischen Bildern vor seinem Geiste auf, so sehr er sie auch zu bannen suchte, — der Hang zum Grübeln stellte sich aufs Neue bei ihm ein, und nicht lange dauerte es, so war er wieder auf dem alten

Standpunkt, den er in Cordova eingenommen — er vermochte an keinen Traum zu glauben, er mußte spähen und forschen, ob denn doch nicht die holde, süße Maid ein Wesen von Fleisch und Blut sei und hier in Bagdâd lebe und athme.

Aber so viel er auch in versteckten Anspielungen das Gespräch auf den Sultân und seine Familienverhältnisse zu ringen suchte, von seinem Meister erfuhr er nichts, das ihm irgendwie Aufklärung verschaffte; einer lebenden Tochter des Herrschers erwähnte weder er noch ein Anderer jemals auch nur mit der leisesten Andeutung, und Alles, was er herauszubringen vermochte, war, daß ein unglücklicher Stern über dem Königshause gewaltet — daß das einzige Kind, freilich ein Mädchen, kurz nach der Geburt verschieden, und wenige Monate darauf die Mutter eines Fehltrittes wegen von dem Sultân selbst im Jähzorn ermordet worden sei. Selbst im Palast des Sultâns, wohin er oft von seinem Meister geschickt wurde, von den vertrautesten Dienern desselben vernahm er nichts weiter — Niemand wußte von einem verborgenen Schloß, von einer heimlich versteckt gehaltenen Maid, und vergeblich irrte er selbst in seinen freien Stunden in Bagdâds Umgebung herum; wohl gewahrte er weite Gärten und Haine mit hohen Mauern umgeben, aber alle sahen von außen gleichmäßig aus, nirgends war ein besonderes Merkmal, das ihn auf eine Spur hätte leiten können, und nirgends vermochte er in denselben ein Schloß zu erspähen; und als er endlich eines Tages das Antlitz des Sultâns ganz in der Nähe zu erblicken Gelegenheit hatte

und in deſſen finſteren Mienen auch nicht die leiſeſte Aehnlichkeit mit den holden Zügen Fâtima's entdeckte, wie ſie ihm in ſeiner Phantaſie ſo getreu und lebendig vorſchwebten, da verzichtete er fortan auf weiteres Forſchen. „Es war ein Traum!“ rief er feſt und entſchloſſen aus, „und keine Minute ſoll länger dieſem kindiſchen Wahngebilde geopfert werden! Noch kurze Zeit der eifrigen Arbeit geweiht, und die Summe Geldes iſt errungen, die mich den Meinen, die mich dem Vaterlande wiedergeben ſoll!“

So war denn weit über ein Jahr verfloſſen, ſeit Malik zum erſten Male Bagdâd betreten, und näher und näher war der Zeitpunkt herangerückt, da er auf Nimmerwiederſehen der Stadt des Heils den Rücken zu kehren entſchloſſen war. Mit überreichem Lohne hatte ſein gütiger Meiſter ihn bedacht, und gemächlich konnte er mit dieſem Egypten und den Hafenort erreichen, wo ſein Fahrzeug ankerte; nur ein Unwohlſein des Hofbäckers hielt ihn noch zurück, und bis zu deſſen Wiederherſtellung gedachte er zu verweilen. Näher und näher war aber auch der Schreckenstag gekommen, an dem nach des Vaters und der Weiſen ſtrengem unerbittlichen Beſchluß Fâtima zum letzten Male das Licht der Sonne erblicken ſollte. Gleichförmig ohne Wechſel und Veränderung, wie ein ewiges Einerlei, waren ihr die Wochen und Monde hingeſchwunden — kein Hoffnungsſtrahl erhellte ſeit lange mehr das finſtere Dunkel ihres Trübſinns, ihrer Verzweiflung — unabwendbar ſah ſie den Tod, den bitteren Tod, dem ſie ſo unſchuldig zum Opfer fallen ſollte, vor Augen, und nur die von Tag zu Tag ſich ſteigernde Schönheit und

Lieblichkeit ihres Kindes, sein stetiges Wachsthum und seine überaus schnelle körperliche und geistige Entwicklung nahmen noch ihr Interesse und ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Mit aller Selbstaufopferung und Hingebung lebte sie allein seiner Pflege und Erziehung, und wenn je ein Lächeln ihre bleichen Züge verklärte, so war es das des Mutterstolzes und der Mutterfreude. Sich selbst gönnte sie fast nichts von dem, was die mitleidige Hand ihres Kerkermeisters ihr heimlich zuschob — Alles, Alles wandte sie dem süßen Knäblein zu, und wie einst ihr Gatte in jener Nacht die Hyacinthenschnur von seinem Halse gelöst und ihr als Heirathsgut umgehängt, so hatte auch sie sich längst des kostbaren Schmuckes beraubt und ihn um ihres Lieblings blendend weißen Nacken geschlungen — war er doch das einzige Andenken, das einzige Erbstück, das den Knaben dereinst an seinen Vater erinnern konnte. Ach — wo mochte er weilen, der Treulose, Undankbare, der sie so schnöde verlassen, nachdem sie ihm ihr Theuerstes geopfert — oder hatte ihn etwa gar der Todesengel von hinnen gerissen? Hatten Elend und Mißgeschick ihn gehindert, trotz seines guten Willens, seiner Sehnsucht, zu ihr zurückzukehren? Ihn zu erwarten hatte sie längst aufgehört — sie erwartete nur noch den funkelnden Stahl, der ihrem Leben ein jähes Ende zu machen bestimmt war, denn ohne ihn — welchen Werth hatte das Dasein für sie? Keine Bitte um Schonung sollte mehr über ihre Lippen kommen — so hatte sie es fest bei sich beschlossen — sterben wollte sie, sterben, um für immer der unerträglichen Last des Athmens überhoben zu sein. Und noch mehr wurde dieser Gedanke

in ihr befeſtigt, als kurz vor dem Tage ihrer Opferung ihr auch der Knabe entzogen und von ſeinem Großvater, dem Sultân, der ſeltſamer Weiſe zu ihm, obgleich er der ſprechendſte Zeuge von der Schande ſeiner Tochter war, eine überaus zärtliche Neigung und Liebe gefaßt, zur Stadt geführt und in den Palaſt mitgenommen wurde, um dort fortan — den Hofleuten gegenüber angeblich als Kind ferner Verwandten des Herrſchers — auferzogen und zum tüchtigen Manne herangebildet zu werden. Jetzt feſſelte Fâtima nichts mehr an dieſe nichtige, vergängliche Staubeswelt, und völlig abgeſtorben und empfindungslos, nichts mehr hoffend und nichts mehr fürchtend, erwartete ſie den Todesſtreich.

Der Morgen des verhängnißvollen Tages war angebrochen — des Tages, der zugleich auch Malik's letzter in der Stadt des Heils ſein ſollte. Nur noch einmal wollte er im Auftrage ſeines faſt gänzlich wieder geneſenen Meiſters in den Palaſt des Sultâns gehen, dort mit den übrigen Geſellen ein Gebäck für die königliche Tafel herrichten und dann für immer Bagdâds Staub von ſeinen Füßen ſchütteln. Eben hatte er die Küche betreten, die am Ende eines langen, zu den Prunkgemächern des Sultâns führenden Corridors lag, als ein bildſchöner, munterer Knabe mit langem braunen Lockenhaar, der wohl eben das zweite Lebensjahr erreicht haben mochte, ein Spielzeug in der Hand durch die halbgeöffnete Thür hereinſprang und Malik gewahrend, theils vor Schreck, theils auch aus Neugierde, ſeinen raſchen Lauf hemmte und ihn mit offenen Augen anſtarrte. Auch Malik ſchaute ihn an, und faſt wäre er beim erſten Blick in dies

holde Kindesantlitz vor Staunen und Entsetzen zu Boden gesunken, denn wie in einem Spiegel erkannte er in diesem Zug für Zug sein eigenes Gesicht, aber noch ganz von kindlicher Unschuld und Sorglosigkeit umflossen, und nur die süßen, lieben Augen waren die eines anderen Wesens, eines Wesens, dessen Bild noch immer, wenn auch unbewußt, in seiner Phantasie lebte und nun mit frischen, leuchtenden Farben wieder hell und glänzend in ihm aufstrahlte. Aber seine Betroffenheit, sein maßloses Erstaunen sollte noch einen höheren Grad erreichen, als er in diesem Augenblick die Hyacinthe an des Kindes Nacken erblickte, die ihm so bekannt, so zweifellos bekannt erschienen. Mit einem Aufschrei stürzte er auf den Knaben zu, erfaßte mit zitternder Hand die Schnur und — „allgütiger Gott, kann es denn sein?“ rief er laut aus, so laut, daß das Kind erschrocken zurückwich und zu jammern und zu weinen begann — „diese Hyacinthe und diese Züge — Licht, Licht — wie Schuppen fällt es von meinen Augen — ja, Du bist mein, bist Fâtima's Sohn!! Fâtima, Fâtima!“ schrie er dann mit allem Aufgebot seiner Stimme, und dabei preßte er den Knaben fest und fester an das Herz, daß dieser aus Furcht vor dem fremden Mann ängstliche Hilferufe ausstieß — „Fâtima, weilst Du noch unter den Lebenden?“ „Hilfe, Hilfe!“ tönte es lauter und dringlicher von des Kindes Lippen, und schon eilten mehrere Diener herein und packten mit den Worten: „Dieb, willst Du das Geschmeide stehlen?“ den Armen hart an; er aber wehrte sich mit aller Kraft gegen seine Bedränger: „ich bin kein Dieb!“ keuchte er, und

abermals drückte er den Knaben an ſich, küßte ihn auf Mund, Wangen und Augen und rief dann mit weithin hörbarer Stimme: „er iſt mein, iſt Fâtima's Kind! wo finde ich Dich, Fâtima — Fâtima?!“ „Wer ruft hier Fâtima? wer kennt dieſen Namen, wer wagt ihn zu nennen?“ erſcholl es jetzt vom Corridor her, und im nächſten Augenblick eilte, von den Weiſen und Ulemâs umgeben, die gleich ihm ſelbſt ſchwarz gekleidet von Kopf zu Fuß waren, der Sultân von Bagdâd herein. „Der Sultân!“ murmelten die Diener im Kreiſe; Malik aber, ihn gewahrend, ſtürzte zu ſeinen Füßen, küßte ſein Gewand und ſprach mit flehendem Ton: „verdamme mich, mächtiger, allgebietender Herrſcher, entlade Deinen ganzen Zorn und Grimm auf mein ſchuldiges Haupt — aber das Eine künde mir, auf meinen Knien beſchwöre ich Dich, lebt Fâtima noch, Deine Tochter — mein heißgeliebtes Weib?“ „Des Sultâns Tochter? ſein Weib?“ flüſterte es rings, und Alles ſchaute mit ungläubiger Miene und ängſtlicher Spannung zugleich auf den Sultân; — Fâtima — Dein Weib?“ ſchrie dieſer mit zitternder Stimme, faßte krampfhaft Malik's Schulter und ſah bald ihm, bald dem Knaben ſtarr ins Antlitz. — „Ja, beim allmächtigen Gott, mein Weib“, wiederholte, betheuernd die Rechte auf ſein Herz legend, der Jüngling, „Malik's Weib, des Cordovenſers!“

Epilog.

Eine lange, bange, nur durch Flüſtern unterbrochene Pauſe folgte dieſen verſchiedenen Rufen und Gegenrufen, die blitzſchnell auf einander folgend ſich beinahe gekreuzt hatten. Der Sultân bohrte mit durchdringender Schärfe ſein Auge in Malik's Züge, und daß die ſtolze, männlich ſchöne Erſcheinung deſſelben nicht ohne Eindruck auf ihn blieb, bewies der Ausdruck ſeines Antlitzes, auf dem die Röthe des Zornes mehr und mehr wich, und mildere, ſanftere Gefühle ſich ſpiegelten. Die Weiſen ſahen ſich gegenſeitig bedeutungsvoll an, und mehrere Male tönte es leiſe, in verwunderungsvoll fragendem Tone aus ihrem Munde: „Malik, Malik aus Cordova, dem fernen Weſten?“ und dann ſteckten ſie die Köpfe zuſammen und ſchienen eine ernſte und wichtige Berathung miteinander zu beginnen; die Diener aber murmelten vor ſich hin: „Er iſt von Sinnen — er will nur ſein Verbrechen beſchönigen — geißelt ihn — haut ihm die Hand ab für den beabſichtigten Diebſtahl — hinaus mit ihm.“ — „Diebſtahl?“ rief da Malik, der die letzten Worte gehört, ſprang auf und richtete ſich hoch und ſtolz empor, „wer ſpricht von Diebſtahl? dieſes Geſchmeide war mein, und aus meiner Hand hat einſt mein Weib, hat Fâtima es empfangen — befragt ſie ſelber!“ „Dein war dies Geſchmeide, Mann? ſprichſt Du Wahrheit?“ entwand es ſich den bebenden Lippen des Sultâns, und demüthig ſich vor ihm neigend erwiederte der Jüngling: „Ja, mein Herr und Sultân, ſchwer hat das Schickſal mich betroffen und in

das Gewand der Dürftigkeit, des niederſten Sklavendienſtes mich gekleidet. Aber nicht ſo war es daheim in meiner Familie und meinem Vaterlande, und nicht immer war ich der Verachtung und dem Elend preisgegeben. O, nur ein Wort ſprich zu mir, daß ſie lebt, Fâtima, die Heißerſehnte, und Alles will ich Dir berichten, kennen lernen ſollſt Du mein wunderſames Schickſal, prüfen und richten!" — „Sie lebt, ſie lebt — geprieſen ſei Allah!" flüſterte mit dankbarem Blick zum Himmel der Herrſcher von Bagdâd, und als ob eine ſchwere Laſt ihm von der Bruſt gewälzt ſei, athmete er tief auf und ließ dann wieder ſein Auge an dem Jüngling haften, deſſen offenes, freies und doch ſo beſcheidenes Weſen ſein ganzes Herz gefangen nahm. „Sie lebt," jubelte Malik, „o, jetzt komme was da kommen mag! höre mich gnädig an, mein Fürſt und Vater!" „Ich will's, rief der Sultân, „folge mir!" und den verdutzt daſtehenden Dienern durch einen Wink ſeiner Augen Schweigen gebietend, eilte er, den Knaben an der Hand, von den immer noch lebhaft ihre Meinung austauſchenden Weiſen und dem wie in einem Traume befangenen Malik gefolgt, den Corridor entlang in ſein mit allem Reichthum ausgeſtattetes Prunkgemach.

Als der Herrſcher, vor Erregung zitternd, den Thronſeſſel beſtiegen und die Weiſen und Ulemâs um ihn herum auf den Polſtern ſich gelagert, begann Malik, aufrecht daſtehend, in einfacher, ungekünſtelter Weiſe ſein Leben zu ſchildern von Anbeginn, ſo weit ſeine Erinnerung zurückreichte, bis zu dem gegenwärtigen Augenblick. Nichts verſchwieg er, und als er zu jener Liebesnacht mit Fâtima kam, war er

edelmüthig genug, alle Schuld auf sich allein und seine ungestüme, so plötzlich entflammte Leidenschaft zu wälzen, sich allein verantwortlich zu machen für alles, was geschehen. Eben so fest betheuerte er aber auch, und fast mit den nämlichen Worten wie einst Fâtima, dem Herrscher den gesetzlichen Vollzug seiner Heirath und die Unantastbarkeit seiner Ehe. In ergreifender Weise malte er dann die verzehrende Sehnsuchtsgluth aus, die ihn in Cordova nach seinem Weibe erfaßt und die endlich selbst des Vaters Herz zur Nachsicht und Willfährigkeit gestimmt, malte er die Unfälle der Reise und das Elend, in das des Himmels Zorn ihn gestürzt, bis endlich — endlich durch das finstere Wolkendunkel hindurch ein neuer, glückverheißender Stern gebrochen und seines Kindes Anblick ihm zweifellos bewiesen, daß jene nächtliche Entführung nach Bagdâd durch die Dämonen kein bloßer Traum gewesen.

Lange noch, nachdem der Jüngling seine Erzählung beendet, saß der Sultân stumm und schweigend da, das Auge zu Boden geschlagen, als wolle er erst seine wirr durcheinanderstürmenden Gedanken sammeln und ordnen und einen Entschluß fassen — lange schaute er dann mit prüfendem Blick in Malik's Antlitz, und nur leise, ganz leise flüsterte sein Mund endlich: „Wie soll ich Dir danken, mein Gott und Herr, daß Du mich vor dem Morde meines unschuldigen Kindes bewahrt!" Ein Zittern durchfuhr seinen Körper bei diesen fast unwillkürlich hervorgestoßenen Worten, die mit einem Schlage ihm seine grausame, unerbittliche Strenge ins Gedächtniß zurückriefen, mit welcher er, taub gegen alles

Flehen ſeine einzige Tochter dem Opfertode geweiht; und noch andere, nicht minder ſchreckliche Bilder aus der Vergangenheit tauchten vor ſeinem Geiſte auf. Peinigende Reue erfaßte ihn ob ſeines finſteren Unmuths, ſeines Ungeſtüms und Jähzorns, der ihn ſchon zu ſo manchen raſchen und unüberlegten Thaten hingeriſſen, die harte Rinde ſeines Herzens fühlte er ſchmelzen, und in heftiges Weinen ausbrechend ſchluchzte er: „Bei Allah! ſühnen will ich hundertfach was ich in thörichter Verblendung gethan, ſühnen an dieſem Jüngling und meiner Tochter!“ Schnell entſchloſſen ſprang er dann von ſeinem Thronſitze auf, eilte auf Malik zu und ihn zwiſchen ſeinen beiden Augen küſſend rief er aus: „Sei mir willkommen und gegrüßt, mein Sohn — geſegnet ſei Dein Eingang! Keines Zeugniſſes, keines Beweiſes bedarf es länger — Deinen Worten, Deinen treuen Augen muß ich glauben.“ „Und Malik — Malik aus Cordova iſt ſein Name?“ fielen da die Weiſen und Ulemâs ein, die mit ihrer Berathung endlich zum Abſchluß gekommen waren, „ſo iſt auch das erfüllt, Herrſcher, was einſt die Sterne bei Fâtima's Geburt verkündet, erfüllt der Schickſalsſpruch, wenn auch in anderer Weiſe, als wir ihn ausgelegt. Heißt Malik nicht Herrſcher? — liegt Cordova nicht im äußerſten Weſten? und hat nicht das Horoscop uns belehrt, daß ein Herrſcher vom äußerſten Weſten kommen, Fâtima freien, und durch dieſe Ehe unſägliche Trübſal, unermeßliches Elend Dich, Sultân, und Dein ganzes Haus betreffen würde?“ „Allmächtiger Gott!“ ſchrie der Herrſcher, „wie wunderbar ſind Deine Wege! Furcht vor einem mächtigen

König, der meiner Tochter Herz bethören und mit ihr vereint gewaltsam nach meiner Krone streben könne, ließ mich sie bergen vor aller Welt — und in das wohlverwahrte Schloß muß ein Dämonenschwarm diesen Fremdling führen — doch nein, kein Fremdling mehr — mein Sohn und Erbe, so Allah will! denn wem könnte ich ruhiger mein Reich und meine Unterthanen dereinst anvertrauen, als Dir, dem in aller Weisheit, im göttlichen wie menschlichen Gesetz Erfahrenen — Dir, dem durch unzählige Leiden Geprüften, der trotz aller Schicksalsschläge sich die Demuth und schlichte Einfalt seines Herzens, den starken Glaubensmuth uud die fromme Ergebung in des Himmels unabänderlichen Rathschluß bewahrt hat? Und jetzt zu Fâtima, nicht länger soll sie der Verzweiflung hingegeben sein, und an des wiedergefundenen Gatten Hand möge sie ein neues, fröhliches Dasein beginnen!" Auf einen Wink des Sultâns wurden Ehrenkleider von feinsten indischen Stoffen hereingebracht, und bald umhüllten sie statt der früheren ärmlichen Gewänder Malik's schöne Glieder; dann den Knaben mit sich ziehend, eilte der Gebieter von Bagdâd in vollem festlichen Schmuck — denn länger galt es ja keine Verheimlichung — mit dem Jüngling und den Weisen auf dem kürzesten Wege zu dem verborgenen Schloß. —

Während der oben beschriebenen Vorfälle saß, in Festgewänder gehüllt und zum Opfer geschmückt, Fâtima, die Braut des Todes, die dem rächenden Schwert unrettbar Verfallene, in ihrem einsamen Gemach und starrte thränenleeren Blicks hinaus in die Laubgänge des Parks, durch die jeden Augenblick der

Vater mit den Henkersknechten herannahen mußte. Aber Stunde auf Stunde verrann — nichts ließ sich blicken, und schon wollte ein leiser, leiser Hoffnungsschimmer in ihr aufdämmern, daß vielleicht doch noch im letzten Augenblicke des Vaters Herz sich zur Milde bequemt und Erbarmen mit ihrem jungen Leben gefühlt, als Schritte und flüsternde Stimmen auf dem Gange hörbar wurden. „Sie finds — durch das hintere Pförtchen haben sie sich hineingeschlichen," murmelte sie trostlos und verzweifelt vor sich hin — „so sei denn Du mir gnädig, allgütiger Gott!" Und schaudernd vor dem schrecklichen Ende, das ihrer in wenigen Minuten wartete, barg sie unter heftigem Schluchzen ihr Gesicht in die Polster, dann aber, als die Thüre von Außen geöffnet wurde, sprang sie empor, trocknete schnell die verrätherischen Thränen und stand hochaufgerichtet in stolzer, ungebeugter Haltung da. „Sie sollen mich nicht schwach und zaghaft finden — unerschrockenen Blickes will ich dem Verhängniß ins Auge sehen!" — Aber was war das? Welche Rührung zitterte auf dem tiefgefurchten Antlitz ihres Vaters, in den Mienen der ergrauten Männer, die sich ihm nachdrängten? und im nächsten Augenblicke — war es ein Traum, war es Wirklichkeit? — fühlte sie sich umschlungen von des Sultâns Armen, unter erschütterndem Weinen fest und fester an seine Brust gepreßt und auf Stirn und Wangen mit heißen Küssen bedeckt. „Vater," stammelte sie, „Vater, was soll mir das?" — er aber, keines Wortes mächtig, wies nur mit der ausgestreckten Hand rückwärts auf die Schaar seiner Genossen, zwischen denen jetzt eine hohe, schlanke Männergestalt sichtbar

wurde. Nur mit einem flüchtigen Blicke streifte sie dieselbe, aber schon dieser war genügend, ihren Körper erbeben und alles Blut in ihr schneller kreisen zu machen. — „Fâtima!“ tönte es ihr aus wohlbekanntem Munde seelenvoll und innig entgegen, „Malik!“ wollte sie erwiedern, aber die Stimme versagte ihr vor gewaltiger, innerer Erregung, alles tanzte und drehte sich vor ihren Blicken, sie gewahrte kaum noch, wie der Heißgeliebte, so lange vergeblich Ersehnte auf sie zueilte, wie ihr Knabe, ein jubelndes „Mutter!“ ausstoßend, sie umhalste, dann sank sie ohnmächtig in die Arme ihres Gatten, der sie im Freudenrausch seines Entzückens fest umschlang und auf das Polster niederlegte, wo sie alsbald, von seinen Küssen wiedererweckt, zu erneutem schöneren Leben die Augen aufschlug. Noch ein inniges: „Vergieb mir, Fâtima, vergieb mir Alles, was ich an Dir gefrevelt, und auch Du, mein Sohn, urtheile mild und freundlich über meine Härte!“ flüsterte der Sultân den Liebenden zu, dann eilte er mit seinen Gefährten hinaus in den Park und ließ das glücklich wiedervereinte Paar allein.

Unterbrechen auch wir für die nächsten Stunden das süße Zwiegespräch nicht, das sich, nachdem die ersten stürmischen Liebkosungen vorüber waren, zwischen den beiden Gatten entspann, lassen wir sie ungestört ihre wehmüthigen Klagen über die lange, bittere Trennung und ihren Wonnejubel über das endliche Wiederfinden austauschen, und treten wir erst mit dem Sultân wieder in Fâtima's Gemach ein. Alle Sehnsuchtspein und alle Kummersqualen, die Malik erlitten, hatte er ihr geschildert, und offen lag jetzt vor ihrem

Blick das ganze Mißgeſchick, das ihn bis zu dieſem Morgen verfolgt — aber auch ihr grenzenloſes Elend und die drohende Todesgefahr, die nur ſein Dazwiſchentreten im letzten Augenblicke von ihr abgewandt, war ihm kein Geheimniß mehr. Mit ruhig ernſten Mienen, aber Vergebung und Verſöhnung im Herzen und auf den Lippen, empfingen ſie den Vater, der nun auch ſeinerſeits das noch unerſchloſſene Räthſel der jahrelangen Abſonderung Fâtima's von der Welt und ſeines harten grauſamen Sinnes ihnen enthüllte. Wie Malik's Vater, ſo hatte auch ihm das Schickſal früher fort und fort den Sohn und Erben verſagt, und wie jener war auch er von immer wachſender Abneigung gegen ſeine Gattin erfüllt worden. Endlich nach jahrelanger Ehe, als ſchon die Entfremdung zwiſchen den beiden Gatten ihren höchſten Grad erreicht, der Sultân aber trotzdem, von einem angeborenen Gerechtigkeitsgefühl geleitet, ſein Weib nicht verſtoßen und eine andere der Haremsfrauen zur Favoritſultanin erheben mochte, hatte die Fürſtin ſich Mutter gefühlt, und neue Hoffnung war in ſein Herz gezogen. Aber kein Knabe — ein Mädchen war ihm vom Himmel beſchieden, und dieſe harte Enttäuſchung hatte den letzten Reſt von Liebe in ihm erſtickt, ihn zugleich aber auch mit grenzenloſer Wuth gegen das arme, ſchuldloſe Kind, eben dieſe Fâtima, die jetzt in neu erblühender Schönheit neben ihm ſaß, als den fortwährenden Zeugen ſeines Unglücks und ſeiner vergeblichen Hoffnungen und Wünſche erfüllt, zumal ſeine kundigen Weiſen in den Sternen geleſen und demſelben bei der Geburt das oben erwähnte, ſo unheilvolle Progno-

stikon gestellt. Nur mit unsäglicher Mühe hatten sie ihn davon zurückhalten können, das wehrlose Kind mit raschem Schwertstreich zu vernichten, und ihren inständigen Bitten allein war es gelungen, seinen Ingrimm zu besänftigen. Auf ihren Rath hatte er auch das abgelegene, durch die dichten Laubkronen des Parks jedem Blick von außen entzogene Schloß, das von einem seiner Vorfahren erbaut, aber längst nicht mehr bewohnt der jetzt lebenden Generation gänzlich unbekannt war, zu ihrem Aufenthalte bestimmt, damit sie dort unter dem Schutze ihrer Amme und einiger zuverlässiger Dienerinnen auferzogen und der Welt, der gegenüber sie für gestorben galt, vor Allem aber dem Anblick jedes fremden Mannes für immer entzogen werde, die unselige Prophezeiung sich also niemals erfüllen könne. Fâtima's Mutter aber, von ihres Gemahls Haß gegen sie und ihr Kind auf's Aeußerste gereizt, hatte sich in ihrer Leidenschaftlichkeit nur zu leicht einem Verführer in die Arme geworfen, der sie an dem Sultân zu rächen versprochen, und als der strenge Herrscher Bagdâd's sie eines Tages mit diesem überraschte, tödtete er in seinem ausbrechenden Jähzorn seinen Nebenbuhler und sie selbst mit eigener Hand. Finster und kalt, jeder milderen Regung unzugänglich, führte er fortan das Regiment des Staates mit eiserner Gewalt, und nur der wachsende Liebreiz seiner Tochter vermochte ihn mit der Zeit etwas sanfter zu stimmen und mit der Existenz des Kindes auszusöhnen, dem er nach und nach mit liebevoller Freundlichkeit begegnete, so sehr es auch in jedem Zuge das Bild seines gemordeten Weibes ihm ins Gedächtniß

zurückrief. Jetzt endlich war der wirre Knoten zu allseitiger Befriedigung gelöst, in wenig Tagen hatte auch Bagdâd und das ganze Reich das so lange verborgen gehaltene Geheimniß, so wie die wunderbaren Erlebnisse und Leiden Fâtima's und Malik's erfahren, und die überströmende Freude des Sultâns that sich in Gnadenbezeugungen aller Art kund. Ein großes Gastmahl ward im Palast des Herrschers abgehalten, zu dem Hoch und Niedrig — auch der für seinen an Malik bewiesenen Edelmuth reich belohnte Hofbäcker — geladen war; alle die in Banden und Kerkern gelegen, die alte Amme und ihre Genossinnen miteingerechnet, wurden befreit, Wittwen und Waisen mit Wohlthaten überhäuft und dem ganzen Lande alle Abgaben und Steuern auf ein volles Jahr erlassen. Feierlich ward Malik zum Großvezir und Thronfolger des Reiches ernannt, und gleich als ob das Glück jetzt mit eben so freigebiger Hand sein Füllhorn habe auf ihn ergießen wollen, wie bisher das Unglück seinen Grimm an ihm ausgelassen, wurden nicht nur die gefürchteten Räuber endlich überwältigt und die meisten von Malik's Gütern noch unversehrt bei ihnen gefunden, sondern man entdeckte auch in Fâtima's Schloßpark durch Zufall am Fuß eines Baumes das Geschmeide, das der in seinen Wipfeln nistende Rabe an jenem Unglücksmorgen gepackt und mit sich fortgeführt.

Mit Erlaubniß des Sultâns brachen dann nach kurzer Frist Malik und Fâtima auf und eilten gen Cordova, wo sie von Abdallah und den Seinen, die schon längst in tödtlicher Angst und Besorgniß um ihren Liebling geschwebt,

mit Jubel empfangen und begrüßt wurden. Unbeschreiblich wie ihre Freude war auch ihre Ueberraschung und Verwunderung über die seltsamen Schicksalsfügungen, durch welche die so lange getrennten Liebenden wieder zusammengeführt waren, und Abdallah leistete gern und willig seinem Sohne Abbitte für seinen hartnäckigen Unglauben. Eilig verkaufte er dann seine ganzen Besitzungen und seine Waarenlager und siedelte mit seinem Weibe und seinen Töchtern, von dem jungen Paar geleitet, nach Bagdâd über. In freudigem ungetrübten Genuß verbrachten fortan alle ihr Dasein, und als der Sultân das Zeitliche gesegnet, bestieg Malik, der Gemahl der Maid von Bagdâd, unter den Jubelrufen und Segenswünschen des Volkes den Thron, auf dem er zum Wohl und Heil seines Reiches, verehrt und geliebt von seinen Unterthanen, als gerechter und weiser Fürst herrschte bis an das Ende seiner Tage.

Druck von W. Pormetter in Berlin, Neue Grünstraße 30.

Für alle Besitzer von Schiller's Werken.

Als eine der nützlichsten und verdienstreichsten Arbeiten, die je zum Verständniß eines Dichters gemacht wurden, verdient allen Verehrern unseres „**Schiller**" mit vollster Ueberzeugung empfohlen zu werden:

Schiller-Lexikon.

Erläuterndes Wörterbuch zu Schillers Dichterwerken.

Unter Mitwirkung von **K. Goldbeck** bearbeitet

von

L. Rudolph.

2 Bände, mit dem Bildnisse des Dichters in Kupferstich.

Preis 3 Thlr.

Gleich beim Erscheinen des ersten Bandes dieses Werkes hat sich nicht allein **die gesammte deutsche Presse,** sondern auch die öffentliche Kritik in den bedeutendsten Blättern **Englands** und **Amerika's** auf das Lobendste über dasselbe ausgesprochen und dessen Anschaffung allen Verehrern unseres großen Dichters auf das Dringendste an's Herz gelegt.

Ein ebenso ungetheiltes Lob ist dem nun vollendet vorliegenden, wahrhaft zeitgemäßen Werke von

Schiller's Tochter,

der Freifrau von Gleichen-Rußwurm in Bonnlanden zu Theil geworden. Dieselbe schreibt unter dem 24. Juni 1870:

„Das vortreffliche **Schiller-Lexikon** bedarf meiner Empfehlung „und Anpreisung nicht mehr. Es empfiehlt sich durch eigene „Vortrefflichkeit, und ist gewiß schon in den Händen vieler, vieler „Schiller-Freunde, welche ihm die größte Anerkennung und „Dankbarkeit zollen werden."

„Welcher Gewinn ist der für Schiller begeisterten Jugend da„durch gegeben! Sie findet Aufklärung darin über Alles, was „ihr ja noch oft dunkel sein muß; und dieses **Schiller-Lexikon** sollte „überall zu finden sein, wo Schiller geliebt, verehrt wird."

In der Nicolaischen Verlagsbuchhandlung (A. Effert & L. Lindtner) in Berlin sind ferner erschienen:

Kaulbach, Shakespeare-Gallerie in Kupferstichen von Eichens, Gonzenbach, Hoffmann, Jacoby u. Schäffer. Gross-Royal-Folio. Lieferung I. *Macbeth* (3 Blatt). 12 Thlr. — Lief. II. *Der Sturm* (2 Blatt). 8 Thlr. — Lief. III. *König Johann* (3 Blatt). 16 Thlr. (Jedes Blatt ist auch einzeln zu haben.)

Kaulbach, Shakespeare-Album in photographischen Abbildungen *nach den Handzeichnungen des Künstlers.* 9 Blätter in Folio. Preis 10 Thlr. (Jedes Blatt ist auch einzeln zu haben.)

Inhalt: Macbeth, Banco und die Hexen. — Lady Macbeth schlafwandelnd. — Macbeth zum letzten Kampf sich waffnend. — Miranda, Fernando, Prospero, Kaliban, Stephano, Trinkulo. (Aus dem Sturm.) — König Johann und Philipp von Frankreich vor Angers. — Prinz Arthur und Hubert de Burgh. — Tod des Königs Johann im Klostergarten zu Swinstead. (Aus König Johann.) — Julius Caesar's Tod.

Kaulbach, Shakespeare-Album. Neue Cabinet-Ausgabe in eleganter Mappe mit Golddruck 4½ Thlr.

Kaulbach, Compositionen zu Shakespeare's Dramen. Visit-Format. 9 Blätter. 3 Thlr.

Kaulbach, Der Tod Julius Caesar's. Nach der Handzeichnung Kaulbach's photographirt. Ausgabe No. I. 8 Thlr. — No. II. 5 Thlr. — No. III. 1½ Thlr. — No. IV. ⅝ Thlr. — No. V. ½ Thlr. — No. VI. (Visit) ⅛ Thlr.

Kaulbach, Hermes fordert von Kalipso die Entlassung des Odysseus (Homer's Odyssee, fünfter Gesang). Nach der Handzeichnung Kaulbach's, in Photographie. Facsimile-Ausgabe à 6 Thlr. — Ausgabe I à 4 Thlr. — Ausgabe II (Album-Format) à 1 Thlr. — Visit à 10 Sgr.

Den Stoff zu diesem Bilde hat Kaulbach dem fünften Gesange der Odyssee entnommen. Die Figuren des Hermes und der Kalypso sind prächtig, voll Adel und Plastik: nirgends ein Ueberschreiten der zartgefühlten Grenze.

Kaulbach, Mutterliebe. Nach der Handzeichnung des Künstlers, in Photographie. Facsimile-Ausgaben à 6 Thlr. — Ausgabe I à 4 Thlr. — Ausgabe II (Album-Format) à 1 Thlr. — Visit à 10 Sgr.

Auch dieses Blatt ist mit Kaulbach'scher Meisterschaft ausgeführt. Eine junge Mutter, eine kräftig-edle Gestalt, unter Aehren ruhend, hat den Busen entblösst, nach welchem zwei kleine Knaben verlangend die Aermchen ausstrecken, um von dem Mutterquell der Liebe Nahrung zu empfangen. Alles in der Umgebung flüstert Liebe und Glück; Schönes vereinigt sich hier mit dem Ausdruck des Edlen und Lieblichen.

Kaulbach, Das Märchen vom Zwergkönig Worzel und dem Rattenkönig Fitzliratzi. 3 Blätter in Photographie, nach den Handzeichnungen Kaulbach's. Mit Text. Album-Format 3½ Thlr. — Visit 1 Thlr.

Die Composition dieser drei Blätter von W. v. Kaulbach in sprudelnder Laune ausgeführt, sind so voller Witz und Humor, dass sie seinem „Reinecke Fuchs" ebenbürtig an die Seite gestellt werden können.

Francesko Petrarka. Hundert ausgewählte Sonette überſetzt von Julius Hübner, Profeſſor an der Kunſt-Akademie in Dresden. Mit einem Titelkupfer (Laura darſtellend). Eleg. geb. 1¼ Thlr.

Wir empfehlen der gebildeten deutſchen Leſerwelt dieſe treffliche Ueberſetzung der Sonette Petrarka's, namentlich aber „allen Freunden italieniſcher Poeſie."

Gayette-Georgens, Jeane Marie v., **Geiſt des Schönen in Kunſt und Leben. Praktiſche Aeſthetik für die gebildete Frauenwelt.** Zweite vermehrte Ausgabe. Eleg. geh. 1¾ Thlr. In Prachtband 2¼ Thlr.

Calderon's Schauſpiele, überſetzt von J. D. Gries. 9 Bde. Neue Taſchen-Ausgabe. Mit dem Bildniſſe des Dichters. Geh. 6 Thlr. ☞ Allſeitig als die beſte und vollſtändigſte Ueberſetzung des unſterblichen Calderon anerkannt.

Inhalt: Das Leben ein Traum. — Die große Zenobia. — Das laute Geheimniß. — Der wunderthätige Magus. — Eiferſucht das größte Scheuſal. — Die Verwickelungen des Zufalls. — Die Tochter der Luft, in zwei Theilen. — Die Dame Kobold. — Der Richter von Zalamea. — Drei Vergeltungen in Einer. — Hüte Dich vor ſtillem Waſſer. — Die Locken Abſalons. — Der Verborgene und die Verkappte. — Des Gomez Aria's Liebchen. — Der Arzt ſeiner Ehre. — Der Maler ſeiner Schmach. — Des Namens Glück und Unglück.

Calderon, Das Leben ein Traum. Ueberſetzt von J. D. Gries. Neue elegante Ausgabe mit dem Bildniſſe Calderon's und einem Titelbilde vom Prof. J. Hübner in Dresden. — Elegant gebunden 25 Sgr.

Goethe, Geiſtesworte aus Goethe's Werken, herausg. von L. v. Lancizolle. Elegante Miniatur-Ausgabe. Geb. 25 Sgr.

Goethe, Geiſtesworte aus Goethe's Briefen und Geſprächen. (Fortſetzung der obigen Schrift.) Von L. von Lancizolle. Elegante Miniatur-Ausgabe. Geb. 1¼ Thlr.

Goethe's vier Jahreszeiten. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860 von Martin. Miniatur-Ausgabe. Geb. 1 Thlr.

Goldkörner und Perlen unſeres größten Dichters und aus deſſen ſchönſter Zeit.

Goethe, Das Pfarrhaus von Seſenheim. Ein Liederſpiel von Ed. Schüller. Mit einem **Titelbilde** von **Wilh. v. Kaulbach** (Goethe's Friederike darſtellend), in Photographie. Eleg. geb. 1 Thlr.

Eine gemüthvolle, ſehr intereſſante dramatiſche Arbeit, welche die Liebesgeſchichte Goethe's mit Friederike Brion zum Gegenſtande hat.

Th. Körner's ſämmtliche Werke. Neue Claſſiker-Ausgabe in 4 Bänden. Mit dem Bildniſſe des Dichters und einem Facſimile ſeiner Handſchrift, einer Abbildung ſeiner Grabſtätte, in Farbendruck und einem ſchönen Holzſchnitt nach einer Zeichnung des Directors Ed. Bendemann. Geh. 1¾ Thlr. Eleg. gebunden 2 Thlr.

Th. Körner's ſämmtliche Werke in Einem Bande. Mit denſelben Kunſtbeilagen wie zu der Claſſiker-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.